

Das „Tagblatthaus“ und seine Geschichte.

Dem Buchhändler und Buchdrucker Ludwig Schellenberg wurde vor nunmehr bald 120 Jahren am 20. Januar 1809 die amtliche Genehmigung zur Errichtung einer Druckerei erteilt und ihm gleichzeitig der Druck der „Landesherrlichen Verordnungen“, die bis dahin nur im „Herzogl. nass. allg. Intelligenz-Blatt“ veröffentlicht wurden, gestattet. Für die Errichtung der Offizin wurde das den Erben Weis gehörige Haus in der Langgasse erworben, das sich seitdem im Besitz der Familie Schellenberg befindet und mit der Ausdehnung des Geschäfts allmählich zu dem „Tagblatt-haus“ in seiner heutigen Gestalt entwickelte. Was in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts in Wiesbaden gedruckt wurde, stammte in der Hauptsache aus der L. Schellenberg'schen Hofbuchdruckerei (der Gründer war am 8. April 1819 zum Herzogl. Hofbuchdrucker ernannt worden), u. a. auch der 1808 neu eingeführte „Nassauische Allg. Landeskalender“ und der „Herzogl. Nass. Staats- und Adresskalender“. Der Sohn und Nachfolger des Begründers, August Schellenberg, der dem Hause seit dem Jahre 1842 vorstand, war ein Mann von besonderem Unternehmungsgeist. Er erweiterte nicht nur die für den umfangreichen Betrieb sich als ungenügend erweisenden Geschäfts-räume in der Langgasse durch Schaffung eines vierstöckigen Betriebsbaues, sondern wandelte auch das seit 1844 in seinem Verlag erscheinende „Wiesbadener Wochenblatt“, ein reines Anzeigenblatt kleinen Formats, im September 1852 als täglich erscheinende Zeitung, in das „Wiesbadener Tagblatt“ um, dessen Gründung damit vollzogen war. Den damaligen örtlichen Verhältnissen entsprechend, war das Blatt von bescheidenem Umfang. Es erschien in dem für Publi-kationen besonders beliebten Oktavformat und enthielt neben Anzeigen, behördliche Bekanntmachungen, Marktpreise, Kurszettel und Fremdenliste. „Kurze Bespre-



Ernst Ludwig Theodor Schellenberg.
Begründer der
L. Schellenberg'schen Hofbuchhandlung
und Hofbuchdruckerei (1772–1834).



Louis Schellenberg
(1852–1920).



Carl August Emil Schellenberg.
Begründer des
Wiesbadener Tagblatt (1815–1869).

Wiesbadener
T a g b l a t t.

No. 1. Donnerstag den 16. September 1852.

Ankündigung.

Da es bei der Ausdehnung Wiesbadens und durch die Anwesenheit einer großen Zahl von Fremden Bedürfnis geworden ist, ein tägliches Organ zur Vertretung der öffentlichen und Privat-Interessen zu besitzen, so hat es die unterzeichnete Buchhandlung unternommen, gleich wie in anderen größeren Städten, ein **Tagblatt**, mit Ausnahme des Sonntags, erschei-nen zu lassen, welches Bekanntmachungen und Inserationen aller Art, so wie die hiesigen Brod- und Fleischpreise, die Fruchtpreise von hier und von Mainz, den Geldcours -u. und ein Verzeichniß der in den Gast- und Badhäusern täglich ankommenden Fremden enthalten wird. Auch kurze Besprechungen von allgemeinem Interesse, in anständigem Tone gehalten, werden unentgeltliche Aufnahme finden, soweit es der Raum gestattet.

Das Tagblatt soll jeden Morgen erscheinen, und bietet daher Je-dem Gelegenheit, die neuesten Tagesereignisse vor Augen zu haben und Anzeigen jeder Art wirksam zu veröffentlichen.

Der Abonnementspreis ist pro Quartal **30 Fr.**, und erhalten Die-jenigen, welche vom 1. October an auf das Tagblatt pränumeriren, von jetzt bis dahin die Nummern gratis.

Die Einrückungsgebühr für die Zeile in gewöhnlicher Schrift ist auf den billigen Preis von **2 Fr.** festgesetzt.

Zu jahreslangem Abonnement ladet ergebenst ein

Wiesbaden, 15. September 1852.

L. Schellenberg'sche Hof-Buchhandlung.

Bekanntmachung.

Heute Donnerstag den 16. September, Vormittags 11 Uhr, läßt Gaß-wirth Georg Hahn im Nerothale dahier 12 Stück Ziegen, ächter Schwe-izer-Race, meistbietend gegen gleich baare Zahlung freiwillig versteigern.

Wiesbaden den 16. September 1852. Der Bürgermeister.
Fischer.

Wiesbadener
T a g b l a t t.

No. 15. Freitag den 1. October 1852.

Ankündigung.

Durch die überaus günstige Aufnahme, die das Tagblatt bei dem Pu-blikum gefunden, ist es der Verlags-handlung ermöglicht, um das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden zu können, von heute an das Blatt in einem halben Bogen erscheinen zu lassen, und darin, soweit es der Raum gestattet, interessante Erzählungen, Reisebeschreibungen u. dgl. aufzunehmen. Hierdurch wird neben dem praktischen Nutzen, den das Tagblatt gewährt, auch eine angenehme Lectüre dem Publikum geboten.

Für neue Abonnenten können die bereits erschienenen Nummern, soweit sie noch ausreichen, nachgeliefert werden, wobei bemerkt wird, daß die Gebühr für das Bringen ins Haus auf 9 fr. pro Quartal festgesetzt ist.

Wiesbaden, 29. September 1852.

L. Schellenberg'sche Hof-Buchhandlung.

Bekanntmachung.

Mit Beziehung auf die Bestimmungen des Edicts vom 15. Mai 1819 wird hiermit bekannt gemacht, daß alles Gesinde, welches dahier in Dienst treten will, im Besitze des in genanntem Edict vorgeschriebenen Dienst- und Lohnbuchs sein muß, und daß für die Zukunft nur solchen Dienst-boten, welche ein Dienst- und Lohnbuch, in welches die Zeugnisse sowie die Bemerkung des jedesmal empfangenen Lohnes von der früheren Dienst-herrschaft vorschriftsmäßig eingeschrieben sind, dahier vorzeigen können, ge-stattet werden wird, einen anderen Dienst in hiesiger Stadt anzunehmen.

Wiesbaden, 27. Sept. 1852. Herzogl. Polizei-Commissariat.
v. Köpfer.

Bekanntmachung.

Die auf gestern anberaamt gewesene Versteigerung der zum Nachlasse des verstorbenen Schneiders Johann Philipp Müller aus Gsch gehörigen Mobilien ist eingetretener Hindernisse wegen zurückgesetzt worden, und findet erst heute Nachmittag 2 Uhr in dem Wohnhause des Schmieds Heinrich Gg in der Oberwegergasse dahier Statt.

Wiesbaden den 1. October 1852. Der Bürgermeister.
Fischer.

hungen von allgemeinem Interesse, in anständigem Ton gehalten" sollten „unentgeltliche Aufnahme finden, soweit es der Raum gestattet“. Daß ein Bedürfnis für das Erscheinen des Wiesbadener Tagblatts vorlag, erhellt schon die Tatsache, daß bis zum 1. Oktober die

seine ganze Liebe und Sorgfalt widmete, zu schaffen. Nach den Plänen der Baufirma Lang und Wolff wurde der Neubau des Tagblatthauses in mehreren Etappen im Jahre 1904 in Angriff genommen. Zunächst wurden die neuen Betriebsräume und die große Schalterhalle erbaut, nach deren Fertigstellung schließlich das Vorderhaus errichtet wurde, das sich gleichsam um den Tunnel herumbaute, der über ein Jahr die Verbindung zwischen der Halle und der Langgasse bilden mußte. Wegen des von Thermalwasser ganz durchsetzten Bodens und der Schwierigkeiten, welche die durch das Grundstück laufende, jahrtausende alte und eisenfeste „Heidenmauer“ bei den Grundarbeiten verursachte, gingen die Arbeiten zunächst nur langsam voran. Erst nach 5 Jahren, im August 1909, stand das Werk vollendet da, gab das „Tagblatthaus“ mit seiner monumentalen Sandsteinfassade dem Straßenbild der mittleren Langgasse das eindrucksvolle Gepräge einer architektonischen Lebenswürdigkeit, die es auch seiner inneren Ausstattung nach ist.

Das „Tagblatthaus“ und das „Wiesbadener Tagblatt“ in ihrer heutigen Gestalt sind das Lebenswerk Louis Schellenbergs. Nicht nur Fachkenntnisse, Tüchtigkeit, Weitblick und Unternehmungsgeist waren die Triebfedern seiner rastlosen Bemühungen, ein Werk zu schaffen, das ihn überdauerte. Künstlerisches und soziales Verständnis waren ihm in hohem Maße eigen, ließen ihn immer wieder auf Verbesserungen im Betriebe zur Annehmlichkeit des Publikums oder zum Wohle seiner Angestellten fassen, und was ihm praktisch oder allgemein (nicht im materialistischen Unternehmer Sinn) wertvoll erschien, das führte er aus, wobei er auch Anregungen von anderer Seite auf ihre Nützlichkeit wohlwollend

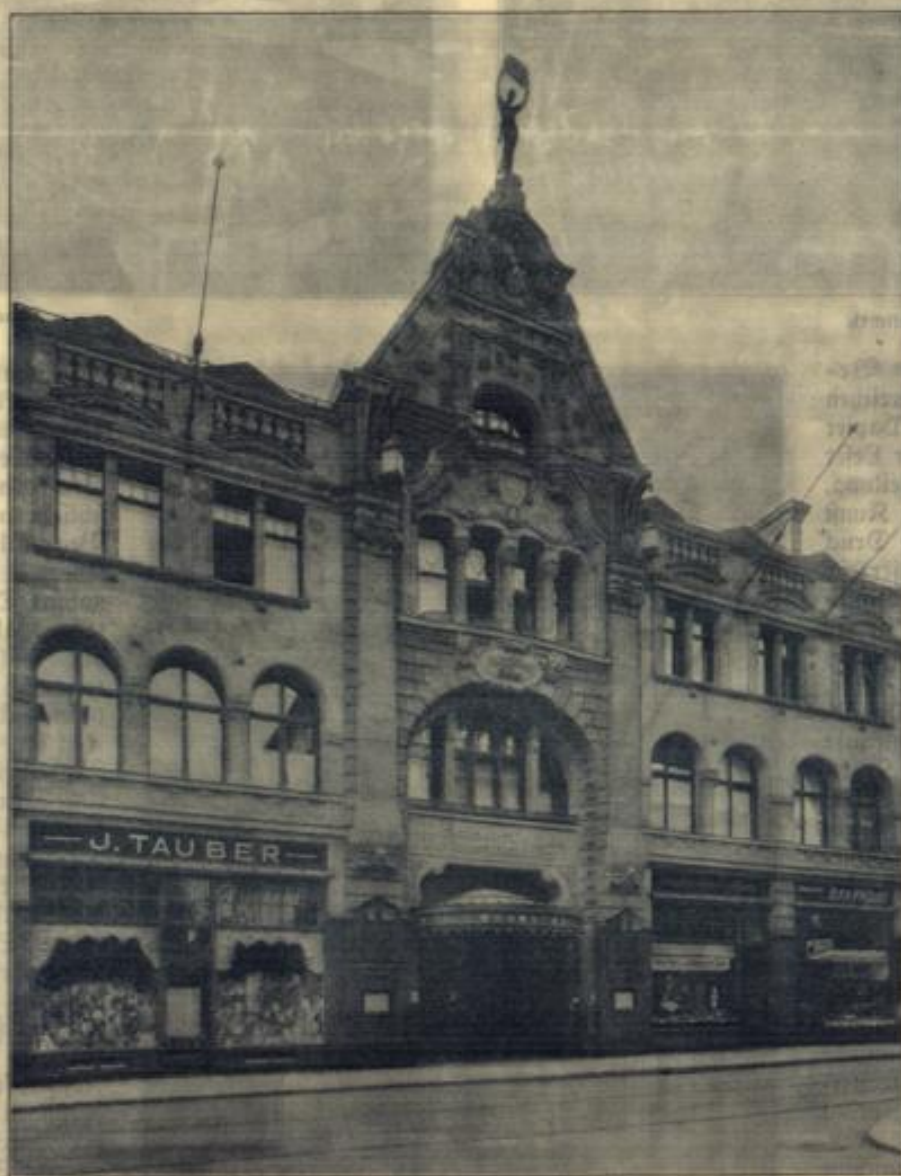


Das „Tagblatthaus“ nach seinem Umbau 1904.



Das „Tagblatthaus“ im Jahre 1890.

bis dahin erschienenen Nummern des „Blättchens“ restlos vergriffen waren und in der Abonnements-einladung eine weitere fertliche Ausgestaltung versprochen werden konnte. Wenn diese auch zunächst auf mehr oder weniger lokale Angelegenheiten und einen in Fortsetzungen erscheinenden Roman beschränkt blieb, so war doch die Anteilnahme der Bürgerschaft — wie aus zahlreich veröffentlichten Einsendungen zu entnehmen ist — an dem Blatte und seinen Veröffentlichungen eine sehr rege, sodaß die 1870 erfolgte Ausdehnung des Formats um das Doppelte auf Quartgröße mit der Mitteilung verbunden werden konnte, daß „die Auflage des Wiesbadener Tagblatts mehr als das Doppelte und Dreifache beträgt, als irgend eines der hier erscheinenden Blätter.“ Seine eigentliche Ausgestaltung zu einer modernen Tageszeitung erhielt das „Wiesbadener Tagblatt“ aber erst, als Louis Schellenberg, der Sohn des Vorbesizers, im Jahre 1877 das väterliche Geschäft übernahm, nachdem er durch langjährige Tätigkeit im In- und Auslande Erfahrungen für den Betrieb eines solchen Unternehmens gesammelt hatte. Mit diesem Zeitpunkte, der allenthalben einen Aufschwung des wirtschaftlichen Lebens bedeutete, begann auch für das „Wiesbadener Tagblatt“ eine epochehafte Entwicklung. Nach Vergrößerung der Geschäftsräume wurde im Jahre 1887 die erste Rotationsmaschine angeschafft, da die Schnellpressen eine rechtzeitige Fertigstellung des für damalige Verhältnisse schon recht umfangreichen Blattes nicht mehr ausreichten. Die inzwischen erheblich erweiterte fertliche Ausgestaltung ließ von 1891 ab eine Veröffentlichung in zwei Tagesausgaben als zweckmäßig erscheinen: einer Abendausgabe, die jetzt in dem großen Zeitungsformat erschien und das aktuelle Nachrichtenmaterial enthielt, und einer Morgenausgabe im seitherigen Quartformat, die neben den Anzeigen einen reichen Unterhaltungsstil, sowie lokale Mitteilungen brachte. Von 1896 ab erschienen dann beide Ausgaben in großem Format. Mit der ständig wachsenden Auflageziffer und der Ausdehnung des Betriebes ließ sich auch eine räumliche Erweiterung des Gebäudekomplexes, den das „Tagblatthaus“ bereits bildete, nicht mehr aufschieben. Nach dem Neubau eines hinteren Flügels an der Mehrgasse war das alte „historische“ Vorderhaus unter Wahrung seines Charakters innen entsprechend ausgebaut und äußerlich zu dem noch in guter Erinnerung befindlichen malerischen Fachwerkbau umgewandelt worden. Aber auch diese Erweiterung erwies sich bald als nicht mehr ausreichend. Ein gründlicher Um- und Neubau war erforderlich, um Licht, Luft und Raum für den Betrieb, dem der Besitzer



Das „Tagblatthaus“, vollendet 1909.

prüfte. Er hatte es verstanden, sich einen Stab erprobter Mitarbeiter heranzuziehen, deren Begabung oder Eignung er mit sicherem Blick erkannte. Seine vornehme Menschlichkeit und gewinnende Lebenswürdigkeit, die ihn im persönlichen Umgang, auch mit seinen Angestellten, auszeichnete, bleibt unvergessen. Der Ausgestaltung des Wiesbadener Tagblatts zu einer

modernen Tageszeitung, in der auch Kunst, Kultur und Heimatpflege eine würdige Stätte fanden, dem Ausbau der Druckerei mit allen technischen Errungenschaften der Neuzeit, war stets seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Und auch über die schweren Kriegs- und Nachkriegsjahre hat er es verstanden, sein Werk ungefährdet hinüber zu retten. Als er am 21. April 1920 starb, tief betrauert von allen, die ihn kannten, konnte er die Augen schließen in der Gewißheit, daß sein Lebenswerk in seinem Sinne weitergeführt werde.

Wie das „Wiesbadener Tagblatt“ entsteht.

Ein Gang durch Verlagshaus, Redaktion und Betriebsräume.

Wenn der Leser des Abends seine Zeitung zur Hand nimmt, um sich über das Weltgeschehen oder die Ereignisse des Tages zu unterrichten, Wissen und geistige Anregung aus ihrem Inhalt zu schöpfen, dann empfindet er diesen Vorgang als etwas Gegebenes und Selbstverständliches. Verbrieft wird er nur, wenn er sein Blatt einmal nicht pünktlich erhält. Wie die Zeitung entsteht, wieviel Mühe und Arbeit in nur nach Stunden bemessener, knapper Zeit erforderlich sind und täglich aufzuwenden werden müssen, um alles Wichtige und Wissenswerte herbeizuschaffen, zu bearbeiten, aktuell zusammenzustellen und übersichtlich vor Augen zu führen, davon kann sich der Leser nur schwer einen Begriff machen. Und doch ist nichts mehr als ein Einblick in die Zusammenhänge des Zeitungsbetriebes geeignet, das Verhältnis des Lesers zu seinem Blatte persönlicher zu gestalten, die Bedeutung der Presse und den Wert ihrer täglichen Leistung zu erkennen. Ist es doch im allgemeinen schon überaus schwer, dem Publikum die Begriffe Verlag, Redaktion, Expedition und technischer Betrieb, die in ihrer Gesamtheit die Organisation einer Zeitung darstellen, in ihrer Zuständigkeit, ihren Funktionen und deren Abgrenzung verständlich zu machen. Der Verlag, in dem die Zeitung erscheint, ist das Haupt des Betriebes, Fundament und Dach des Hauses, die dem Ganzen erst die Möglichkeit einer Existenz geben. Von hier aus muß der vielföpfige Betrieb kaufmännisch und sachmännisch übersehen, organisatorisch geleitet und für seine Bedürfnisse in personeller, materieller und finanzieller Hinsicht gesorgt werden. Die Schriftleitung gibt der Zeitung den geistigen Inhalt, in dem sie das täglich, stündlich und minutlich, mit jeder Post, jeder Depesche und jedem Telephonat eingehende Material sichtet und verarbeitet oder Stellung dazu nimmt. Die Schriftleitung gliedert sich in mehrere Unterabteilungen oder Ressorts. Politik, Handel, Feuilleton, Lokales, Umgebung und Sport,

sowie die Unterhaltungsbeilage wollen berücksichtigt sein und müssen je nach der aktuellen Bedeutung ihres Inhalts auch dem Umfang nach miteinander in Einklang gebracht werden, was nicht immer leicht ist, denn jede Abteilung ist von ihrer besonderen Wichtigkeit für den Leser überzeugt und der vorhandene „Stoff“ für dessen Überschuß übrigens sehr umfangreiche „Papierkörbe“ aufnahmebereit zur Verfügung stehen, überschreitet die Unterbringungsmöglichkeiten um das Mehrfache. Die Anzeigenabteilung, der auch die Bezugsabteilung angegliedert ist, ist die Quelle, aus der die Mittel zur Unterhaltung des Betriebes geschöpft werden; sie bringt, worauf sie sehr stolz ist, die Einnahmen, von denen die erheblichen Unkosten der anderen Abteilungen bestritten werden müssen. Sie vermittelt den Vertrieb der Zeitung an den Leser durch das Trägerpersonal, nimmt die Anzeigenaufträge entgegen und steht dem Auftraggeber mit Rat und Anregung für Aufnahme und Platzierung der Anzeige, die heute mehr denn je das wichtigste und wirksamste Werbemittel für den Kauf-



Durchgangshalle.

stimmten Stelle die Zeitung, gefaltet und gezählt, versandfertig herauszuschleudern. Da die Zeitung nunmehr fertig ist und nur noch durch die Träger, die schon auf die neue Ausgabe warten, dem Leser zugestellt zu werden braucht, wollen wir uns nicht mehr länger mit den technischen Einzelheiten aufhalten, sondern den in der Überschrift versprochenen Rundgang durch das „Tagblatt-Haus“ antreten. Die eindrucksvolle Front des Hauses mit der schönen Gliederung der Sandsteinfassade findet nach oben mit der figürlichen Krönung des Giebels, ein Werk des kürzlich in Davos verstorbenen Wiesbadener Bildhauers Modrow, „Das Wissen“ darstellend, ihren Abschluß. Durch das Portal, das seitlich die Brustbilder der Patrone der Buchdruckerkunst und der graphischen Künste, Gutenberg und Albrecht Dürer, in Glasmosaik zeigt, während die Decke ein heraldischer Buchdruck-Adler mit weiter Flügelspannung ziert, betreten wir die Durchgangshalle, deren Wände in bronzeeingelassenen Vitrinen die einzelnen Seiten der neuesten Nummer des Wiesbadener Tagblatts zeigen oder



Schalterhalle (Seitenansicht).

mann ist, zur Verfügung. Der technische Betrieb, der Setzerei und Druckerei mit zahlreichen Nebenabteilungen umfasst, gibt der Zeitung aus Papier und Druckerwärme die Form, deren Inhalt der Leser mit Spannung erwartet. Aber gerade diese Abteilung, in der die Jünger Gutenbergs ihre schwarze Kunst ausüben und in eifriger Tätigkeit durch Satz und Druck dem Worte Dauer verleihen, ist der komplizierteste Teil des ganzen Zeitungsbetriebes. Von der Handpresse Gutenbergs bis zur Rotationsmaschine ist ein ebenso weiter Weg, wie von der in Holz geschnittenen Schrifttype zur Setzmaschine. Und doch haben beide, Setzmaschine und Rotationsmaschine, erst dem Zeitungswesen die Möglichkeit gegeben, sich zu dem Umfang und der Bedeutung, die es heute im Kultur- und Wirtschaftsleben einnimmt, zu entwickeln. Abgesehen von den größeren Anzeigen, die mit der Hand zusammengestellt werden, wird der gesamte Schriftsatz einer Tageszeitung auf Setzmaschinen, Wundern technischer Konstruktion, hergestellt, und zwar in einer um das vielfache schnelleren Zeit, als es mittels Handsatzes möglich wäre. Der Maschinensetzer tippt auf einer Tastatur (ähnlich der einer Schreibmaschine) die Buchstaben an; das übrige besorgt die Maschine, die den Text zeilenweise gegossen liefert, sodas er zu Kolonnen (Seiten) zusammengestellt an die Stereotypie weitergegeben werden kann, wo die Seiten nochmals geprägt und in die Form von Halbzylindern gegossen werden, um, je zwei, auf die Walzen der Rotationsmaschine zum Druck gelegt zu werden. Eine solche Rotationsmaschine ist schon im Ruhezustand ein ehrfurchterweckendes gigantisches Konstruktionsgebilde, das ganz aus Rädern und Walzen, um die eiserne Treppen und Gestänge laufen, zu bestehen scheint. Überwältigend aber wirkt sie auf den Betrachter, wenn er sie in Betrieb sieht. Wenn Räder und Walzen sich in wahnsinnigem Tempo mit ohrenbetäubendem Geräusch drehen und den ununterbrochen fließenden breiten Streifen weißen Papiers aus Riesenrollen, die zu beiden Seiten der Ma-



Tagblattkontor.



Treppenhaus (Seitenansicht).

schine befestigt sind, durch die verschiedenen Walzen mahlen, bedrucken, schneiden und zusammenlegen, um an einer be-

die geschmackvollen Druckerzeugnisse der L. Schellenberg'schen Hofbuchdruckerei in einer kleinen Musterkollektion vor Augen führen. Durch die facettierten Spiegelscheiben messingbeschlagener Verbindungstüren sehen wir bereits die Schalterhalle, die sich an das Vorderhaus anschließt und als weiter und hoher Raum, der mit allen Bequemlichkeiten eingerichtet ist, lediglich für den Verkehr mit dem Publikum bestimmt ist. Anzeigenannahme, Tagblattausgabe, Auskunftserteilung und Offertenausgabe befinden sich hier. Beherrscht wird der mit Holzschnitzereien, Marmor und Bronze architektonisch belebte Raum von dem die ganze obere Hälfte der Rückwand einnehmenden Glasgemälde, das einen Teil des alten Wiesbaden mit früherem Rathaus, Marktbrunnen und Albturm darstellt. Rechts führt eine Tür zum Tagblatt-Kontor mit der Buchführungsabteilung für die Anzeigen und dem Zimmer des Abteilungschefs. Links befindet sich das Kontor der Alzidenzdruckerei, als besondere, von der Tagblattdruckerei getrennte Abteilung des Betriebes. Die L. Schellenberg'sche Hofbuchdruckerei hat stets ihre Ehre darin gesucht, typographisch mustergültige Druckarbeiten zu liefern und die ihr übertragenen Aufträge auf das sorgfältigste auszuführen. Ein besonders reichhaltiges Schriftensmaterial, sowie gut vorgebildete Fachkräfte geben ihr die Möglichkeit, allen Anforderungen und Wünschen gerecht zu werden. Von der Durchgangshalle führen zwei breite Treppen in die oberen Stockwerke zur Redaktion und zur kaufmännischen Leitung bzw. Verlagsdirektion, zu denen man nach Anmeldung über die Telephon-Zentrale, an die sämtliche Abteilungen angeschlossen sind, gelangt. Das Vestibül im ersten Obergeschoß ist zu einem vornehm und geschmackvoll wirkenden Empfangsraum ausgestaltet, dessen Bogenfenster einen malerischen Durchblick auf das Glasgemälde der Schalterhalle gestattet. Die Seitenflächen des Empfangsraums sind zur Anbringung von Ehrenstelen für Jubilare und verdienstvolle Mitglieder des Hauses bestimmt.

Aber die Ausstattung der Redaktionsräume und der übrigen Zimmer im Vorderhaus, deren Einrichtung den feinsinnigen und künstlerischen Geschmack ihres Schöpfers zum Ausdruck bringt, unterrichten die beigegebenen Bilder auf das Anschaulichste. Wir können uns daher nunmehr den in den Seitenflügeln und dem Gebäude an der Wagemannstraße befindlichen technischen Betriebsräumen zuwenden. An dem Raum für die im täglichen Kampf mit dem Druckfehler-Teufel stehenden Korrektoren vorbei gelangen wir in den Saal der Setzmaschinen, wo uns das monotone Rasseln aus 9 Linotype-Setzmaschinen die Emsigkeit der Verarbeitung des von der Redaktion gelieferten Materials anzeigt. Hier wird auch der Text seitweise zusammengestellt, „umbrochen“, wie der Fachausdruck für diese Arbeit lautet, die dem „Metteur“ nach Angaben der Redaktion obliegt. Neben dem Setzmaschinen-Saal befindet sich die Anzeigensekerei, in der die Schriftsetzer auf „Winkelhaken“ und „Schiff“ das reiche Schriftenmaterial zu effekt-



Druckereisektor.

wöhnlich in 1½ Stunden hergestellt werden kann. Das hierfür benötigte Papier liegt in gewaltigen, mehrere Zentner schweren Rollen im Untergeschoß gestapelt. Werfen wir noch einen Blick in den im Erdgeschoß liegenden Druckereisaal der Alzidenzabteilung mit den zahlreichen Flachdruckmaschinen und den großen Schnellpressen, die automatische Bogenzuführung haben, um dann wieder in die oberen Regionen zu steigen, die noch die Alzidenzsekerei, die mit allen technischen Hilfsmaschinen versehene umfangreiche Buchbinderei des Tagblatthauses und das sehr reichhaltig ausgestattete Papierlager bergen, so haben wir flüchtig das ganze Haus gesehen, bei dessen Besichtigung uns besonders die zu der „schwarzen“ Kunst scheinbar in Gegensatz stehende, durch moderne hygienische Einrichtungen, wie Entstaubungsanlagen, Wasch- und Badeeinrichtungen usw. geförderte peinliche Sauberkeit und Ordnung, die überall herrschen, aufgefallen ist. Das in knappen Umrissen eben gezeichnete Bild des Wer-



Verbalfonten.



Direktionszimmer.

vollen Blickfängen zusammenstellen. Unser nächster Besuch gilt der ein Stockwerk tiefer liegenden Stereotypieabteilung, in welcher der Satz einen Präge- und Gießprozeß durchzumachen hat, ehe er als Druckplatte an die Rotationsmaschinen weitergegeben wird. Diese

befinden sich im Untergeschoß in mehreren Exemplaren, sodaß dem Umfange des Blattes und der Auflagenziffer keine Grenzen gestellt sind. Bis zu 12 000 sechzehnteilige Nummern druckt jede der Maschinen in einer Stunde, sodaß die Tagblattausgabe einer Nummer ge-

dens einer Zeitung und des Apparates, der für ihre Herstellung erforderlich ist, möge dazu beitragen, beim Leser Verständnis zu wecken für die Leistung, die täglich zu vollbringen ist, um ihm durch die Zeitung Kenntnis von den Dingen zu geben, die seine Aufmerksamkeit erfordern.

Die sozialen und Wohlfahrts-Einrichtungen des Tagblatthauses.

Das Verhältnis zwischen dem Chef und den Angestellten des Tagblatthauses bzw. der L. Schellenberg'schen Hofbuchdruckerei war von Anfang an stets ein herzliches und andauerndes, auf Leistung und Gegenleistung begründetes, das bis zum heutigen Tage traditionell fortgesetzt wurde. Seit der Gründung des Hauses haben die jeweiligen Inhaber verantwortungsbewußt auch dem Wohlergehen ihrer meist langjährig tätigen Angestellten über die Berufsarbeit hinaus Interesse und Aufmerksamkeit gewidmet und sind ihnen in Krankheits- und Notfällen oder bei Berufsunfähigkeit im Alter hilfreich zur Seite gestanden. In ganz besonderem Maße hat sich Louis Schellenberg dieser Fürsorge für die Mitarbeiter seines Hauses angenommen. Mit sozialem Weitblick gründete er schon lange vor einer gesetzlichen Regelung der Altersversorgung der Angestellten aus Anlaß des 50jährigen Jubiläums des Wiesbadener Tagblatts am 1. Okt. 1902 die „Unterstützungs- und Pensionskasse der L. Schellenberg'schen Hofbuchdruckerei“, die am 1. Januar 1903 in Wirksamkeit trat. Die aus eigenen Mitteln gegründete Kasse, die lediglich durch Zuschüsse und



Zimmer des Hauptschriftleiters.

Stiftungen des Betriebes unterhalten wird, deren Mitglieder, sämtliche Angestellte des Hauses, voll-

Jahren; einer ist zu einem anderen Beruf übergegangen und 10 leben im Ruhestand.

ständig beitragsfrei sind, gewährt in Krankheitsfällen eine Unterstützung zu den Krankentassenbezügen und bei eintretender Arbeitsunfähigkeit Ruhegehalt und Witwengelder. Kassenvorstand und Kassenverwaltung bestehen lediglich aus Mitgliedern des Hauses. An Kranken-, Kriegs- und sonstigen Unterstützungen sowie an Ruhegehalt und Witwengeldern brachte die Kasse in der Zeit vom 1. Januar 1903 bis zum 31. Dezember 1918, ferner vom 1. Januar 1924 bis zum 31. Dezember 1926 (die Beträge während der Nachkriegs- und Inflationszeit mit ihren phantastischen Ziffern sind hierbei nicht berücksichtigt) insgesamt Mk. 161 256.— zur Auszahlung. Zurzeit beziehen 19 ehemalige Angestellte Ruhegehälter und 13 Personen Witwengelder. Noch ein Wort über die Zahl der Jubilare im Tagblatthaus, deren langjährige dem Hause geleistete Dienste Beachtung und Würdigung fanden. Der Betrieb zählt insgesamt 50 lebende Jubilare mit einer Dienstzeit von 25 bis 54 Jahren. Davon sind noch 39 im Hause tätig, und zwar mit Dienstjahren von 25 bis 52 Jahren; einer ist zu einem anderen Beruf übergegangen und 10 leben im Ruhestand.

Wiesbadener Leben vor 75 Jahren im Spiegel des Wiesbadener Tagblatts.

Erfolg und Ergebnis veranlassen zum Verweilen, zur Besinnung und Erinnerung. Der Blick schweift zurück in die Zeiten der Entwicklung und haftet besonders fest und gern an dem Beginn des Werdens. So ist es ja schon im Alltagsleben: der Wanderer, der den Berg ersteigt, macht an entscheidenden Punkten seines Weges halt, schaut rückwärts auf die zurückgelegten Strecken, freut sich der geleisteten Arbeit, schöpft Kraft zum weiteren Anstieg, bewahrt die herrlichsten Eindrücke als unvergeßliches, unverlierbares Eigentum und erinnert sich mit Freude des Ausgangspunktes seiner erlebnisreichen Wanderung. . .

So gibt es auch im geschichtlichen Leben Ruhepunkte, an denen der Betrachter für Augenblicke stille steht, um sich rückschauend das Vergangene ins Gedächtnis zurückzurufen, um die Summe der Zeit zu ziehen, an denen ganz von selbst die Frage über seine Lippen tritt nach den äußeren und inneren Bedingungen des beginnenden Wachstums, sei es auch nur, um sich ein Bild jener Zeit vor Augen zu stellen, ohne die Absicht, die Fäden des Kausalzusammenhanges bloßzulegen. Schon die Betrachtung der Vergangenheit an sich ist reizvoll. . .

Und dazu bietet das Bestehen einer Zeitung einen willkommenen und notwendigen Anlaß. Gerade sie ist vermöge ihrer den Angelegenheiten der Menschen gewidmeten Eigenart imstande, eine Vorstellung früherer Zeiten hervorzurufen. Und das „Wiesbadener Tagblatt“ ist für die Kenntnis des Lebens in Wiesbaden eine bedeutsame Quelle. Wiesbaden vor 75 Jahren. . . Eine wie kurze Zeitspanne im Vergleich mit weltgeschichtlicher Entwicklung, aber für den Menschen von heute mit seiner Gewöhnung an die Schnelligkeit des Lebensstempos und seinen riesenhaft geschwollenen Anforderungen hinsichtlich rascherer und rücksichtsloser Ausnutzung der Zeit ein bis zur Unübersehblichkeit mit einer Menge von politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Ereignissen angefüllter Zeitraum, wenn man sich die letzten dreiviertel Jahrhunderte in ihrem Vorüberziehen vergegenwärtigt; und welche Wandlung sich in und mit Wiesbaden vollzogen hat, mag aus einer einzigen Tatsache ersichtlich werden, daß unsere Kurstadt zum Beginn dieses Zeitabschnittes etwa 15 000 Einwohner zählte. Es ist jene Zeit, in der Wiesbaden sich als kleinstaatliche Hauptstadt der Residenz des Landesherren, des Herzogs, erfreute, als es Sitz hoher und höchster Landesbehörden war, als das Kernstück der Stadt der vom Uhrturm bewachte Marktplatz war, als es noch eine Meggergasse gab, eine obere und untere Weber- und Goldgasse, als die Bezeichnungen Sonnenberger-, Schwalbacher Chauffee, Dossheimer Weg noch an die Isoliertheit des Städtchens von seinen Vororten erinnerten, als das alte Kurhaus noch stand, als an dem einzigen Bahnhofe der Taunusbahn fünf bis sechs Züge einliefen bzw. abfuhren, als man über den Zuzug nach Wiesbaden auf Grund bestehender Bestimmungen ängstlich wachte. . .

Als in dieser Zeit das „Wiesbadener Tagblatt“ gegründet wurde, wollte es nicht mehr und nicht weniger sein als eben ein Tagblatt, d. h. ein „tägliches Organ zur Vertretung der öffentlichen und Privat-Interessen“, notwendig geworden „bei der Ausdehnung Wiesbadens und durch die Anwesenheit einer großen Zahl von Fremden“. Also nicht eine Zeitung im üblichen Sinne, etwa ein Organ zur Verfechtung irgend einer politischen Meinung war der Endzweck des Unternehmens, sondern es wollte, wie die Ankündigung verheißt, „Bekanntmachungen und Inserationen aller Art, so wie die hiesigen Brod- und Fleischpreise, die Fruchtpreise von hier und von Mainz, den Geldcours usw. und ein Verzeichniß der in den Bade- und Gasthäusern täglich

ankommenden Fremden enthalten.“ Auch „kurze Besprechungen von allgemeinem Interesse, in anständigem Tone gehalten“, sollen unentgeltliche Aufnahme finden.

So vermitteln zunächst die Bekanntmachungen der Behörden eine Vorstellung von ihren Sorgen, Nöten und Bestrebungen zum Wohl der von ihnen betreuten

aller Sorten Papier durch die Herzogl. Nassauische Hof- und Appellationsgerichts-Kanzlei, das Herzogl. Justizamt und die Herzogl. Landoberschultheißeerei veröffentlichten ihre Verfügungen.

Fragen des Lebensunterhaltes werden berührt, wenn z. B. die Preise für das vierpfündige Brot von den Geschäften Alder, Schellenberg, Linnekohl, Schweisgut u. a. angegeben oder die Preise für „ertrafines“ oder „feines Vorschuß“ von Mehl, für die üblichen Fleischsorten, „Spicksped“, Mierenfett, Schweineschmalz, Bratwurst, Leber- und Blutwurst von den Metzgereien Dillmann, Bücher, Steib, Cron, Seiler, Hees, Thon u. a. bezeichnet werden. Das Weißbrot kostete damals durchschnittlich 17 Kreuzer, das Pfund Fleisch 9 bis 14 Kreuzer (1 Kreuzer = etwa 3 1/2 Pfg.). Der Versorgung mit Lebensmitteln diente dann weiter ein Fruchtmarkt, der an jedem Donnerstag von 9 bis 11 Uhr stattfand. Während dieser Zeit wurde die Marktfahne aufgesteckt. Wiederverkäufer und Fruchthändler durften erst nach beendigter Marktfahrt, also nach Herunterlassen der Marktfahne, ihre Einkäufe machen; der Zugang zum Markt und der Aufenthalt dort war während dieser Zeit nicht gestattet; die Frucht, die in die Stadt eingefahren war, mußte auch auf dem Markte abgesetzt werden, das Aufkaufen der Frucht an den Eingängen der Stadt war verboten. Nur vor dem Marktmeister durfte der Kauf getätigt werden, wobei nach Wiesbadener

Maß, der Malter Weizen zu 170 Pfund, das Korn zu 160, die Gerste zu 144, der Hafer zu 90 Pfund per Malter veräußert wurde.

Zweifellos war der Charakter Wiesbadens als Residenzstadt nicht ohne Einfluß auf das geschäftliche Leben. Verhältnismäßig groß war der Bedarf der dadurch notwendigen Behörden und es ist selbstverständlich, daß auch die Herzogl.

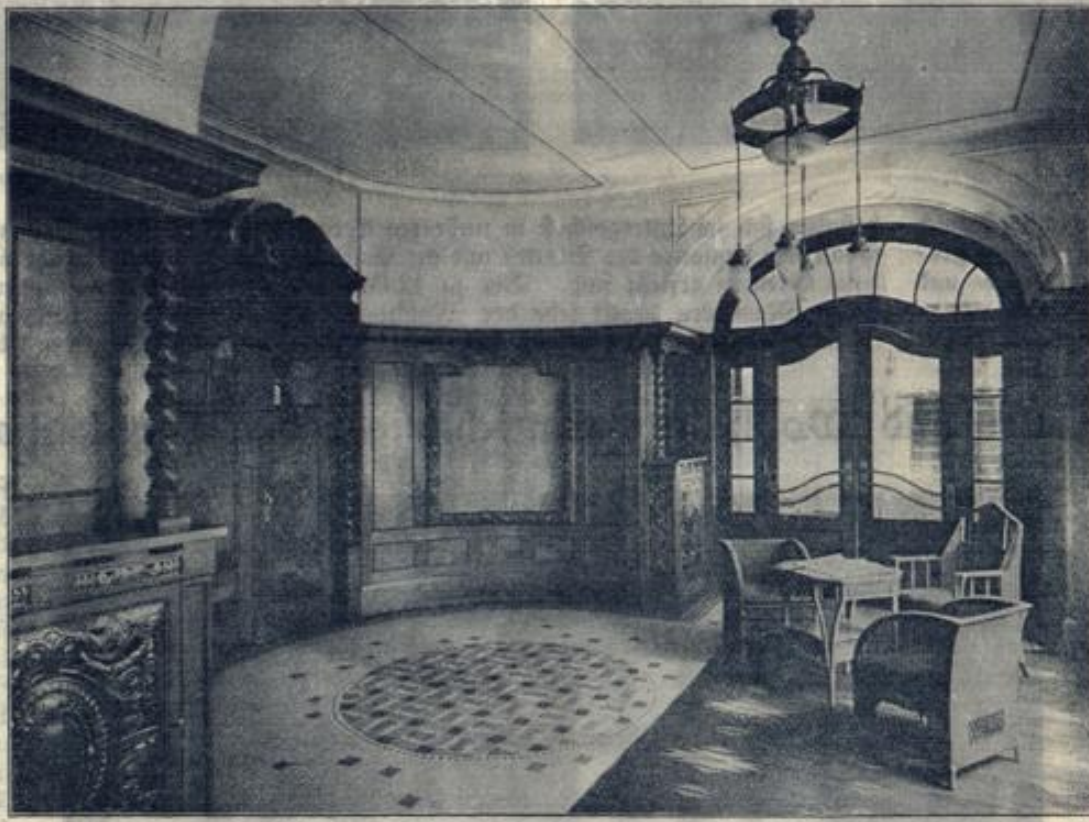
Hofhaltung ihre Einkäufe bei den Geschäftsleuten der Stadt machte. So wird, um ein Beispiel anzuführen, „die Lieferung des Geflügels . . . im Jahre 1853 . . . im Submissionswege an einen cautionsfähigen Mann begeben.“ Ferner werden die Bedarfsgegenstände für die in Wiesbaden und Viebrich garnisonierenden Truppen zur Lieferung ausgeschrieben und andererseits überflüssig gewordene Gegenstände an die Bevölkerung versteigert. Hier steht die Anzeige schon recht intensiv im Dienste dieses geschäftlichen Verkehrs. Es fehlt auch nicht an Versuchen, neue Erwerbsmöglichkeiten zu schaffen, wenn z. B. der Vorstand der „Gesellschaft für Förderung der Seidenzucht im Herzogtum Nassau“ bekannt macht, daß „zweijährige Maulbeerbäume zur Herbstpflanzung unter der Adresse: „Filanda für Seidenbau zu Wiesbaden“ bezogen werden“ können. Mit diesem Unternehmen wurde noch eine „Fabrik für Strohflechten“ verbunden. Den Damen, welche sich mit der schönen Beschäftigung der Strohflechterei bekannt machen wollen“, wird mitgeteilt, daß sie Unterricht darin in ihren Woh-

nungen erhalten könnten, das sei schnell erlernt, und wenn sich die Damen keine Strohüte selbst flechten wollten, so könnten sie das Stroh um sehr billigen Preis aus der Fabrik erhalten. Die selbstgefertigten Strohflechten würden dann in eine Mainzer Strohbutfabrik zur endgültigen Verarbeitung gesandt. Sollten sich viele Teilnehmerinnen melden, so würde damit „in einembin dem Volke ein Beispiel gegeben, denn in der Schweiz bringt dieser Industriezweig schon Millionen ein und hat sich auch schon in einem großen Teil des Großherzogtums Baden verbreitet.“ Daß beide Artikel auch im Handel zu haben waren, geht aus der Notiz, daß die Pariser Strohsöhlen nunmehr auch von nassauischem Stroh gefertigt



Gaulleiten-Redaktion

Bürger Wiesbadens. Gleich in der ersten Nummer kündigt das damalige Oberhaupt der Stadt, Bürgermeister Fischer, an, daß „Gastwirt Georg Hahn im Nerothale dahier 12 Stück Ziegen, ächter Schweizer Race“ versteigern läßt, daß die Lieferung der für die Wiesbadener „Elementarschulen erforderlichen und an die Armen dahier verteilt werdenden Steinkohlen in



Empfangshalle im ersten Obergeschoß.

dem hiesigen Rathause wenigstnehmend vergeben werden soll“, daß „die bei Erneuerung des Olfarbenanstrichs an der Blichableitung des hiesigen Theaters vorkommenden Arbeiten öffentlich wenigstnehmend . . . versteigert“ werden. „Lusttragende“ sollen Angebote in anderen Angelegenheiten einreichen. Polizeiliche Vorschriften, Fundberichte veröffentlicht das Herzogliche Polizeikommissariat, während die Herzogliche Rezeptur die Verpachtung von Domanalgrundstücken bekannt gibt. Mit Bekanntmachungen ist dann u. a. die Herzogliche Ministerial-Abteilung des Innern, die Herzogliche Civil-Hospital-Verwaltung mit einer Ausschreibung der Nahrungsmittelbelieferung vertreten; das Herzogl. Hofgericht vergibt im Submissionswege die Lieferung

Zur Geschichte des Staatlichen Gymnasiums mit Reform-Realgymnasium i. E.

Von Oberstudienrat Dr. August Preising.

Am 1. Januar 1543 ernannte der Graf Philipp zu Nassau, Herr zu Wiesbaden und Idstein, den Gelehrten Bartholomäus Beringer von Otting in Bayern zum Schulmeister in Wiesbaden. Damit beginnt die Geschichte des Wiesbadener höheren Schulwesens. Zweihundertes Jahre lang hat die damals gegründete Anstalt nur ein kümmerliches Dasein geführt, und bei der Dürftigkeit der überlieferten Nachrichten ist es kaum möglich, ihr Schicksal eingehend zu verfolgen. Selbst als im Jahre 1744 Wiesbaden der Sitz der Regierung wurde, nahm die Schule nicht den gehofften Aufschwung; sie war nur eine Vorbereitungsanstalt für das lange Zeit in großer Blüte stehende Idsteiner Gymnasium. Erst im Jahre 1803 machte sich der Wunsch nach einer Verbesserung und Erweiterung der Anstalt immer lebhafter geltend. Es sollte mit der Lateinschule auch eine Bildungsstätte für Töchter aus den gebildeten Ständen verbunden werden. So wurde 1806 eine neue Schule gegründet, die nach dem Fürsten Friedrich August von Nassau-Usingen den Namen Friedrichschule erhielt. Sie zerfiel in drei Klassen, zwei Knabenklassen und eine Mädchenklasse. Im Jahre 1816 kam dann noch eine dritte Knabenklasse dazu. Über die Entwicklung dieser Schule hat Professor Otto in der Programmabhandlung vom Jahre 1880 eingehend berichtet. Die Anstalt wurde jedoch schon 1817 umgestaltet. Man vermehrte die Klassen von drei auf vier und gab der neuen Schule den Namen „Pädagogium“, während Gymnasium die Anstalt genannt wurde, die zur Universität vorbereitete. Erster Rektor des Pädagogiums war R. Ph. Sal. Schellenberg. Die innere Einrichtung dieser Schule steht genau auseinander der Gymnasialdirektor Dr. Paehler (späterer Oberregierungsrat in Kassel) in seiner Festschrift zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens des Gymnasiums (1894). Über den Zweck heißt es in dem Schlußwort: Pädagogien oder Gelehrten-Elementarschulen als allgemein höhere Bildungsanstalten für diejenigen, welche dem eigentlich gelehrten Staatsdienst sich nicht widmen wollen, und als besondere Vorbereitungs-Anstalten für diejenigen, welche sich demselben widmen wollen, sollen zu Wiesbaden, Dillenburg, Idstein und Hadamar errichtet, deren erstes mit Lehrern von allen Konfessionen, von den andern aber Dillenburg vorzugsweise mit reformierten, Idstein mit lutherischen und Hadamar mit katholischen Lehrern besetzt werden. Das Pädagogium sollte also nicht bloß eine Vorbereitungsanstalt sein für diejenigen Schüler, die auf das Gymnasium überzugehen und später dem höheren Staatsdienste sich zu widmen beabsichtigten, sondern es sollten an ihm auch solche Schüler ihre Vorbildung erhalten, die einen Gelehrtenberuf nicht im Auge hatten. Unterrichtsgegenstände waren: die deutsche, lateinische, griechische und französische Sprache, Mathematik, Naturbeschreibung, Naturlehre, Geographie und Geschichte, vaterländische Verfassung und Gesetzgebung, Religion, sodann Schreiben, Zeichnen, Gesang, Geschmacksbildung, körperliche Bildung und Übung. Eigenartig berührt uns die „Geschmacksbildung“. Ein Unterricht in der Ästhetik als Wissenschaft sollte zwar nicht erteilt werden, aber der Sinn für das Schöne sollte bei jeder Gelegenheit angeregt und das „moralische Gefühl“ belebt und gestärkt werden. In den Jahresberichten finden wir auch stets als ersten Abschnitt die „Ästhetik“. Darunter wird alles aufgezählt, was im Jahre an geschmacksbildenden Veranstaltungen, besonders an deklamatorischen und musikalischen Aufführungen gebracht war. Der leitende Grundsatz für die „Lehrform“ ist der Gedanke: „Wissen ist nicht Zweck, sondern nur Mittel zum Zweck, der junge Mensch soll lernen, damit er handle.“ Durch diesen Satz wurde das Pädagogium in erster Linie als Erziehungsanstalt, nicht als bloße Unterrichtsanstalt charakterisiert. Über den Religionsunterricht heißt es: Bei der Bestimmung der verschiedenen Lehrgegenstände ist allenthalben darauf Bedacht genommen, daß in den höheren Schulen ein allgemeiner, die Dogmen der einzelnen Konfessionen nicht berührender Religionsunterricht öffentlich, dagegen der eigentliche Konfessionsunterricht nur von den Geistlichen und den zu derselben Konfession gehörigen Lehrern erteilt werden soll. Die im Herzogtum verfassungsmäßig festgesetzte allgemeine Religionsfreiheit macht es notwendig, daß auf diese Weise, ohne Vernachlässigung eines wichtigen Teiles des öffentlichen Unterrichts, dennoch jede Gelegenheit zur Erneuerung veralteter Religionsvorstellungen vermieden, vielmehr allenthalben der Geist wechselseitiger Duldung erweckt und erhalten werde.“ Der erste Rektor Schellenberg trat am 16. Mai 1818 aus Gesundheitsrücksichten zurück und übernahm die Pfarrei Bierstadt.

Sein Nachfolger wurde der bisherige Konrektor Red (1818—1822). Bis 1844 war das hiesige Pädagogium nur eine Vorbereitungsschule für das Gymnasium zu Weilburg. In dem Jahre wurde aber auch die Wiesbadener Anstalt zu einem Gymnasium erweitert. 1844 traten von den drei Oberklassen die beiden unteren zugleich mit einem für die ganze Anstalt neu durchgeordneten Lehrplan ins Leben, und 1847 entließ man die ersten Abiturienten. Elf Oberprimaner erhielten das Zeugnis der Reife; die Abschiedsrede bei der Entlassungsfeier hielt von den Schülern Josef Hegel. Alljährlich finden wir bei den Jahresberichten auch wissenschaftliche Abhandlungen, die zum Teil einen für die Allgemeinheit wertvollen Inhalt hatten. So hatte schon 1843 der damalige Rektor und Professor Wilh. Karl Lenz¹⁾ eine Abhandlung geschrieben über Zweck, Einrichtung und Notwendigkeit der Bürger- und Realschulen. 1844 erschien eine Abhandlung von Prorektor Notwitt über sittlich-religiöse Bildung als den höchsten Zweck der Erziehung und des Unterrichts. Im Jahre 1848 finden wir zum erstenmal auf dem Jahresbericht die Aufschrift herzoglich nassauisches Gelehrten-Gymnasium, ein Name, der sich bis heute noch im Volksmunde erhalten hat. Das Jahr 1848 ging nicht spurlos an der Anstalt vorüber, und so heißt es in der Chronik der Anstalt: „Das in ganz Deutschland erwachte Streben nach zeitgemäßer Umänderung des Bestehenden zeigte sich auch an unserer Anstalt und brachte wie manche Hoffnungen, so auch manche Störungen in ihren stillen Kreis. Die allgemeine Aufregung, noch gesteigert durch die Volksbewaffnung, an welcher die Lehrer und anfänglich auch sehr viele Schüler aus den oberen Klassen teilzunehmen hatten, zog mehr oder weniger von der ruhigen Beschäftigung mit den Wissenschaften ab.“ In den Jahren 1848—1851 erschienen auch keine wissenschaftlichen Abhandlungen, weil die Druckkosten von der Ständeverammlung nicht bewilligt wurden. Aus dem inneren Betriebe der Anstalt in diesen Jahren ist zu bemerken, daß im Lateinischen auch Plautus und Terenz (Andria, Phormio) sowie Juvenal gelesen wurden, und im Griechischen Plutarch. Für das Schwimmen durfte die Militärschwimm-Anstalt in Biebrich benutzt werden. Auch war ein besonderer Reitlehrer angestellt. Unter den Lehrern, die sich vor allem auch außerhalb der Schule um das Kulturleben in der Stadt verdient gemacht haben, ist der Konrektor Karl Vogler zu nennen. Er war 1818 in Wiesbaden als Sohn des Elementaroberlehrers und Organisten Valentin Vogler geboren, besuchte die Gymnasien in Mainz und Weilburg und studierte dann in Marburg Philologie. Der über 30 Jahre an dem hiesigen Gymnasium tätige Mann war vielseitig gebildet. 1855 schrieb er im Jahresbericht eine archäologische Abhandlung: Die Gruppe San Ildefonso (auch Castor und Pollux, Schlaf und Tod genannt), eine Studie, die noch heute lesenswert ist. Im Jahre 1866 berichtete er im Jahresbericht: Über die Stellung des Musikunterrichts auf dem Gymnasium. Darin stellte er Forderungen auf, wie sie erst durch die neuen Richtlinien (1924) erfüllt worden sind. Das musikalische Leben Wiesbadens verdankt ihm vieles; er war Gründer und langjähriger umsichtiger Direktor des Männergesangsvereins, der bei seinem 50jährigen Jubiläum den um den Verein hochverdienten Mann zu seinem Ehrenmitgliede ernannte. Er rief den Dilettantenverein ins Leben und zählte zu den Gründern des Cäcilienvereins und des Vereins der Künstler und Kunstfreunde. Er starb erst 1893. Großes Ansehen in der Bürgerschaft genoss auch der Historiker Prof. Friedrich Otto, der 1860 fest angestellt wurde. Er war jahrelang Vorsitzender des Nass. Altertumsvereins und schrieb eine Geschichte der Stadt Wiesbaden. Daher nannte die Stadt nach ihm eine Straße im Dambachtal „Friedrich-Otto-Straße“. Hier möchten wir gleich anschließen, den 1880 angestellten Volksschullehrer Jacob Güll. Er machte sich um die Förderung des Turnens sehr verdient, gründete den heute noch bestehenden Gymnasium-Turnverein und war wegen seiner hervorragenden botanischen Kenntnisse bei der nach wissenschaftlichen Grundsätzen erfolgten gärtnerischen Ausschmückung des Nerothals.

Durch Verfügung des herzoglichen hohen Ministeriums wurden im Frühjahr 1857 die vier unteren aus städtischen Mitteln unterhaltenen Klassen des

¹⁾ Lenz war auch zunächst Leiter der 1840 gegründeten städtischen Realschule, die 1845 in das herzoglich nassauische Realgymnasium (jetzt staatliches Realgymnasium) umgewandelt wurde.

hiesigen Realgymnasiums von diesem getrennt. Es wurde daraus eine für sich bestehende höhere Bürgerschule gebildet (seit 1879 städtische Realschule, dann Oberrealschule, aus der das städt. Realgymnasium abgeleitet wurde). Die Vorbereitung auf die dritte Klasse des Realgymnasiums wurde den unteren Klassen des Gelehrten-Gymnasiums überwiesen.

Nachfolger des Direktors Lenz war Dr. Karl Schwarz (1862—1874). Er war 44 Jahre als Lehrer, 25 Jahre als Direktor in Fulda, Hadamar und Wiesbaden, und in seinen letzten Lebensjahren als Oberschulrat und Leiter des gesamten nassauischen höheren Schulwesens tätig. Unter seiner Leitung erfolgte auch die Umwandlung der Anstalt in eine königlich preussische. Am 8. Oktober 1866 war die feierliche Publikation des Besitzergreifungspatentes und der Proklamation seiner Majestät des Königs an die Einwohner des vormaligen Herzogtums Nassau erfolgt. Die in der Stadt anwesenden Lehrer und Schüler — es waren noch Herbstferien — begaben sich zu dem festlich geschmückten Schillerplatz, wo sie mit den sämtlichen Lehranstalten der Stadt der feierlichen Handlung beizuhöhen. Als Schwarz nach 12jähriger Tätigkeit von der Leitung der Schule zurücktrat, wurde der junge Dr. Robert Paehler, der schon mit 29 Jahren zum Direktor in Montabaur ernannt war, nach Wiesbaden berufen. Unter ihm nahm die Schule einen mächtigen Aufschwung. Das 1831 bezogene Schulgebäude am Luisenplatz wurde zu klein und 1878 mußten zwei Zimmer gemietet werden, um dort zwei weitere Klassen unterzubringen. Später wurde noch ein Stockwerk auf die Anstalt aufgesetzt, sodaß nunmehr 18 Klassen in dem Gebäude Platz hatten. Freilich war für wichtige Nebenräume (für Sammlungen, Bibliothek, Elternsprechzimmer) wenig gesorgt, Abstellräume, unter denen die Schule heute noch leidet. Als Direktor Paehler Oktober 1894 als Provinzialschulrat nach Kassel berufen wurde, hörte er nicht auf, die Interessen der Anstalt auf das tatkräftigste zu fördern. Daher ist diese ihm wegen seiner weit über ein Menschenalter sich erstreckenden großen Verdienste um sie zum innigsten Danke verpflichtet. Er starb erst 1925 im Alter von 83 Jahren. Sein Nachfolger als Direktor war von 1894—1905 Dr. Karl Fischer¹⁾, den Dr. A. Schmidt ablöste. 1912 wurde dieser als Provinzialschulrat nach Magdeburg berufen, wo er Ostern 1927 in den Ruhestand trat. Nur zwei Jahre war es Dr. phil. et jur. Melchior Thamm vergönnt, die Schule zu leiten, da ereilte ihn ein plötzlicher Tod. Seit Ostern 1916 ist die Leitung dem Unterzeichneten anvertraut. Die Schülerzahl war lange Jahre hindurch ziemlich gleichmäßig geblieben; doch, als um 1900 die Gleichberechtigung aller höheren Schularten ausgesprochen wurde, war vorübergehend ein Rückgang an Schülern zu spüren, da manche sich dem Realgymnasium zuwandten. Nach dem Weltkriege war aber der Zeitgeist der humanistischen Bildung wenig günstig. Und so trat plötzlich 1920 ein starker Rückgang bei der Aufnahme in die Sekunda ein. Man hoffte durch Umwandlung eines Zuges der Doppelanstalt in ein Reformgymnasium (1921) Abhilfe zu schaffen, doch erwies sich die Hoffnung als trügerisch, und nach drei Jahren wurde der eine Zug der Anstalt in ein Reform-Realgymnasium verwandelt. Dieses neue Realgymnasium wird Ostern die Unterprima erhalten und 1930 die ersten Abiturienten entlassen können.

Viele der an der Anstalt tätigen Herren wirkten hier dreißig, ja vierzig Jahre. Wir nennen aus der letzten Zeit den Professor Karl Spamer († 1926), der auch lange Jahre Vorsitzender des hiesigen Männergesangsvereins war und sich ferner um das Turnwesen in der Stadt verdient gemacht hat. Weiter nennen wir Dr. Friedrich Lebr († 1922), den unermüdbaren Vorkämpfer der Philologen, Dr. Hermann Wedder, den feinsinnigen Kunstkenner († 1922). Noch leben in unserer Stadt im Ruhestande die Professoren Dr. Adam, Dr. Heymach, Wende, Hofmann, Hochbuth, Mosheim, der sich besondere Verdienste um die Ausbildung des philologischen Nachwuchses erworben hat, Jöbel, Bosse und Oberstudienrat Dr. Koch. Im Weltkriege erlitten den Heldentod zwei Lehrer (Oberlehrer Reich und wissenschaftlicher Hilfslehrer Ohly) sowie eine überaus große Anzahl von Schülern, deren Namen auf den beiden künstlerisch wertvollen Gedenktafeln in der Aula zum dauernden Gedächtnis verzeichnet sind. Augenblicklich zählt die Anstalt in 18 Klassen 430 Schüler, die von 26 Lehrern unterrichtet werden.

¹⁾ Lebt jetzt in Homburg v. d. Höhe.

Wiesbaden und die Nassauische Landeskirche.

Von Prof. D. Schloffer in Herborn.

Wiesbaden hat in der nassauischen Kirchengeschichte bis zur Begründung des Herzogtums nie eine Rolle gespielt. In Herborn und Dillenburg, in Idstein und Weilburg konnte sich evangelisches Leben in größerer Regsamkeit entfalten, dort fanden bedeutende Männer eine Wirkungsstätte in Kirche und Schule, und nur ein Mann, der Inspektor (Dekan) Hellmund hat im 18. Jahrhundert dem schönen, stillen Badeort auch einen weithin bekannten Namen in der evangelischen Kirche verleihen können.

Das änderte sich vollständig, als Wiesbaden im Verlauf der alles neugestaltenden napoleonischen Zeit Hauptstadt des Herzogtums und damit Sitz der kirchlichen Behörden wurde. Die große kirchliche Vergangenheit Idsteins, das damals die größte und prächtigste evangelische Kirche Nassaus in seinen Mauern barg, ließ zwar noch die Synode des Jahres 1817, auf der die Union der lutherischen und der reformierten Kirche beschlossen wurde, in Idstein und nicht in Wiesbaden stattfinden. Auch später sind viele Konferenzen und Versammlungen in der Mitte des Herzogtums, in Limburg oder in Diez gehalten worden, und heute noch ist das Evangelische Vereinshaus in Limburg die meistbesuchte Tagungsstätte evangelischer kirchlicher Vereinigungen. Aber das Schwergewicht der rasch wachsenden Stadt machte sich immer stärker geltend, und so gewann Wiesbaden im 19. und 20. Jahrhundert trotz seiner Lage am Rande des Kirchenbezirks eine steigende Bedeutung für die nassauische Gesamtkirche. Die Seelenzahl der Evangelischen der einen Stadt (heut 65 000) überragt weit die Zahl der nassauischen Dekanatsbezirke, selbst die vollreichen Dekanate Cronberg, Herborn und Wiesbaden-Land.

Mit dieser Bevölkerungszunahme, die nicht durch Wachstum von innen heraus, sondern durch Zuzug aus allen deutschen Gauen erfolgte, sah sich die evangelische Gemeinde Wiesbaden vor Aufgaben gestellt, wie sie die herzogliche Stadt nicht kannte, wie sie nur in den deutschen Großstädten sich entwickeln. Es ist fast symbolisch, daß die ehrwürdige Mauritiuskirche 1850 abbrannte, die damals einzige evangelische Kirche der Stadt. Damals ging eine alte Zeit zu Ende. Wiesbaden wurde eine Stadt ohne große kirchliche Tradition. Man kann es bedauern, daß eine uralte Römerstadt, in der vor 1400 Jahren schon Christen gewohnt haben, keine Kirche besitzt, die älter wäre als 70 Jahre. Andererseits hatte Wiesbaden auch keine Hemmungen durch seine Tradition. So konnte Neues geplant und gewagt, so konnten die aus ganz Deutschland zufließenden kirchlichen Kräfte und Anregungen dem Gemeindeleben nutzbar gemacht werden. Wir erinnern nur an die fruchtbare Lebensarbeit des Pfarrers Siemendorff, der aus Berlin kam, und des Landeskirchenrats D. Veesenmeyer, der aus Baden zu uns kam. Ihnen würden wir noch viele Namen aus dem Kreis der Gemeindeglieder hinzufügen können.

In einer so großen Gemeinde, der eine ererbte kirchliche Sitte, ein kirchliches Gemeingefühl fehlt, mußten

die Mittel der Neuzeit helfend eintreten: Gliederung der Gemeinde in Einzelgemeinden, Bau von Vereins- und Gemeindehäusern und Begründung eines reichen Vereinslebens. Das alles ist in Wiesbaden in den letzten 50 Jahren geschehen, und die Zukunft wird zeigen, daß wir nicht auf dem Erreichten ausruhen, sondern trotz der schweren Not der Zeit den kirchlichen Anforderungen der Gegenwart opferwillig entsprechen wollen. Die evangelische Gemeinde unserer Stadt darf auf ihre reiche soziale und Liebestätigkeit hinweisen, die sie besonders im Weltkrieg und der schweren Nachkriegszeit entfaltet hat.



Mauritiuskirche um 1850.

So läßt sich in Wiesbaden der Reichtum organisatorischer und helfender Einrichtungen eingehender und umfassender studieren, als in den anderen Städten unserer nassauischen Heimat.

Darunter sind Anstalten und Vereine, die nicht der Stadt allein, sondern dem ganzen Heimatland dienen. Wir nennen das Diakonissenhaus Paulinenstiftung, die Erziehungsheime auf dem Geisberg, den Evangelischen Landeswohlfahrtsdienst. Von den großen kirchlichen Vereinen haben der Gustav-Adolf-Verein, der Evangelische Bund, der Verband der Kirchenchöre, sowie die meisten kirchlichen Parteigruppen in Wiesbaden ihren Sitz; wir könnten noch mehr nennen.

Der Landeskirche dient weiter das Nassauische Evangelische Kirchenarchiv in Wiesbaden, sowie die Nassauische Landesbibliothek, deren theologische Be-

stände in den letzten Jahrzehnten so vermehrt worden sind, daß sie die Herborner Seminarbibliothek in erfreulicher Weise ergänzen, auf manchen Gebieten übertreffen.

Wiesbaden ist als Wohnstätte von Menschen aus allen deutschen Gauen und als Heimstätte vieler Gebildeten trotz seines Charakters als Badeort immer von den geistigen Strömungen der Zeit berührt worden. Die ewig dauernde Auseinandersetzung des Christentums mit dem Geist der Zeit, die nur in einer großen Stadt mögliche kirchliche Gruppenbildung hat in den letzten Jahrzehnten zu einer regen Vortragstätigkeit hiesiger und auswärtiger Redner, zu manchen Zeiten

auch zu ersten Geisteskämpfen geführt, von deren Schwere die jetzige Generation nichts mehr weiß. Die vielen suchenden und fragenden Geister haben immer in Wiesbaden Pfarrer gefunden, die ihnen zu dienen und sie zur Klarheit zu führen verstanden. Diese Tatsache, verbunden mit der stark sozialen Einstellung unserer Kirche, haben Wiesbaden vor größeren Erfolgen der Kirchengegner bewahrt, über die andere Städte klagen.

Wiesbaden ist seit der Union 1817 Sitz des evangelischen Kirchenregiments gewesen. Zur herzoglichen Zeit bestand eine eigene Kirchenbehörde im heutigen Sinne nicht, und der Gedanke der kirchlichen Selbstverwaltung hat sich in Nassau ebensowenig wie in vielen anderen Gegenden durchsetzen können. Die Kirchenverwaltung war in Nassau ein Stück der Staatsverwaltung, und nur die katholische Kirche hatte sich größere Freiheit und Selbständigkeit erkämpft. Nach dem Übergang an Preußen wurde 1868 in Wiesbaden ein eigenes Konsistorium errichtet, seit 1878 bestanden Kreis- und Bezirkssynoden im Lande, und Wiesbaden ist seitdem der Tagungsort aller Bezirkssynoden geblieben. Als 1918 das landesherrliche Kirchenregiment fiel, wurde hauptsächlich in Wiesbaden von den Behörden wie von Pfarrern die geistige Vorarbeit geleistet, die zum Neubau der kirchlichen Verfassung notwendig war. Hier fanden auch die Landeskirchenversammlungen statt, welche die Verfassung berieten, sowie die Sitzungen der Ausschüsse, die in monatelanger Tätigkeit die Einzelarbeit an den Paragraphen der Verfassung geleistet

haben. Wir erinnern uns wohl noch alle der feierlichen Stunden, als der bisherige Wiesbadener Pfarrer und Konsistorialrat Rortheuer zum Haupt der Landeskirchenregierung gewählt wurde, mit der alt-nassauischen Amtsbezeichnung „Landesbischof“, und unvergesslich ist allen Teilnehmern seine Einführung im Mai 1925 in der Marktkirche.

Eine so große Stadtgemeinde wie Wiesbaden, in einem überwiegend kleinstädtischen und ländlichen Bezirk, hat hohe Pflichten. Wie in Friedenszeiten die reiche Steuerkraft unserer Stadt den ärmeren Landgemeinden ihr Leben und Wirken erleichtert hat, so sind auch von Wiesbaden durch Pfarrer und Gemeindeglieder viele Anregungen ins ganze Nassauer Land hinausgegangen, und diese Tätigkeit wird als gern erfüllte Pflicht stets geübt werden.

Die Katholische Kirche in Wiesbaden.

Von Studienrat Dr. Johannes Jung.

An dem glänzenden Aufschwung, den Wiesbaden in den verfloffenen 75 Jahren genommen hat, ist auch die katholische Gemeinde beteiligt. Aus winzigen Anfängen kommend, aber stets verstärkt durch Zuzug von auswärtig, besonders aus dem Kurmainzischen, ist sie in diesem Zeitraum emporgewachsen zu einem wichtigen Faktor der Weltkurstadt. Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts bestand sie aus wenigen Handwerkern und nur einigen vermögenden Familien wie Cetto, Schlichter und Gotttron, und heute zählt sie in Alt-Wiesbaden über 33 000, und in Groß-Wiesbaden rund 43 000 Seelen. In dieser Entwicklung liegt ein eigenartiger, hochbedeutungsvoller Ausschnitt aus der großen Wiesbadener Stadtgeschichte.

Das Zentrum des hiesigen katholischen Lebens, die am Luisenplatz gelegene Bonifatiuskirche, war vor etwas über 75 Jahren gerade fertiggestellt worden. Am 19. Juni 1849 hatte sie der Diözesanbischof Peter Josef Blum im Beisein der Bischöfe von Trier, Fulda,

Büdingen und des Weihbischofs von Köln feierlich eingeweiht. Tags zuvor war das Ereignis angekündigt worden durch das Bohnhofener Geläute, das vom Herzog der Kirche überwiesen war und nun zum ersten Male seit dem verhängnisvollen Jahre 1803 seine Auferstehung feiern konnte. Zwar stand das Bauwerk noch da ohne Stürme und Fialen, auch an der inneren Ausstattung fehlte noch vieles. Allein die Kosten für den prächtigen Hochaltar waren bald aufgebracht. Das herrliche Bonifatiusbild am linken Seitenaltar wurde gemalt von Alfred Rethel, während das Madonnenbild auf der rechten Seite der Meisterhand von Edward von Steinle entstammte. Die erste Fronleichnamsprozession wurde am 30. Mai 1850 gehalten. Auffallend ist, wie hierbei die Frauensteiner Muttergemeinde liebevoll Hilfsdienste leistete. Der damalige Frauensteiner Bürgermeister Bär berichtet hierüber wie folgt: „Am 26. Mai des Jahres 1850, auf Kirchweihsonntag, machte Pfarrer Ruß im Amte bekannt,

daß der Wiesbadener Stadtpfarrer Petmedy die Frauensteiner einlade, Donnerstag, den 30. Mai, an der ersten Wiesbadener Fronleichnamsprozession teilzunehmen und diese dadurch verherrlichen zu helfen; es sei billig, daß wir hingingen, weil Wiesbaden einst Filiale von Frauenstein gewesen. Am Donnerstag, an Fronleichnam, wurde bereits in aller Frühe das Amt gehalten, worauf nach etwa viertelstündiger Rast um 6 Uhr die Prozession unter Gesang aus der Kirche auszog bis eine Strecke Wegs vor das Dorf. Die Prozession nach Wiesbaden zählte 400 bis 500 Teilnehmer unter Vorantragung von Kreuz und Fahnen, zwei rote Fahnen vor der Prozession, die blaue in der Mitte. Der Pfarrer schritt im Chorrod, Kragen und Stola, begleitet von mehreren Mesdienern. Die Prozession sang durch Dogheim das Lied: „Gott Vater, sei gepriesen“; alle Fenster und Straßen waren voll Neugieriger; denn eine solche Prozession zog wohl noch nie durch Dogheim. Vor Dogheim, an der

Grenze von Wiesbaden, stand der erste Lehrer mit den größeren Schulknaben in Reihen. Unter dem Geläute aller Glocken und dem Gesang: „Gott Vater, sei gepriesen“ zogen wir unter Einholung von Kreuz und Fahnen in die Stadt und in die Kirche ein, wo schon das Hochamt begonnen hatte. Nach dessen Beendigung zog die Prozession aus, voran die Frauensteiner und dann die Wiesbadener Prozession. Erstere war beinahe so groß wie die Wiesbadener, letztere von einem Spalier Soldaten und mit Artillerie und Regimentsmusik begleitet, unter dem Donner von Böllern, von Kanonieren bedient. Unter dem Hochamt hatten Soldaten auch in der Kirche Spalier gebildet, die Parade machten. Nachdem die Prozession ihren Umzug beendet, machten die Frauensteiner ein wenig Rast, worauf sie dem Nachmittagsgottesdienst beizuhöhen. Nach dessen Beendigung zogen sie unter Glockengeläute und dem Krachen der Böller unter dem Gesang: „Großer Gott, wir loben dich“, bis vor die Stadt mit Kreuz und Fahnen von der Wiesbadener Geistlichkeit begleitet, wieder in schönster Ordnung der Heimat zu.“ — Die vier Altäre standen damals am Bedelschen Hause (Luisenstraße 26), das als vorläufiges Pfarrhaus gemietet war, vor dem Hause des Herzoglichen Geheimrats Dr. Busch in der Wilhelmstraße (heute Deutsche Bank), ferner an dem Palais des Grafen Walderdorff in der Rheinstraße (heute Postgebäude) und auf dem Luisenplatz vor dem Hause des Regierungsrates Busch jun. (heute Nr. 8). Die beiden hochragenden gotischen Türme, die Hauptzierde der Bonifatiuskirche, konnten erst am 5. Juni 1866 vollendet und eingeweiht werden. Kurz vorher hatte der heute noch berühmte Kölner Männergesangsverein im Kurhaus 3 Konzerte veranstaltet und den Ertrag hiervon, die ansehnliche Summe von 5300 Gulden, dem Baufonds zugeführt. Noch in demselben Jahre wurde zur Vervollständigung des Geläutes die 76 Zentner schwere St. Josefs-Glocke gegossen und ihrem hehren Berufe übergeben. Sie trägt ihren Namen zu Ehren des damaligen verdienstvollen Stadtpfarrers Josef Weyland. Als Inschrift zeigt sie u. a. den für die Geschichte der Gemeinde so bedeutsamen Spruch: „Concordia res parvae crescunt. Durch Eintracht werden kleine Dinge groß.“ Der

Rest der Innenausstattung, die 14 Stationen des Kreuzwegs, hergestellt aus gebranntem Ton, zwei weitere Seitenaltäre, die Orgel, die farbigen Fenster im Chor und später im Hauptschiff, wurde in den nächsten Jahrzehnten beschafft. Groß und zahllos waren die Opfer, bis aus dem dreischiffigen Hallenbau ein würdiges und stimmungsvolles Gotteshaus geworden war.

Ein Rückschlag in der aufwärts strebenden Gemeinde trat durch den Kulturkampf ein. Am 2. April 1876 wurde die kaum vollendete Bonifatiuskirche in Ausführung des Gesetzes vom 4. Juli 1875 den Altkatholiken polizeilich ausgeliefert. Zehn volle Jahre sollte sie in deren Venüßung bleiben — ein bitteres, drangsalvolles Dezzennium für die katholische Gemeinde. Der Gottesdienst mußte zunächst in der kleinen Kapelle des alten Schwesternhauses, dann in dem gegenüber gelegenen gemieteten Saalbau Lendle und schließlich in einer auf dem Boden des heutigen Marienhauses eigens errichteten Notkapelle abgehalten werden. In einem Aufruf des Stadtpfarrers und Kirchenvorstandes wurde zum Bau einer neuen Kirche aufgerufen. Eine Dame zeichnete 3000 Mk., ein Herr bot sehr wertvolle Schmuckfachen an. Erst im Jahre 1886 konnten die Katholiken gegen eine Abfindungssumme wieder in den Besitz ihrer lang entbehrten Pfarrkirche gelangen.

Die kommenden Jahrzehnte des Friedens und der Ordnung wurden benützt zum inneren Ausbau des kirchlichen Lebens. Stillstand gab es nicht. Jedes Jahr stellte den Katholiken neue Aufgaben, brachte Veränderungen und Verbesserungen, setzte Neues an Stelle des Alten, das sich überlebt hatte. Religiöse und karitative Vereine entstanden, das St. Josefs-Krankenhaus am Langenbeckplatz, das Hospiz zum hl. Geist und Marienhaus in der Friedrichstraße, das Waisenhaus und das Johannesstift an der Platterstraße wurden errichtet, der katholische Gesellenverein erhielt ein eigenes Heim in der Dogheimer Straße. Barmherzige Brüder und Schwestern übten die ambulante Krankenpflege ohne Unterschied der Konfession aus, und im Institut der Englischen Fräulein wurde eine höhere Mädchenschule (heute Lyzeum mit Frauenschule) ins Leben gerufen. Da die Bonifatiuskirche für die stets wachsende Zahl der Katholiken sich als zu klein

erwies, wurde unter Prälat Dr. Keller in den Jahren 1893—1895 die Maria-Hilf-Kirche erbaut und bald darauf im Süden der Stadt der Bau der Dreifaltigkeitskirche begonnen, die am 29. September 1912 durch den Bischof von Fulda feierlich konsekriert werden konnte. Auch der westliche Teil der alten Bonifatiuspfarre wurde als eigener Seelsorgebezirk abgetrennt und erhielt am Ostermontag 1924 seinen Mittelpunkt in der neuerbauten Notkirche St. Elisabeth am Bietenring.

Die Arbeit hörte nie auf; geleistet wurde sie von vielen opferwilligen Geistlichen und Laien, selbstlosen Männern und Frauen. Nur drei Namen seien hier genannt, drei seltene Männer, die nicht leicht ihresgleichen finden, die etwas an sich trugen von der unbegrenzten Festigkeit und Unererschrockenheit des alten Wiesbadener Stadtpatrons, des hl. Mauritius: Prälat Josef Weyland, Stadtpfarrer von 1866—1887 und später Bischof von Fulda, Prälat Dr. Adam Keller, Stadtpfarrer von 1888—1911, der mehreremale auf der Bischofsliste stand und sicher auch eine Zierde für jeden Bischofsstuhl gewesen wäre, und Professor Dr. Hermann Wedemer, der 45 Jahre lang von 1875 bis 1920 als Religionslehrer an den hiesigen Gymnasien wirkte. Alle drei waren wissenschaftlich durchgebildete achtunggebietende und führende Persönlichkeiten, ganze Männer, auf die man Häuser bauen konnte. Ehre ihrem Andenken!

Schwer war der Aufstieg zur Höhe; es war ein weiter Weg in diesen 75 Jahren, von dem unscheinbaren „Bethaus ohne Turm“, das von dem Fürsten Karl Wilhelm gnädigst zugestanden, von 1800—1849 als alleiniges Gotteshaus dienen mußte, bis zu den himmelanstrebenden Kirchen, deren Türme das ganze Stadtbild beleben. Was von ihnen herunter die alte Josefs-glocke verkündet, ist wahr geworden: „Concordia res parvae crescunt. Durch Eintracht werden kleine Dinge groß“. Aus einem winzigen Senfkörnlein ist ein großer, schattiger Baum gewachsen, der einem Drittel der Gesamtbevölkerung Wiesbadens religiöse Erquickung spendet. In vier ausgedehnten Pfarrbezirken pulsiert, trotz der schwierigen Zeitverhältnisse, ein reiches, frisches Leben, Gott zur Ehr' und den Mitmenschen zum Heil.

Die Israelitische Kultusgemeinde in Wiesbaden.

Von Stadt- und Bezirksrabbiner Dr. P. Lazarus

Im Gegensatz zu anderen rheinischen Städten wie Mainz, Köln, Speyer, Worms u. a., in denen schon seit Beginn der Römerzeit jüdische Gemeinden sich befinden, begegnen wir in Wiesbaden erst im 14. und 15. Jahrhundert einzelnen Juden, deren Namen genannt werden und über die Roth in seiner „Geschichte der Stadt Wiesbaden“ und Otto in seinem Aufsatz „Die Juden zu Wiesbaden“ (Nass. Annalen Bd. XXII.) kurz berichten. Etwas mehr wissen wir über die jüdische Ansiedlung im 16. Jahrhundert. Um diese Zeit erst kommt der Name „Judenasse“ vor, und zwar zunächst für die Mühlgasse. Später erhielt die Krämer- oder Messergasse diesen Namen, obwohl die meisten Häuser dort Christen gehörten und Juden anderwärts wohnten. Ein eigentliches Ghetto hat es in Wiesbaden nie gegeben, ebensowenig wegen der geringen Zahl eine organisierte jüdische Gemeinde. Vereinzelt wohnten die Juden unter den christlichen Bürgern, besuchten auswärtige Synagogen, gaben entweder selbst ihren Kindern Religionsunterricht oder ließen bei besonderen Anlässen fremde Rabbiner nach Wiesbaden kommen. Die Stadtbehörde war den wenigen hier ansässigen Juden nicht günstig gesinnt. Anfangs des 17. Jahrhunderts hören wir von Bittgesuchen der Stadt, die Juden ausweisen zu dürfen, die auch wirklich 1626 zur Ausweisung der wenigen Juden aus Wiesbaden führten. Später jedoch wurde die Stadt nachsichtiger und duldete wiederum Juden in ihrem Bereiche; ihre Zahl wurde schnell größer und schon gegen Ende des 17. Jahrhunderts mußten die Juden für Errichtung einer Synagoge („Judenschule“), die in der Messergasse lag (bis 1732, dann in das Badhaus „Rebhuhn“ verlegt), und eines besonderen Begräbnisplatzes Sorge tragen. Dieser älteste jüdische Friedhof lag auf dem „Ruhberg“ (der heutigen „Schönen Aussicht“) und wurde wahrscheinlich (nach den Angaben A. Kober's „Zur Geschichte der Juden in Wiesbaden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“, Festschrift 1913) seit der Mitte des 18. Jahrhunderts auch von den Juden in Bierstadt, Erbenheim und Kloppenheim, die zur Wiesbadener Gemeinde gehörten, und ebenso von den Gemeinden Viebrich-Mosbach und Schierstein gemeinsam benutzt; im Lauf der Jahrzehnte mehrfach erweitert, wurde er 1890 geschlossen. Heute befindet sich der Friedhof der israelitischen Kultusgemeinde an der Platter Straße (seit 1891). — Aus dem 18. Jahrhundert stammt die bekannte „Judenordnung“ der

Herzogin Charlotte Amalie v. Nassau-Saarbrücken, die trotz der anbrechenden Neuzeit noch viele Beschränkungen und Härten für die Juden enthielt. An der Ausnahmestellung der Juden hielt man fest; sie mußten auch weiterhin ihre jährlichen Judensteuern entrichten, gegen Zahlung beträchtlicher Summen ihre Schutzbriefe sich erwerben, waren in der Ausübung des Gewerbes beschränkt, vom Gemeindebürgerrecht ausgeschlossen, in privatrechtlicher Beziehung, insbesondere durch den Juden Eid (bis 1861), juristisch getrennt. Man mied auf christlicher Seite den Verkehr mit den Juden und wollte ihnen nicht den Zutritt zu den Orten gestatten, die von Christen besucht wurden. Am Kochbrunnen z. B. durften sie nicht stehen, wo sie wollten, sondern an einem ihnen besonders angewiesenen „Judenstand“. Das Spazierengehen in der 1776 vor dem Sonnenberger Tor für Kurgäste angelegten Promenade war ihnen verboten. So waren die Juden ganz auf sich angewiesen und unterhielten ihre eigenen Badehäuser, das Badhaus „Zum Rebhuhn“ (heute „Pariser Hof“), das Badhaus „Im halben Mond“ (heute „Kölner Hof“) und zeitweise den „Hirsch“ (später „Goldner Brunnen“). Auch ein eigenes Judenkafeehaus bestand seit 1774. Erst ganz allmählich vollzog sich die Besserung in der Stellung der Juden und erst im Jahre 1848 erfolgte hier in Nassau ihre bürgerliche Gleichstellung mit den Christen. Am 7. Jan. 1852 erschien das Gesetz, das die Verhältnisse der Juden regelte und heute noch in Geltung ist. Ein Zentralkultusfonds wurde gebildet, unter die Verwaltung der Regierung gestellt, um die Aufsicht über Kultus und Religionsunterricht durch die Bezirksrabbiner — anfangs vier, später drei: Wiesbaden, Ems, Weilburg — sicherzustellen. Ein aus den gewählten Vertretern der verschiedenen Rabbinatsbezirke des ehemaligen Herzogtums sich zusammensetzender Synagogenrat mit dem Regierungspräsidenten an der Spitze hat jährlich das Budget festzustellen. Auch in dieser ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war die Judenschaft in Wiesbaden gering an Zahl und betrug nie viel mehr als 2% der Bevölkerung; Ende des Jahres 1835 z. B. zählte sie (Sonnenberg und Dohheim eingerechnet) nur 234 jüdische Seelen inmitten einer Gesamtbevölkerung von 8862 Seelen, während andere jüdische Gemeinden im Herzogtum viel stärker waren. In den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts hatten die Juden ein kleines Gotteshaus in der Webergasse (Nr. 40) und mußten

sich dann eine Synagoge in der Schwalbacher Straße (Nr. 43) erwerben (1826 eröffnet), bis dann im August des Jahres 1869 die durch den Oberbaurat Hoffmann erbaute Synagoge auf dem Michelsberg durch den damaligen Bezirksrabbiner Dr. Süßkind (1844—1884) eingeweiht wurde. Bei den Einweihungsfestlichkeiten stand ihm der frühere erste Rabbiner von Wiesbaden (1832—38), der inzwischen zu wissenschaftlicher Berühmtheit emporgestiegene damalige Frankfurter Rabbiner, Dr. Abraham Geiger zur Seite. In dieser Zeit, in den 60er Jahren (1864) wuchs die Gemeinde inmitten einer Gesamtbevölkerung von 22 884 auf 524 jüdische Seelen an, und mit dem Größerverdichten der Stadt war naturgemäß auch das Wachstum der jüdischen Gemeinde verbunden. 1875 zählte die Gemeinde 990 jüdische Seelen (Einwohnerzahl Wiesbadens 43 600). — Um diese Zeit traten aus religiösen Bedenken, die sich vor allem gegen die Einführung der Orgel in der Synagoge richteten, etwa 40 jüdische Familien aus der Hauptgemeinde aus und bildeten auf Grund einer Rabinetsorder vom 24. März 1879 eine eigene, die „Altisraelitische Kultusgemeinde“ unter Führung des bis vor kurzem noch amtierenden Rabbiner Dr. Leo Kahn (heute Rabbiner Dr. Ansbacher), die ihre religiösen Angelegenheiten vollkommen selbstständig verwaltet, mit eigenem Gotteshaus in der Friedrichstraße, eigenem Friedhof, frommer Bruderschaft usw. Sie umfaßt heute etwa 50 jüdische Familien. — Inzwischen war die Hauptgemeinde, die Israelitische Kultusgemeinde, deren Rabbiner in den letzten 75 Jahren Dr. Süßkind (bis 1884), Dr. Silberstein (1884—1909) und der jetzt in Köln wirkende Dr. A. Kober (bis 1918) waren, im Jahre 1910 auf 2744 jüdische Seelen angewachsen (Gesamtbevölkerung Wiesbadens 109 000) und zählte heute 3200 jüdische Seelen ohne die eingemeindeten Vororte.

In den letzten 7 Jahrzehnten, seit dem Zeitpunkt, da die Juden in Nassau als gleichberechtigte Bürger ihren Aufgaben Staat und Kommune gegenüber nachkommen durften, waren sie mit ihrer Nassauischen Heimat aufs innigste verbunden. Die Geschichte der Stadt Wiesbaden ist ihre Geschichte. Sie nahmen teil am öffentlichen Leben der Stadt, widmeten ihre Kraft der erneuten Aufblüte der Stadtgemeinde, teilten als Wiesbadener Bürger mit ihr Freude und Leid, kämpften 1870 und später im großen Weltkrieg 1914 Schulter

an Schulter mit ihren christlichen Mitbürgern zur Verteidigung ihres deutschen Vaterlandes und ihrer Nassauischen Heimat. Groß waren die Opfer, die die jüdische Gemeinde hier — vor allem im Weltkrieg — im Verhältnis zu ihrer Zahl brachte. 57 Gefallene zählt die Ehrentafel auf, die auf dem israelitischen Friedhof an der Platter Straße am 22. Mai 1921 enthüllt wurde. — Die schweren Nachkriegsjahre kamen. Wie die Stadt, die früher zu den reichsten deutschen Städten zählte, seelisch und wirtschaftlich ungeheuer litt und eine völlige Umgestaltung erfahren mußte, so zeigt auch die israelitische Kultusgemeinde heute ein ganz anderes Antlitz wie etwa noch im Jahre 1910. Aus einer Gemeinde, die vor allem wohlhabende Rentner zu ihren Mitgliedern zählte, ist eine Gemeinschaft geworden, der in den Nachkriegsjahren vor allem auf sozialem Gebiet gewaltige Aufgaben erwuchsen.

Für den verarmten Rentnerstand und Mittelstand mußte sie Sorge tragen, aus eigenen Mitteln wurde die „Mittelstandsküche“ (1922) geschaffen, der später die Errichtung eines Altersheimes (1924) folgte. Mühlsam kämpfte die Gemeinde in den schweren Inflationsjahren um ihren Bestand. Steuern konnten nicht erhoben werden, freiwillige Beiträge einiger weniger traten an ihre Stelle und ermöglichten so ein Weiterbestehen der Gemeinde und ihrer religiös-kulturellen Institutionen. Trotz aller Schwierigkeiten erlahmte sie nicht in der Verfolgung ihrer sozialen Aufgaben. Wie sie an der öffentlichen Wohlfahrtspflege der Stadt durch finanzielle Hilfe und persönliche Arbeit mit aller Kraft teilnahm, so erfüllte sie auch die Pflichten, die ihr innerhalb des Kreises der Glaubensgenossen zufielen, obwohl die Wirtschaftslage der Gemeinde nicht als günstig bezeichnet werden konnte. Eine ganze Reihe von Vereinen wetteiferten, um der Not zu steuern: die „Nassau-Loge“ (1890 gegr.), die alle Bestrebungen unterstützt, die auf die sittliche und geistige Hebung der jüdischen Gemeinschaft hinielen, und anregend wirkt auf allen Gebieten der Wohlfahrt, der „Israelitische Unterstützungsverein“ (1831 gegr., neu entstanden 1871 bzw. 1892), der für verarmte Juden sorgen hilft, auch für unbedeutende Kranke, die sich zur Kur hier aufhalten, die „Vereinigung jüdischer Frauen“ (1917 gegr.), in der sich sämtliche jüdische Frauen zusammengeschlossen haben, um sich gegenseitig in sozialer und geistiger Hinsicht zu fördern. Der Fürsorge für die Jugend dienen der „Verein für jüdische Ferienkolonien“, der unbedeutenden Kindern einen Erholungs-

aufenthalt auf dem Lande ermöglicht, und der „Israelitische Waisenverein“ (1885 gegr.), der armen jüdischen Waisenkindern die elterliche Fürsorge durch unentgeltliche Gewährung der Lebensbedürfnisse, Erziehungsbeihilfen usw. möglichst ersetzen will. Hinsichtlich der schulentwachsenen Jugend herrscht großes Interesse an ihrer Heranziehung zum Handwerk und zur Landwirtschaft; ein besonderer „Verein zur Förderung der Erlernung des Handwerks unter den Juden“ (1899 gegr.), sowie der „Verein selbständiger jüd. Handwerker und Gewerbetreibender“ suchen diesen Zielen gerecht zu werden. Die Jugend selber schloß sich zu ihrer Fortbildung auf allen Gebieten, besonders auch zur besseren Kenntnis des Judentums, seiner Geschichte und Literatur, seiner inneren und äußeren Entwicklung, in einem Verein zusammen in dem auf neutraler Grundlage stehenden „Jüdischen Jugendverein“, der eine emsige Tätigkeit durch Vorträge, Kurse, Geselligkeit zu entfalten versucht und als Sammelpunkt der schulentwachsenen Jugend beiderlei Geschlechts, besonders der alleinstehenden jungen Menschen, die hier in Geschäften tätig sind, dient. Außer ihm arbeitet noch am Geiste der Jugendbewegung der „Bund der Kommenden“. Für die körperliche Erhaltung der Jugend sorgt der Turn- und Sportverein „Hakoah“, der in der kurzen Zeit seines Bestehens (1926 gegr.) schon von ausgezeichneten Leistungen berichten kann. Für Kranke und Gebrechliche besteht das „Israelitische Schwesternheim“, dessen Schwestern sich unermüdlich der Krankenpflege — ohne Unterschied der Konfession — widmen. Die „Chewrah“, fromme Bruderschaft (1923 gegr.), hat es sich zur Aufgabe gemacht, Sterbenden in den letzten Stunden beizustehen, Tote zu bekleiden und zu beerdigen. Eine wesentliche Förderung hat die jüdische Wohlfahrtspflege dadurch erfahren, daß die jüdischen Vereine und Anstalten sich nach dem Vorbild der „Inneren Mission“ und der „Karitas“ zu einer „Jüdischen Wohlfahrtszentrale“ zusammengeschlossen (1917), die einem besonderen Sozialbeamten untersteht. Die soziale Arbeit stand im Laufe der letzten Jahre naturgemäß im Mittelpunkt des Aufgabenspektrums der Gemeinde, die aber darüber nicht die religiös-kulturellen Bedürfnisse vernachlässigte. Im Zentrum des jüdisch-geistigen Lebens steht ein „Lehrhaus“, das die Aufgabe hat, das Wissen vom Judentum, seiner Geschichte und Lehre auch über den Kreis der Gemeindeglieder hinaus zu verbreiten. Eine reichhaltige Gemeindebibliothek mit Lesezimmer unterstützt diese geistige Arbeit. — Außer dem Syna-

gogen-Gesangsverein (1836 entstanden, 1863 neu gegründet), der sich um die musikalische Ausgestaltung in der Hauptsynagoge große Verdienste erwarb, bestehen noch Vereinigungen, die mehr auf das innerpolitische jüdische Leben Einfluß zu gewinnen suchen. Je nach persönlicher Einstellung schließen sich die Glaubensgenossen einem der Vereine an: die Ortsgruppe des „Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“, der — auf dem Boden der deutschen Nationalität stehend — die Wahrung von Recht und Ehre des deutschen Judentums auf seine Fahnen geschrieben hat; die zionistische Ortsgruppe, die im Rahmen der „Zionistischen Weltorganisation“ die Schaffung einer öffentlich rechtlich gesicherten Heimstätte in Palästina für das jüdische Volk erringen will; der „Reichsbund jüdischer Frontsoldaten“, der — auf neutraler Grundlage stehend — den Sammelpunkt aller jüdischen Frontkämpfer darstellt. Der Vertiefung des religiösen Gedankens dient die „Vereinigung für das liberale Judentum“, die vor allem den Entwicklungsgedanken der jüdischen Religion zur Geltung bringen will, während die Ortsgruppe der „Agudas Jisroel“ streng gesehestreuen Zielen gewidmet ist. Die ostjüdischen Glaubensgenossen, von denen ein Teil schon seit einigen Jahrzehnten hier in Wiesbaden ansässig ist, andere in den Jahren vor dem Weltkrieg eingewandert sind, und die größtenteils in bescheidenen, wenn nicht in dürftigen Verhältnissen leben, sind in einer besonderen Vereinigung zusammengeschlossen, die sich insbesondere die Pflege der religiösen Güter und des Gemeinschaftsgefühls durch Errichtung eines besonderen Gottesdienstes zur Aufgabe gemacht hat: „Talmud-Thora“ bzw. „Ostjüdische Vereinigung“.

Die Verwaltung der Israelitischen Kultusgemeinde unterstützt in richtiger Erkenntnis ihrer Bedeutung all diese Bestrebungen auf sozialem und geistigem Gebiete. Durch Anstellung eines Rabbiners, der zugleich Bezirksrabbiner für den Rabbinatsbezirk Wiesbaden ist, und dem drei Religionslehrer zur Seite stehen (hier sei vor allem auf den jahrzehntelange hier wirkenden heimgegangenen Emanuel Traub hingewiesen), sorgt sie für Verlebendigung des religiös-idealen Gedankens innerhalb der Gemeinde, die im Kreise der übrigen jüdischen Gemeinden mitarbeiten will an unseres deutschen Vaterlandes friedlichem Aufstieg unter friedlichen Nationen. Das ist unser messianisches Sehnen. Möchte in kommenden Jahrzehnten unserer Stadt ein solch friedlicher Aufstieg zur Höhe durch Gottes Schutz und Hilfe vergönnt sein!

Öffentliche und private Wohlfahrtspflege.

Von Anna Reben.

Die Entwicklung der Wohlfahrtspflege und insbesondere der Jugendfürsorge hat die Zusammenarbeit der öffentlichen und privaten Fürsorgetätigkeit zu einem schwierigen Problem gestaltet, an dem weder die staatlichen und städtischen Stellen, noch die privaten Organisationen vorüber gehen können.

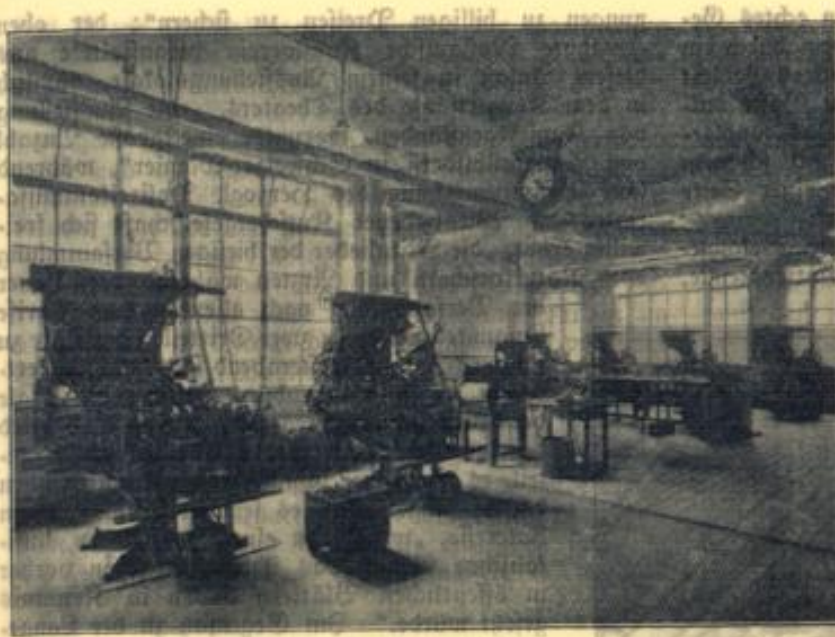
Bei einem Rückblick auf die Entstehung und Entwicklung der organisierten, freien Wohlfahrtsarbeit finden wir, daß es zunächst die Kirche war, die eine planmäßige Verteilung von Geldmitteln und eine sinn-gemäße Fürsorge in die Wege leitete und die Hilfsbereitschaft von Einzelpersonen durch Zusammenschluß nutzbar machte. Aus der ganz persönlichen Wohltätigkeit, aus dem Wohlsein von Mensch zu Mensch, sind in langsamem aber stetigem Anwachsen die kirchlichen Vereinigungen entstanden; diese floßen späterhin in große Verbände zusammen und bildeten die sogenannten Spitzenverbände, die sich schließlich vor etwa zwei Jahren zu einer umfassenden Liga vereinigt haben. Dieser Liga gehören 6 Spitzenverbände an: Die Innere Mission, der Caritasverband, das Rote Kreuz, die Zentrale der jüdischen Wohlfahrt, der sogenannte fünfte Verband, der diejenigen Vereine umschließt, die nicht auf konfessioneller Grundlage aufgebaut sind und als sechster der Zentralwohlfahrtsausschuß der christlichen Arbeiter-schaft. Die Arbeiterwohlfahrt hat sich bis jetzt der Liga noch nicht angeschlossen. Sie alle arbeiten aber an demselben Ziel: der wirtschaftlichen, gesundheitlichen und moralischen Hebung unseres Volkes.

Wie umfassend die Tätigkeit dieser Verbände ist, war in der „Gesolei“ im vorigen Jahr in Düsseldorf sinnfällig dargestellt. In kleinen stilisierten Formen war eine Stadt aufgebaut, die die Zahl der von der freien Wohlfahrtspflege gegründeten und unterhaltenen Anstalten und Heime zeigte. Würden, wie dies dort zusammengestellt war, tatsächlich alle diese Anstalten an einem Ort vereinigt sein, so entstünde ein Gemeinwesen von über 1½ Millionen Einwohner. Dazu kommt die Arbeit der offenen und halb-offenen Fürsorge, die, sich zahlenmäßig schwer erfassen läßt, da sie sich nicht auf festumgrenzte Einrichtungen stützt.

Wenn sich der heutige Stand der freien Wohlfahrtspflege auf eine jahrhundertlange Entwicklung aufbaut, so erscheint dagegen die Aufnahme einer planmäßigen Fürsorgearbeit seitens des Staates, die Inangriffnahme sozialpolitischer Aufgaben durch die Gemeinden, verhältnismäßig jungen Datums. Erst das Massenelend des Proletariats in den großen Städten veranlaßte die Gesetzgebenden Körperlichkeiten neben die bisherigen Träger der sozialen Arbeit, neben die organisierte Selbsthilfe, neben die kirchliche und interkonfessionelle Hilfstätigkeit, eine systematische öffentliche Armenpflege treten zu lassen. Unsere öffentliche Armenpflege baut sich bekanntlich zunächst auf die durch das Reichsgesetz über den Unterstützungswohnstz vom Jahre 1870 festgelegte Regelung auf. Durch dieses Gesetz wurde die Fürsorge in die Bahnen gelenkt, in denen sie sich zum größten Teil noch heute bewegt. Noch sehr viel später hat sich sowohl die private als auch die öffentliche Jugendfürsorge organisiert, wenn auch jene früher als diese. Es lag wohl daran, daß die allgemeine Wohlfahrtspflege sich in erster Linie auf Almosengeben aufbaute und daß man erst später zur Erkenntnis kam, daß gerade für die Jugend ganz besonders wichtige Aufgaben in gesundheitlicher und sittlicher Beziehung zu erfüllen sind und daß es sich hier um ganz anders geartete, vor allem um vorbeugende Maßnahmen handelt. Der älteste Zweig der Jugendfürsorge ist die Versorgung von Waisen und Findelkindern. Seit Beginn des 19. Jahrhunderts tritt bei den zuerst nur als Bewahrungsmittel zu betrachtenden Anstalten das Erziehungsmoment stärker hervor, nachdem besonders durch Fröbel ein neuer Gedanke in die Kleinkinderfürsorge gebracht war: die Pädagogik der Selbstbetätigung. Für die größeren Kinder entstanden erst in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts die ersten Kinderhorte. Durch die zunehmende außerhäusliche Frauenarbeit waren zahllose Kinder für die meisten Stunden des Tages ohne Versorgung und waren in den Großstädten den vielfachen Gefahren der Straße ausgesetzt. Überall waren es die Vereine der freien

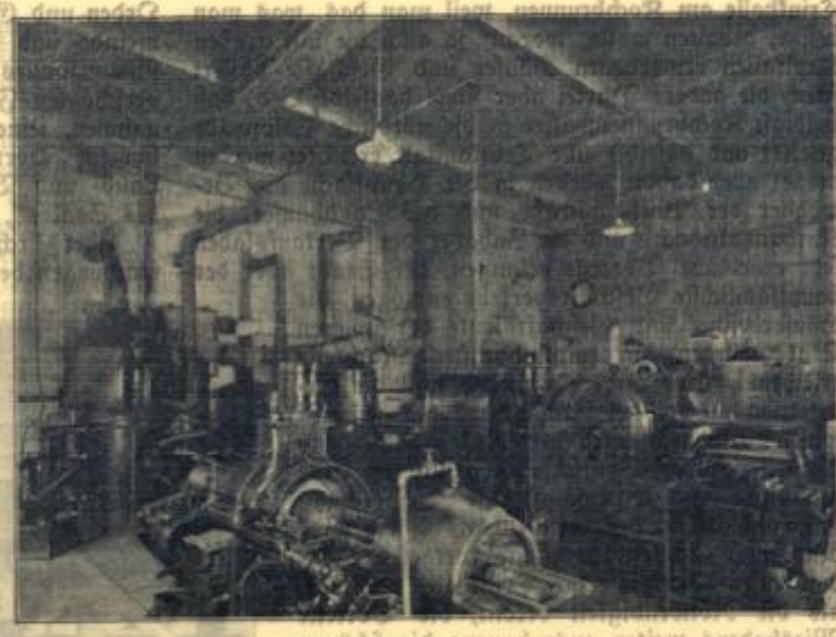
Liebestätigkeit, die diese segensreichen Einrichtungen schufen.

Auch in Wiesbaden hat die Entwicklung denselben Verlauf genommen. Auch hier haben die karitativen Vereine die Pionierarbeit geleistet. So war im Jahre 1897 der Verein für Kinderhorte entstanden, so war schon viele Jahre früher die Kinderbewahranstalt gegründet worden, im Jahre 1900 hat der Verein für Sommerpflege die Erholungsfürsorge ins Leben gerufen, der Wiesbadener Frauenverein hatte eine Volksspeisung eingerichtet, der Armenverein verteilte Geldspenden, der Krippenverein, das Johannisstift, das Paulinenstift nahm sich der Säuglinge an, die evangelischen und die katholischen Kirchengemeinden gründeten Waisenhäuser und Kindergärten für Kleinkinder, das Krüppelheim, die Blindenanstalt und manches andere ist aus Privatmitteln und durch ehrenamtliche Arbeitsleistung entstanden. Durch die Nachwirkungen des Krieges, die die Privatwohltätigkeit lahmgelegt oder zum mindesten sehr verringert haben, sind manche dieser Einrichtungen entweder ganz in städtische Verwaltung übergegangen, oder sind auf städtische und staatliche Zuschüsse angewiesen. Besonders das im Jahre 1925 in Kraft getretene Reichs-Jugendwohlfahrts-gesetz hat den Städten größere Aufgaben übertragen. Man war sich aber sofort darüber klar, daß die wertvolle Arbeit der privaten Liebestätigkeit nicht ausgeschaltet werden dürfte und daß die von den Privatorganisationen gesammelte Erfahrung ein wichtiger Faktor ist, der bei dem behördlichen Ausbau der Wohlfahrtspflege nicht zu entbehren ist. Dies ist auch von den Gesetzgebern allgemein anerkannt worden. In dem bereits erwähnten Jugendwohlfahrts-gesetz ist ausdrücklich festgelegt, daß zu den städtischen Jugendämtern neben den beamteten Personen die Kreise der privaten Wohlfahrtspflege bis zu 40% der Mitglieder zugezogen werden müssen, und in einem am 20. März 1927 erlassenen preussischen Gesetz heißt es wörtlich: „Die Verbände und Einrichtungen der freien Wohlfahrtspflege sollen in möglichst weitem Umfang bei der Fürsorge, insbesondere der Beratung allgemeiner Maßnahmen beteiligt werden,



Sehmachmaschinenaal (Teilanstalt).

der Armenliste erscheinen würden", ging man doch in der Frage der Gestattung der Niederlassung häufig ablehnend vor. Ferner unterstand dem Gemeinderat die Beaufsichtigung des Feldschusses, den die Feldschützen zu versehen hatten; weiterhin die Aufsicht über die Straßenbepflanzung und die Sorge um den Vertrieb des Obstes; denn vielfach gab es in den Straßen noch "Ökonomiebäume". So wurden die "der hiesigen Stadt gehörigen Kastanien von den Bäumen an der Platter Chaussee und der Idsteiner Straße auf dem Rathause" versteigert. Sogar in den



Streichholzfabrik.

würden, sowie aus einer "Schöne Tücher" überschriebenen Anzeige hervor, in der Philipp Eugenbühl solche aus nassauischer Seide zum Verkauf anbietet. Wiesbaden als erster Kurort Deutschlands! So und ähnlich klingt es schon auf den ersten Seiten des Tagblatts. Der Aufrechterhaltung seines Rufes als Kurstadt und der Förderung seiner Bedeutung gilt manche Zuschrift, die man am besten mit dem "Eingefandte" unserer Zeitungen vergleicht. Viele Bekanntmachungen lassen die Bemühungen der Behörde erkennen, die gemeinnützigen Einrichtungen in gutem Zustand zu erhalten, wie etwa die, daß die Unterhaltung der "städtischen Brunnen, Quellen, Wasserleitungen, Pumpenbrunnen, Feuertrabnen, Cisternen und Schleusen in und um die Stadt... auf unbestimmte Zeit im Wege der Submission" vergeben werden soll. Aber der löbliche Gemeinderat von Wiesbaden hatte sich auch um tausend andere Dinge zu kümmern. Einen Beitrag zur Geschichte der Wiesbadener Kommunalpolitik könnten die Berichte über die Ergänzungswahlen zum Gemeinderat und Bürgerausschuß, die in 12 Stadtvierteln stattfanden, oder die Auszüge aus seinen Beschlüssen liefern. Wahlrecht war Wahlpflicht; denn diejenigen stimmfähigen Bürger, die ohne triftigen Grund bei der Wahl nicht erschienen, wurden mit einer Strafe von einem Gulden belegt. Und dann die Gegenstände der Beratung: Da sucht ein Schneidermeister, um Aufnahme als Bürger in die hiesige Stadtgemeinde zum Zwecke seiner Verehelichung mit der Witwe des Schlossermeisters M. von hier" zum wiederholtenmale an, sein Gesuch wird aber abgelehnt; bei Handwertern ist man besonders streng, so geht es auch u. a. einem Tiroler aus dem poetischen Zillertal, der während der Kurzeit "zum Zwecke des Handels mit Handschuhen in den hiesigen Colonnaden sich aufhalten" wollte; in dieser Erschwerung mag, wenn auch nicht die wesentlichste, so doch eine wichtige Ursache für das geringe Anwachsen der Bevölkerung gelegen haben; obwohl einmal darüber Klage geführt wird, "daß in früherer Zeit eine Menge armer Leute in hiesiger Stadtgemeinde Aufnahme als Bürger erlangt haben, bei welchen man, ohne besondere prophetische Gabe zu besitzen, voraussetzen konnte, daß sie mit der Zeit auf

Kurhausanlagen wurde Obst gezüchtet, das am 21. September an Ort und Stelle veräußert wurde. Auch die "Röderallee" trug einen Schmuck von Nußbäumen, die aber, wie aus einem Sitzungsprotokoll vom 6. September hervorgeht, durch andere ersetzt werden sollten. Allein von Ökonomiebäumen, heißt es in einer Zuschrift, seien für Promenaden überhaupt nicht passend, denn was sei für die Jugend verführerischer, als nach einer Nuß stundenlang

was auch aus den in englischer Sprache abgefassten kirchlichen oder geschäftlichen Anzeigen ersichtlich wird. Glanz und Schimmer vergangener Zeiten steigt herauf, wenn es da z. B. heißt, daß Se. Durchlaucht Prinz Bonaparte mit Dienerschaft, Prinz Emil von Hessen, Se. L. u. L. Hoheit Erzherzog Joseph aus Oesterreich mit Gefolge aus Prag, Ihre Durchl. Fürstin Schalkborla mit Dienerschaft aus Rußland, eine ganze Anzahl bayrischer Grafen, "Edelknechte Seiner Majestät des Königs aus München" abgestiegen sind; wie hieder nimmt sich dagegen die Mitteilung aus, daß Herr Rehrein und Herr Müller, Professoren aus Hadamar, angekommen sind. In Gasthäusern und Hotels stieg man ab, die uns heute noch wohl bekannt sind, z. E. aber auch nicht mehr oder unter anderem Namen bestehen wie Hotel Düringer, Goldene Krone, Rheinberg, Alleeaal, Reichsapfel, Weißer Schwan. Die Gäste hatten außer anderen bekannten Vorteilen auch den Genuß einer Traubenkur. "H. C. Freitag im Bären" macht nämlich bekannt, daß er "durch den Besitz mehrerer Weinberge" imstande sei, täglich frische Trauben zu liefern und empfiehlt seinen bei seinem Hause befindlichen großen Garten und bei schlechter Witterung einen Konversationsaal. Im Einverständnisse mit mehreren Herren "Ärzten" habe er die entsprechende Einrichtung zur Traubenkur getroffen.



Anzeigenseherel (Teilanstalt).

Aber Sorgen gab es damals auch. Wie heute der geplante Umbau des Kochbrunnens eine Angelegenheit der Öffentlichkeit ist, so wurde in damaliger Zeit die Anlage einer den Bedürfnissen der Zeit besser entsprechenden Trinkhalle gefordert. Ein Hinausschieben dieser Frage sei deshalb so unverständlich, heißt es einmal, weil "doch durch die Fürsorge Seiner Hoheit des Herzogs die dazu erforderlichen Fonds schon vor Jahren beschafft worden sein" sollten. Der Gemeinderat und die "Kurhaus-Altkien-Gesellschaft" werden mit Reformvorschlägen angegangen. Analog dem heute gerügten "unhygienischen Schöpfbetrieb" wird von einem Kurgast Klage darüber geführt, daß "die wassertrinkenden Badegäste am Kochbrunnen in Schmutz und Regen herumwaten" müßten. Zwei Pläne bewegten die Gemüter: der eine war für die Errichtung einer

ein für die Vorübergehenden höchst gefährliches Bombardement zu eröffnen. Wer sich hiervon überzeugen wollte, der solle, wenn die Nüsse auch erst halb reif seien, in die Röderstraße gehen, und er werde sich wundern, wenn Verlegungen nicht an der Tagesordnung seien. Auch sei die Allee an sich nichts weniger als schön, die Bäume seien ungleich, brandig und schienen nicht am rechten Platz zu sein. Überhaupt die liebe Jugend! Da beschwert sich ein Einsender, der seine "höchste Indignation" nicht verhehlt, daß er in einer "renommierten Bierwirtschaft" erleben mußte, "dasselbst eine Gesellschaft von 10 bis 12 jungen Leuten zu finden, die zuerst Bier, dann aber ein Schoppenglas voll



Rotationsmaschinenaal.

Brantwein vor sich hatten, wovon die Folgen sich denn auch bald in ihrer ganzen verderblichen Gestalt zeigten." Und schließlich die Kur selbst! Da gewährt zunächst eine des öfteren erscheinende Kur- und Fremdenliste interessante Einblicke in Frequenz, Zusammensetzung und Herkunft der sich damals in Wiesbaden aufhaltenden Fremden, deren Zahl auf ungefähr 20000 angegeben wird, also im Vergleich zur oben erwähnten Einwohnerzahl erstaunlich hoch ist. Unter den Fremden ist sehr stark das Ausland, vor allem England, vertreten,



Flachdruckmaschinenaal.

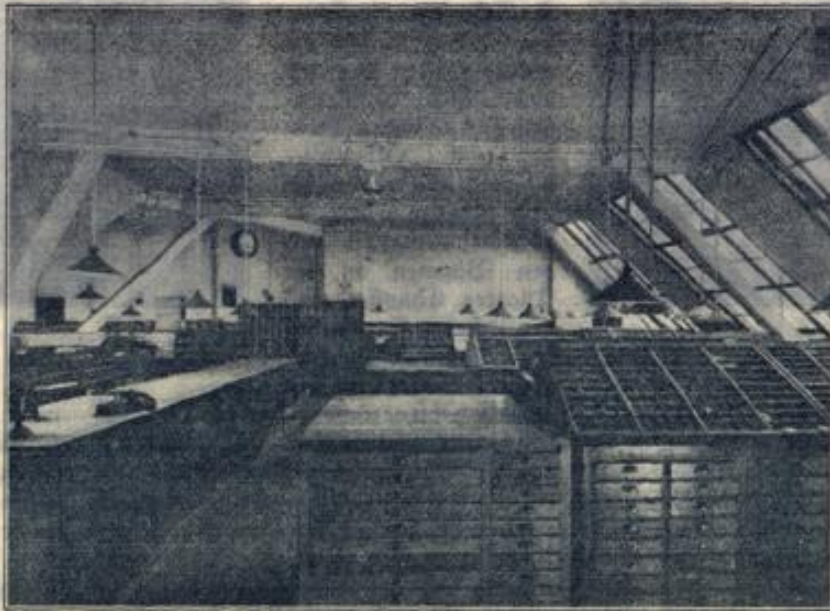
Trinkhalle am Kochbrunnen, weil man das, was man besitze, behalten wolle, worauf ja auch die mit großen Kapitalien erworbenen Häuser und Geschäfte basiert seien, die andere Partei aber singe dasselbe Lied, daß baldigst Kochbrunnenwasser in die nördliche Colonnade geleitet und daselbst eine Trinkanstalt errichtet werden möge; aber davon würden in der Hauptsache die Bewohner der Wilhelmstraße und der Landhäuser, die Kurhausaktionäre und die Inhaber der Verkaufsläden sehr erhebliche Vorteile erlangen, der Stadt aber der hauptsächlichste Geschäftsverkehr entzogen, die Häuserbesitzer und Geschäftsleute der inneren Stadt würden die empfindlichsten Nachteile erleiden. Eine andere Stimme will die Erörterung nur von der Frage abhängig gemacht wissen: Wodurch wird der Ruf Wiesbadens als erster Kurort Deutschlands gesichert? Eine gründliche und leidenschaftslose Besprechung im Tagblatt sei der beste Weg. Diese wird denn auch noch endlos lange fortgesetzt; einmal wird weniger eine Trinkhalle verlangt, als die Notwendigkeit betont, die Vorteile Wiesbadens weiter auszubauen: die schönen Umgebungen der Stadt unseren Gästen zugänglicher zu machen, als dies trotz der vielen Ausgaben für Unterhaltung der Wege bis jetzt geschehen sei; die Sorge für Reinlichkeit im Innern der Stadt zu einer Hauptaufgabe zu machen und Uebelstände, die auf den Gesundheitszustand Einfluß hätten, um jeden Preis zu beseitigen, selbst auf die Gefahr hin, einige Herren Ökonomen und Messger zu erzürnen, für Desinfektion der Kloaken Anstalten zu treffen, die durch die Stadt fließenden Bäche unter besondere Aufsicht zu stellen und dafür zu sorgen, daß diese nicht zu Ablagerungsstätten der Reibrichte und Abfälle benutzt würden usw. Dem Gemeinderat wird empfohlen, sich „in Rapport mit der Kurhausaktionärgesellschaft zu setzen“ und auf die Presse hingewiesen, als „das Mittel zur gegenseitigen Verständigung und Aufklärung, die in unseren städtischen Angelegenheiten so wenig benutzt wird.“

Daß eine Haupt-, Kur- und Residenzstadt sich eines guten Theaters erfreute, ist wohl selbstverständlich. Aber kritische Besprechungen sucht man in den ersten Blättern vergebens. Dafür wird täglich der Spielplan veröffentlicht, auf dem Lörzing, Weber, Richard Wagner, Mozart, Donizetti mit ihren bekannten Werken, Shakespeare, Schiller als Vertreter des Schauspiels und Trauerspiels, Roderich Benedikt mit seinen zahlreichen Lustspielen erscheint. Aber auch manche heute kaum mehr bekannte Namen begegnen uns, wie Hadländer, der Verfasser eleganter Salon- und Gesellschaftsstücke, oder der sentimentale Rosenthal. Hin und wieder treten Gäste von benachbarten oder fernen Bühnen auf, wie Frau Rissner vom Mainzer Stadttheater als Puck im Sommernachtsstraum oder gar Kräfte von der Mailänder Scala und vom Coventgarden-theater in London. Es wird dann vermerkt: abonnement suspendu. Die Programmzusammenstellung war nicht immer sehr harmonisch, wenn z. B. am 16. Dezember die Raupachsche Posse: „Der Nasenstüber“ mit Schillers Glocke in der musikalischen Bearbeitung von Lindpaintner und sechs lebenden Bildern angekündigt wird. Daß der jugendliche Liebhaber, Herr Grabowski, sich besonderer Sympathien in den Kreisen der Damenwelt erfreute, zeigt eine an die „löbliche Theaterkommission“ gerichtete Bitte einiger Verehrerinnen, ihn recht bald als Fidelio und Pariser Taugenichts bewundern zu dürfen.

Auch vom Schulwesen in Wiesbaden schweigt das Tagblatt nicht gänzlich. Mehrmals erscheint die Aufforderung, die Schulgelder für die höhere Töchterschule, die Vorbereitungsanstalt, die vier unteren Klassen des Realgymnasiums und die erste Abteilung der Elementarschulen zu zahlen. Die Handels- und Gewerbeschule zeigt den Beginn eines dreimonatlichen praktischen Kurses in der englischen und französischen Sprache an. Wie ein verdienstvoller Lehrer geehrt wurde, beweist das allen Lesern zur Kenntnis gebrachte Programm zur Feier des fünfzigjährigen Dienstjubiläums des „Herrn Oberlehrers Kunz“, das u. a. außer einem um sechs Uhr morgens von den Lehrern und ehemaligen Schülern dargebrachten musikalischen Ständchen, um 10 Uhr eine offizielle Feier in der evangelischen Kirche, an der die Geistlichkeit, der Gemeinderat, die Lehrer, die Schuljugend, die Freunde und früheren Schüler des Jubilars teilnahmen, das feierliche Abholen in einem Festwagen, die Festrede des Schulinspektors Eibach, Gesänge, vorgetragen vom „Chor der Lehrer“, Ansprachen des Bürgermeisters, Überreichung von

Orden und Geschenken vorsieht. Also ein echtes Gemeinde- und Volksfest, das offenbar in dem durch ein schwungvolles, im Tagblatt später abgedrucktes Gedicht verschönten Festmahl, an dem etwa 200 Gäste teilnahmen, seinen Höhepunkt erreichte. „Das wohlge-lungene Porträt des Jubilars prangte mit schönem Laub- und Blumengewinde umkränzt an einer Seite des Saales“, berichtet der Chronist gerührt.

Aber kirchliches Leben vergewissern die Bekanntmachungen betreffend die Abhaltung der Gottesdienste.



Abendgesellschaft (Teillansicht).

So lautet die erste im Tagblatt veröffentlichte Ordnung der evangelischen Kirche: Predigt, vormittags: Herr Kirchenrat Schulz, nachmittags: Herr Kaplan Köhler; Betstunde in der neuen Schule vormittags: Herr Pfarrer Eibach. Einige Nummern später erscheint auch die Gottesdienstordnung der katholischen Kirche (6, 7, 9: Hochamt mit Predigt; 11 Uhr; nachmittags 2 Uhr; werktags 7 und 8 Uhr). Der deutschkatholische Gottesdienst fand morgens 9 Uhr im „Hause des Herrn Falkner in der Spiegelgasse“ statt und wurde „geleitet durch Herrn Pfarrer Hiepe“. Englischer Gottesdienst wurde um 11 und 5½ Uhr „in the Gymnasium, Louisenplatz“ abgehalten. In der Synagoge war „Freitag-Abend-



Buchbinderei (Teillansicht).

Gottesdienst um 4 Uhr, Sabbath-Morgen-Gottesdienst um 8½ Uhr“. Familienanzeigen erscheinen unter der Rubrik: Geborene, Proklamirte, Getraute und Gestorbene in der Stadt Wiesbaden.

Unter den Vereinen, die z. T. auch heute noch ein reges Leben entwickeln, begegnen uns vor allem der Verein für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung, dessen Vorstand beim Herzogl. Kreisamt um „Gestattung der Erhebung einer Kollekte in Wiesbaden für die Wiederherstellung des Hochaltars in der Pfarrkirche zu Lorch“ angesucht hatte, eine Bitte, gegen die der Gemeinderat nichts einzuwenden hatte. Der Nassauische Kunstverein teilt mit, daß „unser Landsmann und Vereinsmitglied, Herr Louis Knaus, sein neues Gemälde, eine Jahrmarktscene, auf einige Zeit im Kunstvereinssaale hier auszustellen“ die Güte gehabt habe. Den Beginn von Wintervorlesungen kündigt der Verein für Naturkunde an, der vom 17. bis 24. September die 29. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte als Gäste begrüßen konnte. Diesen kam die Stadt insofern entgegen, als eine „Logis-Commission“ gebildet wurde, um „die erforderlichen Woh-

nungen zu billigen Preisen zu sichern“; der oben erwähnte Nassauische Kunstverein veranstaltete aus diesem Anlaß in seinem Ausstellungslokale, nämlich in dem Konzertsaale des Theaters, „eine Ausstellung von Kunstgegenständen, worunter eine große Anzahl von Aquarellbildern in Schweizer-Manier“, während laut Bekanntmachung des Herzogl. Polizeikommissariates die Wiesbadener Rutscher-Gesellschaft sich freiwillig erbot, „die Mitglieder der hiesigen Versammlung von Naturforschern und Ärzten während der Dauer der Versammlung nach allen in dem Tarife benannten Orten zu zwei Dritteln der Tage zu fahren.“ Zum Silvesterabend lädt der Quartettverein zu einer Abendunterhaltung im Saale der Vier Jahreszeiten ein; großes Lob wird dem zweiten Konzert des Cäcilienvereins zuteil, es wird aber von mehreren Kunstfreunden darauf hingewiesen, es sei gewiß von großem Interesse, „wenn von einem so seltenen musikalischen Genuß das Publikum schon vorher in öffentlichen Blättern davon in Kenntnis gesetzt würde.“ Im Gegensatz zu der Längeweile in anderen Konzerten „mit zwar klassischem Programm, aber sehr unbefriedigender Ausführung“, mit der sich das Publikum habe oft plagen müssen, werden die schönen und abwechslungsreichen Konzerte des Orchestersfonds von einigen Kunstfreunden gelobt. Auch der Musikunterricht bildete damals wie heute ein Problem, dem allgemeine Aufmerksamkeit zuteil wurde. In einer „Musik-Anzeige“ des Rgl. preuß. konz. Lehrers für Schule und Musik aus Berlin, Adolf Thoma, der sich „die Ehre gibt, das hiesige Publikum zu benachrichtigen, im hiesigen Orte ein Institut zu errichten“, heißt es einleitend: „Der künstlerische Kampf mit dem musikalischen Unterrichtsweisen war in früheren Zeiten ein ungleich härterer als jetzt. Mit einem unvergleichbar geringen Maß der damaligen Leistungen ist es dem regen Fortschritte möglich geworden, die Sonne der glücklichsten Erfolge für die Saat der künstlerischen Bemühen zu gewinnen und dadurch deren echte reife Lebenskeime zu entwickeln. Wer unsere Kunstzustände genauer kennt, und da weiß, daß die bisherige Verfahrungsart nichts anderes war, als eine musikalische Abrichtung, welche die Anfänger durch verschiedene Schwierigkeiten nur langsam und mühevoll mit einem großem Geldaufwand für Lehrer, Instrumente und Musikalien zum Ziele brachte, dürfte wohl erstaunen über den Lohn des Erfolgs, der durch die jetzigen Formen, Mittel und Anschauungsweisen auch ohne große Geld- und Zeitaufopfer hervorgerufen wird.“

Daß man auch bemüht war, von Vereins wegen vorhandene Not zu lindern, zeigt der Aufruf des Frauenvereins, der darauf aufmerksam macht, daß in seinem Laden „nicht allein allerlei zu Weihnachtsgaben geeignete Gegenstände zu finden sind, sondern daß auch schon durch das bloße Kaufen der Arbeiten den Armen eine Wohltat erwiesen wird.“ An die Armen wurden im Dezember 10.000 Loib Brot verteilt. Auch von einer auf freiwilliger Grundlage organisierten sozialen Fürsorge ist bereits die Rede; es bestand nämlich ein „Verein zur Verpflegung erkrankter Dienboten und Gewerksgehilfen.“ Ebenso wurde damals schon vor Weihnachten von wohltätigen Anstalten und Stiftungen gesammelt. Der Vorstand der Klein-Kinder-Bewahranstalt erstattet unter namentlicher Anführung der Sponder und der Gaben, die zur Christbescherung eingegangen sind, den Freunden der armen Kinder herzlichen Dank. Auch von dem Vorhandensein eines Kranken- und Sterbevereins berichtet das Blatt.

Wir sind am Ende unserer Betrachtung angelangt, die nicht alle Erscheinungen, wie sie sich unseren Vorfahren vor 75 Jahren darbieten, berücksichtigen konnte. Nur die wichtigsten Äußerungen des auch damals vielgestalteten Lebens sollten beachtet und in ihrem durch das „Wiesbadener Tagblatt“ aufgefangenen Widerschein festgehalten werden. Ganz schweigt das politische Leben, das erst vor vier Jahren eine erstaunliche Regsamkeit begonnen hatte und auch im Gründungsjahre des Blattes noch nicht verebbt war. Um so mehr läßt sich der Pulsschlag des lokalen Lebens vernehmen auf den etwas über eine Spanne hohen und eine halbe breiten ersten Stücken unserer Zeitung; es sind wertvolle Zeugnisse, niedlichen Bildchen gleich, in ihrer Rindlichkeit doppelt reizvoll, als Aufnahmen gleichsam aufbewahrt für die Späteren, freilich mehr in unbeholfenen Umrisen ohne die Fernsicht in die trausen Linien der politischen Geschehnisse, dafür umso unschätzbare für alle die, die Anteil nehmen an der Entwicklung der Kurstadt.

Studienrat Dr. Massenteil.

das ist zur zweckmäßigen Ergänzung der gegenseitigen Arbeit dringend erforderlich." Hier in Wiesbaden gehören zum städtischen Jugendamt je ein Vertreter der inneren Mission, des Caritasverbandes, der jüdischen Wohlfahrtsvereinigung, der Arbeiterwohlfahrt und der im Stadtverband für Jugendfürsorge zusammengeschlossenen übrigen Wohlfahrtsorganisationen. Alle arbeiten in den Unterausschüssen für das Pflegekinderwesen, in der Gefährdetenfürsorge, bei der Überwachung der Anstalten und Heime usw. tatkräftig mit. Auf einer Fürsorgetagung wurden im Hinblick auf die Frage der Zusammenarbeit von Behörden und freier Wohlfahrtspflege Leitsätze aufgestellt, in denen gesagt wird, daß es Aufgaben in der Jugendfürsorge gibt, die ihrer Natur nach besser durch die öffentliche und solche, die besser durch die private Fürsorge gelöst werden können und müssen, daß beide Arten wohl als verschiedenartige, aber als durchaus gleichwertige Faktoren der Jugendhilfe anzusehen sind und sich gegenseitig stützen und fördern müssen.

Es würde den Rahmen dieses kurzen Aufsatzes überschreiten, alle von privater und öffentlicher Stelle getroffenen Einrichtungen zu erwähnen und zu würdigen; ich muß mich darauf beschränken, nur den Grundgedanken des Zusammenwirkens klarzulegen. Es sind mannigfache Vorteile, die die Vereinstätigkeit vor der amtlichen voraus hat, wie es natürlich ebenso für die amtliche Stelle Mittel und Wege gibt, die dem Verein verschlossen sind. Vor allem ist die größere Bewegungsfreiheit einer der Vorteile des Privatvereins. Er kann Versuche machen, kann den jeweiligen örtlichen und zeitlichen Verhältnissen Rechnung tragen, kann Wandlungen durchmachen, ohne durch bürokratische Bindung gehemmt zu sein. Vor allem aber ist die Freiwilligkeit der Arbeit die Gewähr für die Liebe zur Sache, wenn auch auf der anderen Seite Schulung und Beamtenpflichttreue in die Waagschale fällt. Daß in der Mitarbeit der freiwilligen und ehrenamtlichen Hilfskräfte nicht allein der Vorteil der Gehaltserparnis liegt, daß vielmehr auch das Hineintragen des Interesses an sozialer Arbeit

in Kreise, die ihr sonst fernbleiben, von Bedeutung ist und dadurch das Überbrücken von Gegensätzen erleichtert wird, darf nicht unerwähnt sein. Es hat sich überall gezeigt, daß die Pionierarbeit der Vereine der beste Weg war zum Ausbau der auf breiter Grundlage gestellten behördlichen Einrichtungen und daß das Zusammenwirken die beste Lösung zur Bewältigung der so unendlich großen Aufgaben ist. Diese Aufgaben können nur erfüllt werden, wenn in den amtlichen Stellen ein sozialer Geist herrscht und wenn andererseits die Vereine sich von dem Dilettantismus, aus dem sie immerhin hervorgegangen sind, fernhalten.

Wiesbaden, einst die reiche Rentnerstadt, steht durch die Ungunst der Zeitverhältnisse, was den Prozentsatz der Fürsorgebedürftigen und Unterstützungsempfänger betrifft, an der Spitze der deutschen Großstädte, wir können aber auch mit Stolz behaupten, daß sowohl die aus den besseren Zeiten stammenden privaten Einrichtungen und ihre Neuschöpfungen als auch die behördlichen Stellen in ihrem heutigen Ausbau den großen Anforderungen gerecht werden.

Das städtische Krankenhaus zu Wiesbaden.

Von Oberarzt Dr. A. Geronne

Ärztlicher Direktor der inneren Abteilung am städtischen Krankenhaus.

Das erste „Hospital“ in Wiesbaden ist schon um das Jahr 1215 durch den deutschen Ritterorden gegründet worden, und zwar ungefähr an der Stelle, wo heute die seitlichen Wandelhallen des Kochbrunnens stehen. Über seine näheren Schicksale sind uns Angaben leider nicht überliefert. Dagegen wird uns — ich folge dabei Ausführungen, die Herr Pfarrer Diehl in einem kleinen Aufsatz „über die Geschichte des Civilhospitals und des städtischen Krankenhauses in Wiesbaden“ gemacht hat — etwa 135 Jahre später von einer neuen Anstalt berichtet, die Graf Gerlach mit seinen Söhnen im Jahre 1350 gründete, und die durch Zuwendungen der Mainzer Erzbischöfe und anderer Wohltäter über ein reiches Einkommen verfügte. Dieses Hospital, das vom Jahre 1457 an unter dem Namen „Hospital zum heiligen Geist“ erscheint, hatte nicht nur die Bestimmung, Kranke und Sieche aufzunehmen und zu versorgen, sondern war gleichzeitig auch Pilgerhaus, Wirtshaus und Herberge für durchziehende Fremde und Badegäste.

Trotzdem diese Anstalt, die in den letzten beiden Jahrhunderten zumeist als Civilhospital bezeichnet wurde, im Wechsel der Zeiten mannigfache Wandlungen erfuhr, so wurde sie doch immer und immer wieder auf dem bezeichneten Platz ganz in der Nähe des Kochbrunnens aufgebaut, wahrscheinlich wohl aus dem Grunde, daß seit altersher in Wiesbaden mit dem Hospital die Gelegenheit zum Gebrauch von Thermalbädern verbunden war. Besonders bemerkenswert ist vom ärztlichen Standpunkt aus weiter, daß schon im Jahre 1573 neben dem Hospital ein Gebäude als „Sonder-Siechenhaus“ aufgeführt wurde. Dasselbe sollte, wie schon sein Name besagt, hauptsächlich als Isolierbau für ansteckende Krankheiten dienen, und zwar besonders für die vielen Aussätzigen, die es damals um die Wende des 16. Jahrhunderts wie im übrigen Deutschland, so auch in Wiesbaden gab.

Auch hier im Sonder-Siechenhaus war die Gelegenheit, Thermal-Bäder zu nehmen, gegeben. Es war ein eigenes Aussätzigen-Bad vorhanden, das den Namen „Bad der guten Leute“ trug. Leider verbietet mir der hier zur Verfügung stehende Raum, weitere Einzelheiten aus der so interessanten Vorgeschichte dieses alten Zivilhospitals zu bringen, das erst im Jahre 1879 von seinem historischen Platz am Kochbrunnen weichen mußte, da eine Erweiterung und Verschönerung der Kochbrunnenanlage — damals ganz wie heute — eine dringende Notwendigkeit, ein Lebensbedürfnis für die Kurstadt Wiesbaden geworden war.

Als Ersatz für das alte Hospital am Kochbrunnen ließ nun die Stadt Wiesbaden auf der sog. „Dreispitze“ zwischen Kastellstraße, Platter und Schwalbacher Straße eine neue Krankenanstalt aufführen, das heutige städtische Krankenhaus. Die Vorarbeiten zu diesem Neubau reichen zurück bis in das Jahr 1872, wo von den verschiedenen Konkurrenzplänen das Projekt der Architekten Gropius und Schmieden, Berlin, die Genehmigung des Gemeinderats erhielt. Trotzdem verzögerte sich seine Ausführung bis zum Jahre 1876, und erst am 16. April 1879 wurde es in Betrieb genommen.

Das neue städtische Krankenhaus, das jetzt also auf dem Platz an der Kastellstraße auch schon fast 50 Jahre besteht, wurde nach dem sogenannten Pavillon-system erbaut. Es bestand ursprünglich aus 7 von einander völlig getrennten Gebäuden: dem Verwal-

tungsgebäude, 4 Krankenpavillons, der Küche und dem Waschhaus. Bei der rapiden Bevölkerungszunahme unserer Stadt und vor allem auch infolge der weit größeren Anforderungen, die die rasch fortschreitende medizinische Wissenschaft an moderne Krankenhäuser stellt, konnte es nicht ausbleiben, daß mit den Jahren Erweiterungsbauten nötig wurden. So wurde, um nur die hauptsächlichsten hervorzuheben, im Herbst 1904 ein Neubau fertiggestellt, in dem ein großes chemisches Stoffwechsellaboratorium für die Zwecke der inneren Abteilung und das pathologisch-anatomische Institut untergebracht wurden.

Am 1. Oktober 1906 wurde ein neues Wirtschaftsgebäude in Betrieb genommen, in dessen Küche täglich das Essen für ca. 700 Personen zubereitet wird und dessen Waschküche jährlich etwa 800 000 Wäschestücke besorgt. Ferner wurde am 1. Oktober 1907 ein Schwesterhaus an der Kastellstraße bezogen, in dem auch die

für eine Kinder- und Säuglingsabteilung untergebracht wurden.

Zusammenfassend können wir somit sagen, daß in den Jahren 1906—16 auf der Basis des 1879 bezogenen Krankenhauses eine fast ganz neue Krankenanstalt entstanden ist, die allen neuzeitlichen Ansprüchen völlig Genüge leistet und auf deren Besitz Stadtverwaltung und Bürgerschaft in gleicher Weise stolz sein können.

Das gesamte Krankenhaus verfügt heute über 667 Krankenbetten. In ihm sind tätig 20 Ärzte, 28 Beamte und Angestellte, 112 Pflegepersonen und 118 Arbeiter und Arbeiterinnen. Die Oberleitung der Anstalt führt ein Mitglied des Magistrats; ferner werden die Interessen des Krankenhauses noch wahrgenommen von der Krankenhaus-Deputation, in die von der Stadtverordnetenversammlung und vom Magistrat Mitglieder entsandt werden, sodas ein dauernder enger Konnex der Krankenanstalt mit der Bevölkerung gewährleistet ist.

Ich möchte es nun hier nicht als meine Aufgabe ansehen, die Größe und die Ausdehnung unseres Betriebes durch Zahlenmaterial, durch Schilderung einzelner Pavillons und durch Beschreibung von Koch- und Heizanlagen zu veranschaulichen; vielmehr scheint es mir wichtiger, etwas eingehender noch die Frage zu besprechen, welche Bedeutung unsere Krankenanstalt für die Stadt Wiesbaden hat.

Ich möchte da zunächst die Aufgaben erwähnen, die schon das alte Zivilhospital zu erfüllen hatte und die es mehr schlecht wie recht seit Jahrhunderten erfüllt hat. Das städtische Krankenhaus dient der Stadtverwaltung einmal dazu, unbemittelten Kranken, denen jede Pflege zu Hause mangelt, bei allen Krankheitsfällen die notwendige Fürsorge und ärztliche Versorgung zu gewährleisten. Diese Aufgabe unseres Krankenhauses sehe ich gerade in der jetzigen Zeit, wo so viele unserer Mitbürger durch

die Inflation oder andere Schicksalsschläge in Not geraten sind und vom Wohlfahrtsamt unterstützt werden müssen, als eine für die Gemeinde besonders wichtige an. Nicht minder wichtig ist dann die den Krankenanstalten seit altersher obliegende Verpflichtung der Aufnahme und Absonderung von ansteckenden Krankheiten. Wie ich schon sagte, steht in unserem Krankenhaus ein besonderer großer Bau für die Unterbringung von Infektionskranken z. B. Scharlach, Diphtherie, Typhus usw. zur Verfügung.

Gerade in der jetzigen Zeit der Wohnungsnot, wo eng zusammengedrängt die Menschen hausen, ist es dringend ratsam und erforderlich, daß derartige Kranke sofort dem Krankenhaus überwiesen werden, sofern der Hausarzt auf Grund der Wohnungs- und sonstigen Umstände eine Verschleppung der Infektion irgendwie für möglich hält. Diese Forderung gilt weiter auch für die Kranken mit offener Lungentuberkulose, die zuhause durch ihren ansteckenden Auswurf ihre Umgebung schwer gefährden und damit die Weiterverbreitung dieser Volksseuche verursachen. Auch für diese so wichtigen Zwecke der Bekämpfung der Lungentuberkulose stehen im Krankenhaus eigene Spezialabteilungen zur Verfügung, auf denen selbstverständlich auch alle neben der Lungenheilstättenbehandlung als wertvoll erkannten Behandlungsverfahren der Tuberkulose durchgeführt werden können. Es ist dann hier auch der Ort, um wenigstens kurz hinzuweisen auf die



Das alte Hospital am Kochbrunnen (1879 niedergelegt).

Räume für eine eigene Krankenhaus-Apotheke eingerichtet wurden; und bereits im Dezember 1907 konnten die 4 Neubauten, mit allen Errungenschaften der modernen Hygiene ausgestatteten Pavillons der Chirurgischen Abteilung längs der Platter Straße in Betrieb genommen werden. Sodann wandte man sich dem Ausbau der inneren Abteilung zu. Zu diesem Zweck wurden einmal 2 der alten Krankenpavillons einem durchgreifenden Umbau unterzogen, zum andern wurde ein sehr großer Pavillon an der Kastellstraße errichtet, in dessen Untergeschoß eine mit allen Einrichtungen der Neuzeit versehene hydro-therapeutische Anstalt installiert ist.

Im Jahre 1916 wurde ein neuer großer Pavillon für Infektionskranke eröffnet, der, abgesehen von kleinen Quarantänestationen, von einander ganz getrennte Abteilungen für die verschiedenen Infektionskrankheiten besitzt.

Während unser Krankenhaus zunächst wie überall nur die beiden Abteilungen für innere Medizin und für Chirurgie besaß, wurden kurz vor dem Kriege noch Spezialabteilungen für Geburtshilfe und Frauenkrankheiten sowie für Haut- und Geschlechtskrankheiten geschaffen. Die fachärztliche Versorgung der Ohren-, Hals- und Nasenkranken und der Augenkranken wurde ebenfalls durch entsprechende Fachärzte sichergestellt.

Für die Frauenklinik wurde im Jahre 1915 ein großer Neubau erstellt, in dem auch noch die Räume

wertvolle Tätigkeit der dem pathologisch-anatomischen Institut angegliederten bakteriologischen Untersuchungsstelle des Krankenhauses, die, allen Ärzten der Stadt und ihrer Umgebung zur Verfügung stehend, die Beurteilung und Aufdeckung so mancher ansteckenden Krankheit erst ermöglicht.

Während nun mit der Unterbringung Kranker und Siecher und mit der Isolierung ansteckender Krankheiten die Aufgaben des alten Spitals erschöpft waren, haben sich vornehmlich durch 2 Momente die Aufgaben jedes Krankenhauses in der Neuzeit wesentlich erweitert, bezw. ist der Charakter aller Krankenanstalten von Grund aus geändert worden. Einmal war es der glänzende Aufschwung, den sämtliche Fächer der Medizin in den letzten Jahrzehnten genommen haben, der das Bedürfnis nach klinischer Behandlung und Untersuchung in allen Kreisen der Bevölkerung entstehen ließ; zum andern war es die soziale Gesetzgebung, die es den breiten Schichten des Volkes ermöglichte, Krankenhausbehandlung aufzusuchen. Zur Erläuterung dieser beiden Punkte sei folgendes ausgeführt: Zunächst war es die fabelhafte Entwicklung der operativen Chirurgie, die ein Krankenhaus für die Bevölkerung zum dringenden Bedürfnis machte. War doch das Gelingen der großen, lebensrettenden Operationen, z. B. an den Bauchorganen, am Gehirn, gebunden an das Vorhandensein eines mit allen technischen Hilfsmitteln ausgestatteten Operationsraumes, an die Durchführung bester ärztlicher Nachbehandlung und sorgfältigster Pflege, wie sie nur im Krankenhaus durchgeführt werden kann. Das gleiche, was von der Chirurgie eben gesagt wurde, gilt auch von der operativen Gynäkologie, zum Teil auch von den operativen Eingriffen bei schweren Geburten. Und nach und nach hat nun die Bevölkerung einsehen gelernt, daß auch normale Geburten recht zweckmäßig in der Spezialabteilung einer Krankenanstalt erledigt werden; vor allem in den Fällen, wo es an häuslicher Pflege und am Platz mangelt. So sind denn in allen größeren Städten geburtsärztliche Abteilungen entstanden; sie erfreuen sich des regsten Zuspruchs aus allen Schichten der Bevölkerung.

Was nun die innere Abteilung anlangt, so haben sich auch deren Aufgaben wesentlich vergrößert. Ich will da zunächst eine Aufgabe erwähnen, die jetzt eine der wichtigsten der modernen Krankenanstalt dar-

stellt. Ich meine die Beobachtung schwierig zu deutender, unklarer Krankheitsfälle. Einige Beispiele mögen das erläutern: Sprechen wir zunächst von den Fällen einer beginnenden Lungentuberkulose, deren zweifelsfreie Festlegung dem Arzt in der Stadt gelegentlich auch bei großer persönlicher Erfahrung und bei sorgfältigster Untersuchung nicht möglich sein kann. Oder nehmen wir das weitere Beispiel eines Magen- oder Darmkranke. Auch da wird in vielen Fällen die sichere Feststellung des Leidens, z. B., ob es sich um ein Magengeschwür oder um nervöse Magenbeschwerden handelt, nur durch eine längere Krankenhausbeobachtung sich machen lassen, durch Anwendung von Hilfsmitteln und Untersuchungsmethoden, die außerhalb des Krankenhauses nicht durchzuführen sind. In noch viel höherem Maße ist oft bei Stoffwechselkrankheiten, z. B. bei der Zuckerharnruhr oder auch bei Nierenleiden die Beobachtung im Krankenhaus unerlässlich, da nur unter Zuhilfenahme des ganzen Apparates eines großen Laboratoriums die Möglichkeit gegeben ist, die Art der Erkrankung genau festzustellen.

Ebenso wie die Untersuchungsmethoden gerade auf dem Gebiete der inneren Medizin sich wesentlich kompliziert haben und daher zum Teil nur im Krankenhaus durchzuführen sind, haben sich auch die Behandlungsmethoden für schwere innere Krankheitsfälle so schwierig gestaltet, daß auch für viele solche Kranke die Einweisung ins Krankenhaus dringend erforderlich wird; zumal, wenn zuhause nicht Tag und Nacht sofortige ärztliche Hilfe und Schwesternpflege sichergestellt ist. Ich sehe daher auch auf der inneren Abteilung häufig Kranke, denen nur durch Krankenhausbehandlung das Leben erhalten werden konnte. So ist es denn die Pflicht der Angehörigen, in all den Fällen, wo der behandelnde Arzt die Krankenhausaufnahme für notwendig hält, den Kranken von der Zweckmäßigkeit der Krankenhausaufnahme zu überzeugen. Es müssen in solchen Fällen die Einwände des Patienten, der etwa lieber in seiner eigenen Häuslichkeit bleibt, der sich vor der fremden Umgebung und zur Zeit auch mit Recht vor den Kosten scheut, diese, vom Standpunkte des Kranken aus begreiflichen Einwände müssen zurücktreten, da es sich möglicherweise um die Erhaltung seines Lebens handelt.

Dazu kommen noch weitere Aufgaben des Krankenhauses, z. B. seine Wichtigkeit für die Bekämpfung

der Geschlechtskrankheiten, seine bedeutsame Stellung auf dem Gebiet der ersten Hilfeleistung bei Unglücksfällen und der Begutachtung für alle Zweige der Sozialversicherung usw., die nur kurz erwähnt seien.

Ebenso kann ich nur noch hinweisen auf die große Bedeutung der Krankenanstalten für die medizinische Wissenschaft, an deren weiterem Ausbau sie wesentlichen Anteil haben. Ferner bedeutet die Ausbildung, die die Medizinalpraktikanten in den Krankenanstalten erhalten, eine ebenso wertvolle wie notwendige Ergänzung des Unterrichts der Medizinstudierenden an den Universitäten.

Ich möchte damit meine Ausführungen beschließen, in denen ich — dem zur Verfügung stehenden Raum Rechnung tragend — die geschichtliche Entwicklung und die besonderen Einrichtungen unseres Wiesbadener städtischen Krankenhauses kürzer besprechen mußte, um noch eingehen zu können auf die mannigfachen wichtigen Aufgaben jeder größeren modernen Krankenanstalt, mit der das Wohl und Wehe der gesamten Bevölkerung aufs engste verknüpft ist. Aus einer Pflegestätte für Armenkranke, für ansteckende Kranke, für Sieche, die in früheren Jahrhunderten je nach den Zeitverhältnissen mehr oder weniger vernachlässigt wurde, ist das moderne Krankenhaus entstanden, ausgestattet mit dem ganzen Komfort seiner hygienischen Einrichtungen, ausgestattet mit dem ganzen diagnostischen und therapeutischen Rüstzeug der modernen Heilkunde. Das Armenspital ist umgebildet worden zur Heilanstalt für alle Einwohner; denn die Bürgerschaft der Stadt baut und unterhält ihr Krankenhaus aus der Erwägung heraus, daß es Pflicht jeder Gemeinschaft ist, für die Erhaltung der Gesundheit aller ihrer Mitglieder Sorge zu tragen. Die Verhütung und Heilung von Krankheiten ist also der wesentliche Zweck des heutigen Krankenhauses geworden.

Es ist dabei aber die Pflegestätte für alle chronisch Kranken geblieben, denen es in ihren letzten Lebensmonaten oder Lebensjahren eine bessere Versorgung bietet, als dies in der Familie möglich wäre.

So wollen und müssen wir hoffen, daß die Not der Zeit nicht zu krasz hineingreift in die Einrichtungen der Krankenanstalten, daß diese weiter wie bisher wirken können im Interesse der Volksgesundheit und somit auch im Interesse unseres deutschen Vaterlandes.

Die Entwicklung der Wasser- und Lichtwerke.

Von Dipl.-Ing. Jakob Spieser, Beigeordneter.

Das Wasserwerk.

Als im Jahre 1852 das „Wiesbadener Tagblatt“ gegründet wurde, war Wiesbaden eine Residenz von 15 000 Einwohnern, die bereits über ein Wasserwerk verfügte. Ein Werk, aus dem man an jeder Verbrauchsstelle nach Belieben Wasser entnehmen kann, war es freilich nicht, sondern eine Leitung, die 14 Laufbrunnen speiste, an denen sich die Einwohner das Wasser holen mußten. Erweitert wurde die öffentliche Wasserversorgung in 1852 durch die einige Quellen des Dambachtals benutzende Holzbornleitung mit 5 Ausläufen und in den Jahren 1858 und 1859 durch die in der Gegend der heutigen Seerobenstraße entspringende Faulweidenbornleitung mit 18 Ausläufen.

Das neue, heute überall verbreitete System der Wasserversorgung war damals erst von wenigen Städten angewendet. Es unterschied sich vom alten System durch die zentrale Wassergewinnung, durch die Verteilung des Wassers unter Druck in einem zu jeder Verbrauchsstelle hinführenden Netz von eisernen Röhren und durch die Aufspeicherung des von den Gewinnungsanlagen gleichmäßig zufließenden Wassers in den Stunden geringen Verbrauchs. Es machte die zahllosen, nur zu oft gegen Verunreinigung, insbesondere gegen Typhuskeime schlecht geschützten Brunnen entbehrlich, war wirtschaftlich und bequem, gewährleistete ein Wasser bester Beschaffenheit und brachte somit einen Fortschritt, wie er größer in der Geschichte der Wasserversorgung und im Kampf gegen den Typhus nicht zu verzeichnen ist.

Obgleich die Stadtverwaltung auf die Vorzüge dieser Neuerung bereits Ende der 50er Jahre aufmerksam geworden war, dauerte es infolge mannigfacher Schwierigkeiten bis 1870, als Wiesbaden 30 000 Einwohner zählte, bevor das neue Wasserwerk eröffnet werden konnte. Gespeist wurde die neue Leitung mit Wasser aus dem Pfaffenborn, wo Stadtbaumeister Frach durch eine lange, verzweigte Sidergalerie 2 300 Tageskubikmeter Trinkwasser erschlossen hatte.

Nach dem Kriege nahm Wiesbadens Entwicklung einen stürmischen Verlauf. Bald schloß die Sorge um

eine stets genügende und stets einwandfreie Wassermenge nicht mehr ein und wurde drückender dadurch, daß der Bedarf, auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet, infolge der Einführung der Schwemmanalysation und des allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwunges dauernd und erheblich zunahm. Die Bevölkerungsziffer des Versorgungsgebietes stieg von

33 000	in 1870 auf
50 000	„ 1880,
65 000	„ 1890,
86 000	„ 1900,
114 000	„ 1910,
116 000	„ 1920 und
142 000	„ 1926,

während der mittlere tägliche Wasserverbrauch pro Kopf der Bevölkerung von

50 Liter	in 1870 auf
65	„ „ 1880,
76	„ „ 1890,
95	„ „ 1900,
116	„ „ 1910,
148	„ „ 1920 und
149	„ „ 1926

steterte.

Zunächst hielt man mit der Zunahme des Wasserbedarfs Schritt durch den Bau einer Sidergalerie im Adamstal, sah sich jedoch zu umfassenderen Maßnahmen genötigt, nachdem in 1874 Wassermangel eingetreten war. Naturgemäß suchte man wieder Wasser in Gegenden, von denen aus es ohne künstliche Hebung zufließen konnte, d. h. im Taunus, der noch eine stattliche Zahl von unbenutzten Quellen beherbergte.

Da die Quellsaffungen alter Art im Winter und Frühjahr, wenn wenig Wasser gebraucht wird, zu viel und im Sommer und Späthjahr, wenn der Bedarf groß ist, zu wenig Wasser lieferten, sah die Stadtverwaltung auf Anraten des Direktors Winter den großzügigen Entschluß, das Quellwasser durch einen langen, unweit

der Leichtweißhöhle beginnenden, quer zum Taunus laufenden Stollen (Münzbergstollen) in der Tiefe zu fassen und durch unterirdische, regulierbare Stauvorrichtungen (Stollenverschlüsse) einen Wasserbehälter größten Ausmaßes zu schaffen, der es ermöglichte, den Quellwasserzulauf dem Verbrauch anzupassen. Der Plan gelang nach einer mühevollen Arbeit von mehr als 10 Jahren.

Dem vor der Vollendung des Stollens auftretenden Wassermangel begegnete man durch die Anlage einer Sidergalerie im oberen Nerotal.

Aber schon in 1893 stand die Wasserfrage wieder im Vordergrund. In 1896 begann man im Klosterbruch einen zweiten Tiefstollen, den Schläferstoppstollen, in Richtung der Eisernen Hand vorzutreiben. Drei Jahre später nahm man nördlich Rambach den ebenfalls quer zum Taunus verlaufenden Kellerskopfstollen in Angriff und beschloß, um den Leitungsdruck in den hochgelegenen Stadtteilen zu verbessern und hochgelegene Baugebiete zu erschließen, eine besondere Hochzone einzurichten. Sodann entschied man sich für die Anlage einer Ruhwasserleitung mit einem Grundwasserwerk in Schierstein. Man hoffte, daß nach Durchführung dieser Pläne das vorzügliche Taunuswasser für lange Zeiten als Trinkwasser ausreichen werde.

Leider mußten im Schläferstoppstollen die Bauarbeiten anfangs 1901 eingestellt und die Ausführung der 1000 m langen Reststrecke verschoben werden, da Wassermangel eintrat und das bereits erschürfte Wasser benötigt wurde. Bald darauf, im Sommer 1901, wurde vom Klosterbruch aus noch ein vierter Tiefstollen, der Kreuzstollen, mit Ost-West-Richtung begonnen.

Solange Kreuz- und Kellerskopfstollen unvollendet waren, drohte Wassermangel. In dieser Bedrängnis wurde 1901 die Erbauung eines Oronwerkes beschlossen, welches das in Schierstein für Ruhzwecke erbohrte Brunnennasser für Genußzwecke brauchbar machen sollte. Das Werk wurde 1902 dem Betrieb übergeben, versagte aber zunächst infolge des Eisengehaltes der Brunnen.

Ausgedehnte, 1902 und 1903 durchgeführte Untersuchungen hatten die Möglichkeit ergeben, in Schieferstein auch keimfreies und ohne Ozonbehandlung zu Trinkzwecken geeignetes Grundwasser zu entnehmen. Hierauf fußend baute man von 1903 bis 1907 die Schiefersteiner Werke für täglich 4 800 cbm Nutzwasser und 7 200 cbm Trinkwasser aus. In der Bauzeit wurde Wassermangel durch vorzeitige Inbetriebnahme des Kreuzstollens (1903) und dadurch vorgebeugt, daß im Kellerskopfstollen die geschlossenen auftretenden Quellen ohne Störung der Bauarbeiten gefaßt und zur Stadt geführt wurden.

Der Kreuzstollen konnte erst 1907 vollendet werden, nachdem ein Jahr zuvor der Kellerskopfstollen dem Betrieb übergeben worden war. Dank der Vollendung der Schiefersteiner Erweiterung konnten endlich 1908 auch im Schläferskopfstollen die Arbeiten wieder aufgenommen und 1910 beendet werden, und zwar derart erfolgreich, daß das Schiefersteiner Grundwasserwerk bis 1921 völlig entbehrlich war.

Da die Gemeinden Bleidenstadt und Langenschwalbach behaupteten, ihre Gewinnungsanlagen im Rospbachtal habe der Schläferskopfstollen geschädigt, übernahm Wiesbaden die Bleidenstadter und Langenschwalbacher Wassergewinnung und gleichzeitig die Wasserlieferung für beide Gemeinden. In 1913 wurde dann die vormalig Langenschwalbacher Wassergewinnung, der R o s p b a c h s t o l l e n, verlängert, mit Stauvorrichtungen (Verschlüssen) versehen und durch eine über die Eiserner Hand geführte Leitung mit dem Mund des Schläferskopfstollens verbunden, woselbst ein elektrisch betriebenes Pumpwerk zur Aufstellung gelangte. Es wurde dadurch möglich, das zu gewissen Zeiten überschüssige Wasser des Rospbachtollens mit natürlichem Gefälle nach Wiesbaden zu leiten und in Zeiten ungenügender Ergiebigkeit der Wassergewinnungsanlagen im Rospbachtal Wasser über die Eiserner Hand nach Bleidenstadt und Langenschwalbach zu pumpen.

Vor dem Kriege, als mit einer schnellen Entwicklung der Stadt gerechnet wurde, hat man die Möglichkeiten für die Erweiterung der Bezugsquellen eifrig studiert und ins Auge gefaßt

- die Anlage eines Grundwasserwerks im Hessischen Ried,
- die Anlage einer Talsperre im Ernstbachtal und
- die Erweiterung und Umgestaltung der Wassergewinnung am Rhein bei Schieferstein.

Auf Grund sorgfältig aufgestellter Projekte und Kostenberechnungen gelangte man dabei zu dem Ergebnis, daß es für die nächste Zukunft das Vorteilhafteste wäre, den letzteren Plan durchzuführen. Nachdem dann der Wasserverbrauch in der Kriegs- und Nachkriegszeit erheblich gestiegen war und ein weiteres Ansteigen erwartet werden mußte, nachdem ferner gewisse Mängel des Schiefersteiner Werkes sich bemerkbar gemacht hatten, nachdem endlich der Leiter des Wasserwerks, Direktor Bücher, einen guten Plan für die Umgestaltung und Erweiterung des Wasserwerks Schieferstein vorgelegt hatte und die ungeheure Arbeitslosigkeit die Inangriffnahme von Notstandsarbeiten gebieterisch verlangte, schritt man im Herbst 1921 zur Ausführung. Die Arbeiten wurden anfangs 1924 erfolgreich vollendet, und das teure Trennsystem, d. h. die getrennte Versorgung der Stadt mit Trink- und Nutzwasser konnte aufgegeben werden.

In 1922 erwarb Wiesbaden das Viebricher Wasserwerk und übernahm die Viebricher Wasserversorgung. Durch die Eingemeindung des Jahres 1926 gelangte Wiesbaden auch in den Besitz des Sonnenberger und des Schiefersteiner Gemeindewasserwerkes. Abri gens versorgt Wiesbaden seit dem Jahre 1904 auch die Nachbargemeinde Bierstadt mit Wasser.

Das Wiesbadener Leitungswasser ist von hervorragender Reinheit. Soweit es dem Taunus entstammt, ist es weich, während das Grundwasser der Rhein-niederung eine mittlere Härte aufweist. Mit der Weichheit des Taunuswassers ist indessen eine gewisse Neigung verbunden, die eisernen Röhren durch Bildung von Rostnollen zu verengen. Dieser, übrigens in vielen Städten vorhandene Mangel ist 1926 und 1927 durch Einrichtungen behoben worden, welche Direktor B ü c h e r erfunden und in die Praxis hier und anderwärts eingeführt hat.

Wie schnell sich die Wiesbadener Wasserwerke entwickelt haben, erkennt man daraus, daß die jährliche Wasserabgabe betrug

1870:	700 000 cbm
1890:	1 200 000 "
1910:	4 800 000 "
1926:	7 700 000 "

Der Bedarf des Jahres 1926 (7 700 000 cbm) wurde gedeckt durch

4 800 000 cbm	aus den Taunusstollen,
500 000 "	aus den übrigen Taunusanlagen,
2 400 000 "	aus Schieferstein.

Das Anlagekapital des Werkes, in Vorkriegsmark ausgedrückt, beläuft sich auf etwa 14½ Millionen. Erhoben wird ein mäßiges Wassergeld von 27 Pfg. je cbm, welches genügt, um bei genügenden Abschreibungen die Selbstkosten zu decken und einen geringen Überschuß zu erzielen.

Die Geschichte des Gaswerks ist verknüpft mit der Geschichte der Straßenbeleuchtung. Diese zu verbessern war das Hauptziel des Wiesbadener Gemeinderates, als er anfangs 1847 mit einer Stuttgarter Gesellschaft für 25 Jahre einen Vertrag schloß, der diese verpflichtete, die Straßen an Stelle des Öls mit Gas zu beleuchten und ausschließlich berechnigte, die Straßen zu benutzen, um an die Bürger Leuchtgas zu verkaufen. Noch im gleichen Jahre wurde der Betrieb eröffnet, und anfangs 1848 erstrahlte zur Freude der Einwohner und Kurgäste von 300 Laternen herab das neue Licht im ganzen Weichbilde der Stadt, welches damals vom bekannten historischen Fünfeck (Rhein-, Schwalbacher-, Röder-, Taunus- und Wilhelmstraße) umrahmt wurde.

Von der neuen Einrichtung machten die Bürger fleißig Gebrauch; unter den ersten, die sich anschlossen, war die Kurhaus-Aktien-Gesellschaft.

Das Werk entwickelte sich gut. Immerhin scheint man mit der Gesellschaft nicht völlig zufrieden gewesen zu sein, denn am 5. Mai 1870 kam ein Vertrag zustande, der die Stadt berechnigte, am 1. April 1873 für 420 000 Mark das Werk zu übernehmen.

Dank der zunehmenden Beliebtheit der Gasbeleuchtung und dank einem kräftigen Ansteigen der Bevölkerungsziffer nahm die günstige Entwicklung des Werkes ihren Fortgang, sodaß bereits 1877 zu einer Erweiterung der an der Nikolastraße liegenden Gasfabrik geschritten werden mußte. Als 1889 Direktor Winter oberster Leiter des städtischen Bauwesens wurde, ging die Leitung der Wasser- und Gaswerke auf den Betriebsingenieur M u c h a l l über, dem die große Aufgabe zufiel, die Gasfabrik, die bedroht war, vom wachsenden Häusermeer umfaßt zu werden, hinaus an die Mainzer Landstraße zu verlegen und zu erweitern. Dieser Aufgabe hat sich Muchall, vorzüglich unterstützt vom Betriebsingenieur S c h w e g e l e r (später Obergeringenieur), mit Geschick unterzogen. Der Plan wurde schrittweise verwirklicht, und die Umstellung war 1899 vollendet.

In die Zeit dieser auf mehr als 10 Jahre verteilten Neubauten fällt eine bemerkenswerte Umwälzung. Während bis anfangs der 90er Jahre das Gas fast ausschließlich zum Beleuchten verwendet wurde, nahm, angeregt durch einen stark ermäßigten Preis für Koch- und Heizgas, das Kochen mit Gas rapid zu. Während in 1891 nur 1% Koch- und Heizgas verkauft wurde, betrug der Koch- und Heizgasanteil 1899 bereits 22%. Günstig für das Werk waren die Folgen auch insofern, als die Werksbelastung sich gleichmäßiger gestaltete. Da nämlich im Sommer viel und im Winter wenig Kochgas, dagegen viel Beleuchtungs-gas im Winter und wenig im Sommer verkauft wurde, verringerte sich durch die Verbreitung des Kochgases die Ungleichmäßigkeit in der Beanspruchung des Werkes von Jahr zu Jahr.

Um die verteuernde Aufstellung besonderer Gas-messer für Koch- und Heizgas zu vermeiden und die Belastungskurve des Werkes dennoch zu verbessern, ging man in 1901 dazu über, alles Gas im Sommer für 12 Pfg., im Winter für 16 Pfg. zu verkaufen. Das Ziel wurde tatsächlich erreicht, und man konnte in 1905 einen das ganze Jahr hindurch unveränderlichen Gaspreis von 14 Pfg. einführen.

In 1882 machte sich in Wiesbaden zum ersten Mal ein gefährlicher Konkurrent des Gases bemerkbar — die Elektrizität. Unbedeutend und harmlos zunächst, aber schon ein Jahrzehnt später recht fühlbar. Ein Glück für die Gastechnik, daß 1892 das Auer-sche Gasglühlicht aufkam, welches die Lichtausbeute auf ein Mehrfaches steigerte und die Anwendung starker Lichtquellen vereinfachte und verbilligte.

Die Vorzüge des Gasglühlichts suchte der eifrige Leiter des Gaswerks unverzüglich für die Wiesbadener Straßenbeleuchtung nutzbar zu machen, was ihm durch die Erfindung einer später nach ihm benannten und in vielen Städten verbreiteten Zündung für Straßenlaternen vorzüglich gelang.

Es würde hier zu weit führen, die ausgedehnten, für den Fachmann höchst interessanten Anlagen der Wiesbadener Wasserwerke zu beschreiben. Ebenso muß darauf verzichtet werden, den laufenden Betrieb des heutigen Werks eingehend zu würdigen. Einige Hauptziffern mögen indessen folgen:

Gesamtlänge der Wasserstollen	12,9 km
Leistungsfähigkeit des Werkes jährlich 10 000 000 cbm	
Gesamtlängen der Hauptleitungen	210 km
Zahl der Hausanschlüsse	8 500
Zahl der Beamten, Angestellten und Arbeiter	115

Das Gaswerk.

Nach der Jahrhundertwende wurde die Gasfabrik wiederholt erweitert und verbessert. So wurde 1901 ein zweites Ofenhaus, 1902 ein zweites Reinigerhaus errichtet. In 1904 stellte man einen dritten Gasbehälter auf und versah ein Jahr später das neue Ofenhaus mit mechanischen Einrichtungen zum Laden der Retorten, sowie mit einer mechanischen Kohlen- und Kokstransportanlage; mechanisiert wurde gleichzeitig die Koksauflbereitung. Das mechanische Entleeren der Retorten wurde 1909 eingeführt.

Eine besondere Steigerung erfuhren Leistungs-fähigkeit und Wirtschaftlichkeit der Gasfabrik 1906 durch die Errichtung einer Wassergasanstalt, die gestattet, schlecht absehbare Koks-mengen vorteilhaft zu verbrauchen. Nach dem Kriege wurde das zweite Ofenhaus erweitert, und in 1925 schritt man zur Aus-nutzung der Abwärme der Ofen, indem man Abhige-kessel aufstellte, die durch die Abgase der Ofen beheizt werden. Ein Versuchsofen neuer Art ist z. St. in der Gasfabrik im Bau.

In den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts erhielt der Absatz des Steinkohlengases einen neuen Impuls durch die Einführung der Gasautomaten (Münzgasmesser). Zuerst in den Vororten Sonnenberg und Dossheim, die seit 1899 und 1900 von Wiesbaden mit Gas versorgt werden (seit 1904 ist auch Bierstadt angeschlossen) zur Erleichterung des Inlaffos versuchsweise und mit bestem Erfolg eingeführt, verbreiteten sich die Automaten bei den Kleinstabnehmern schnell, und es wird heute durch Münzgasmesser fast ebensoviel Gas verkauft, wie durch die gewöhnlichen Messer, deren Verbrauch monatlich abzulesen und in Rechnung zu stellen ist.

Im Kampf um die Beleuchtung zog das Gas trotz Auerlicht den Kürzeren, als die elektrischen Kohlen-fadenlampen den viel sparsameren Metallfadenlampen und später den gasgefüllten Lampen weichen mußten. Heute ist die Beleuchtung Domäne der Elektrizität. Das Gleiche gilt für die motorische Kraft; der billige, in der Bedienung so einfache Elektromotor hat den Gasmotor vollkommen verdrängt. Dagegen hat das Gas als Wärmequelle immer mehr an Bedeutung gewonnen, während die Elektrizität in dieses Gebiet noch nicht richtig eindringen konnte. Der Kampf geht freilich weiter. Jedenfalls ist das Gaswerk aus einem Beleuchtungs-werk mit der Zeit ein Heizwerk geworden, welches für Haushalt und Gewerbe außerordentliche Bedeutung gewonnen hat und längst noch nicht am Ende seiner Entwicklung steht.

Bekanntlich hat sich das Gasglühlicht in der Straßenbeleuchtung bis auf den heutigen Tag — freilich nicht ohne Einbuße — halten können. Dabei kam ihm eine Erfindung zu Hilfe, die in einfacher Weise ermöglicht, mittels Gasdruckwellen, die in der Gasfabrik erzeugt werden und sich im Straßenrohr-netz fortpflanzen, die Straßenlaternen automatisch anzuzünden und zu löschen. Auch verschiedene andere Fortschritte der Gasbeleuchtungstechnik sind hierbei mitbestimmend gewesen. Erwähnt seien das Preßgas (in der Kirchgasse, Markt-, Bahnhof- und unteren Rheinstraße angewendet), das mit gewöhnlichem Gasdruck arbeitende Starklicht, das Hängeglühlicht und aus der jüngsten Zeit die äußerst sparsamen, zylinderlosen, in den Straßen Wiesbadens jetzt allgemein verwendeten Gruppenbrenner.

Überblicken läßt sich die Entwicklung des Gaswerks seit 1880 an Hand folgender Tabelle:

Jahr	Einwohnerzahl des Versorgungs-gebietes	Jährliche Gasabgabe in cbm	
		im ganzen	je Kopf der Bevölkerung
1880	50 000	1 900 000	38
1890	65 000	3 295 000	51
1900	89 000	6 403 000	72
1910	123 000	12 562 000	102
1915	116 000	14 392 000	124
1920	117 000	14 842 000	126
1926	117 000	17 368 000	149

Wie ersichtlich, haben Krieg und Kriegsfolgen die Entwicklung des Gaswerks empfindlich gehemmt. In den letzten Kriegsjahren und noch in 1919 waren die Kohlen schlecht und knapp, und das Gas mußte rationiert werden. Dazu kam die Vernichtung des Wohlstandes.

Zur Zeit beschäftigt das Werk 315 Beamte, Angestellte und Arbeiter. Sein Anlagewert ist auf 9 700 000 M. gestiegen.

Die zukünftige Entwicklung ist nach den Erfahrungen in Amerika, England, Holland usw. günstig zu beurteilen. Es gibt in Wiesbaden noch zahlreiche Haushaltungen und gewerbliche Betriebe, die anstelle der Kohle das in der Anwendung saubere, schnell wirkende, vorzüglich regulierbare und bequeme Gas mit großem Vorteil verwenden könnten. Diese Zunahme der Gasabgabe ist umso sicherer vorauszu sehen, als der Gaspreis vor kurzem um 4 Pfg. herabgesetzt und die Gaswerksverwaltung ermächtigt worden ist, Großabnehmern im Preis viel weiter als bisher entgegenzukommen.

Viel geredet und geschrieben wird seit einiger Zeit über das „Ferngas“, welches von den Kohlengebieten,

insbesondere von der Ruhr aus bis nach Hamburg, Berlin, Dresden, München usw. geleitet werden soll. Aber der volkswirtschaftliche Wert der Pläne des Ruhrbergbaues ist stark umstritten, abgesehen vom Ruhrgebiet und seiner Umgebung. Nach Ansicht der Leiter der großen kommunalen Gaswerke sind diese in der Lage, das Gas ebenso gut und billig zu erzeugen, wie es von der Ruhr zugeleitet werden könnte. Bedenklich wäre es, durch Stilllegen der kommunalen Gaswerke den Wettbewerb des Gaskoffes gegen den Zechenkoks auszuschalten und sowohl für Gas wie für Koks den Ruhrzechen ein Monopol zu verschaffen. Volkswirtschaftlich richtiger und billiger dürfte sein, die noch nicht mit Gas versorgten Gebiete an die bestehenden großen Gaswerke anzuschließen (Gruppen gasversorgung.)

Die Wiesbadener Gaswerksverwaltung hat nicht nur die Frage geprüft, ob es vorteilhaft wäre, Fremdgas zu beziehen, sondern sie hat sich auch mit der Frage der Wertvermehrung und -verbesserung ebenso wie mit der Frage beschäftigt, ob eine gemeinsame Gasproduktion der benachbarten Städte Mainz und Wiesbaden nützlich sein könnte. Eine Entscheidung in allen diesen Fragen ist noch nicht gefallen.

Das Elektrizitätswerk.

Das jüngste, aber nicht das kleinste unter den drei großen kommunalen Werken ist das Elektrizitätswerk. Obwohl erst 30jährig, hat es den Konkurrenten, das 80jährige Gaswerk, sowohl im Anlagewert wie im Ertrag überflügelt. Seine Entstehungsgeschichte geht auf 1891, das Jahr der elektrotechnischen Ausstellung in Frankfurt, zurück. In diesem Jahr beauftragte der Magistrat den hervorragenden Elektro-Ingenieur Oskar von Miller aus München mit der Ausarbeitung eines Entwurfs für ein städtisches Elektrizitätswerk. Der Entwurf wurde in 1892 vorgelegt. Zur Verwirklichung der Pläne konnte man sich indessen nicht gleich entschließen, weil damals das Gasglühlicht seinen Siegeszug angetreten hatte. Erst in 1896 schritt man zur Ausführung. Das Werk wurde als Dampfkraftwerk nach dem Drehstrom-Transformatorsystem mit 2500 Volt Hochspannung und 118 Volt Niederspannung, sowie mit unterirdischem Verteilungssystem erbaut und am 16. April 1898 eröffnet. Betrieben wurde es zunächst von der Elektrizitäts-Gesellschaft W. Lahmeyer & Co. in Frankfurt, der man das Werk in Pacht gegeben hatte.

Vor Errichtung der städtischen Zentrale, welche im Stande war, die ganze Stadt einheitlich mit Strom zu versorgen, waren an verschiedenen Stellen der Stadt kleinere Werke (Blockstationen) entstanden, die den eigenen Strombedarf größerer Geschäfte deckten und zum Teil auch an die Nachbarschaft Strom lieferten. Derartige Blockstationen zählte man 1894 30. Besonders bedeutend war der in der Herrnmühlgasse von der Elektrizitäts-Gesellschaft Schudert 1895 in Betrieb gesetzte Block. Nach dem Erstarken des städtischen Elektrizitätswerkes wurden die Blockstationen mit wenigen Ausnahmen, eine nach der anderen, stillgelegt und durch einen Anschluß an das städtische Werk ersetzt, welches den Strom für den Konsumenten vorteilhafter liefern konnte.

In 1900 übernahm die Stadt die Kraftstation der Süddeutschen Eisenbahn-Gesellschaft und die Lieferung des Straßenbahnstromes (Gleichstrom von 600 Volt). Dies und die schnelle Zunahme der Konsumenten zahl nötigte dazu, mit einem Aufwand von 1 Millionen Mark das Kraftwerk zu erweitern. Die Maschinenleistung wurde von 700 KW Drehstrom auf 2300 KW Drehstrom und 1810 KW Gleichstrom gebracht.

In 1904 gelang es, den als Konkurrenten lästigen Schudertblock in der Herrnmühlgasse zu erwerben. Im gleichen Jahre faßte man zwei weitere Entschlüsse von großer Bedeutung. Man brachte nämlich im Kraftwerk erstmals als Antriebsmaschine eine Dampfturbine zur Aufstellung und machte so den Anfang zu der vollständigen Verdrängung der langsam laufenden, riesigen Kolbenmaschinenaggregate durch die schnell laufenden, wenig Platz beanspruchenden Turbinenaggregate. Der zweite wichtige Beschluß betraf die Verpachtung des Werkes. Das städtische Werk hatte sich vorzüglich entwickelt. Da aber die Pächterin übermäßige Gewinne aus dem Geschäft zog, kündigte man den Pachtvertrag auf den 31. März 1906.

Die schnelle Entwicklung des Werkes bis zum Zeitpunkt der Übernahme ersieht man daraus, daß nutzbar abgegeben wurden

1899 . . .	521 000 KWe
1902 . . .	2 607 000 „
1905 . . .	3 969 000 „

Schon im Jahre nach der Übernahme mußte das Werk erheblich erweitert werden. In der Zentrale gelangte eine Dampfturbine von 1440 KW zur Aufstellung. Gleichzeitig wurden vier neue Dampffessel beschafft. Obgleich damals die Einführung der sparsamen Metallfadenlampen die Entwicklung der Stromabgabe zunächst verlangsamte, nahm nicht nur die Konsumenten zahl, sondern auch die Stromabgabe von Jahr zu Jahr zu und war bis Ende 1910 auf 7 422 000 KWe gestiegen. In 1908 war die Elektrizitätsversorgung von Erbenheim und in 1909 die von Sonnenberg übernommen worden. In 1910 wurde Rimbach und in 1914 Kloppenheim angeschlossen.

Trotzdem von 1910 ab die Bevölkerungsziffer Wiesbadens sich rückläufig bewegte, erfreute sich das Elektrizitätswerk bis zum Kriegsausbruch einer stetigen und beträchtlichen Zunahme der Zahl der Verbraucher wie des Durchschnittsverbrauchs, sodaß es schon bald wieder erweitert werden mußte. So wurden im Kraftwerk 1910 ein Turbogeneragat von 3000 PS und eine neue Schaltanlage aufgestellt. Im darauffolgenden Jahr nahm man einen Ausbau und eine Erweiterung der Kesselanlage vor. Ein zweiter Maschinensatz von 3000 KWe gelangte 1913 zur Aufstellung.

In den Jahren 1913 und 1914 wurde in Wiesbaden zum ersten Male die Elektrizität zur Straßenbeleuchtung herangezogen. Man beleuchtete elektrisch die Langgasse und anschließend die Kirchgasse bis zum Mauritiusplatz, ferner die Webergasse sowie den Kaiser-Friedrich-Platz.

Während des Krieges und in der Nachkriegszeit hat man die elektrische Straßenbeleuchtung nicht weiter ausgedehnt, da wegen Kohlen- und Geldknappheit die Ausgaben für die Straßenbeleuchtung eingeschränkt werden mußten; jedoch ist für die kommenden Jahre mit einer weiteren Ausdehnung der elektrischen Straßenbeleuchtung zu rechnen.

Durch den Kriegsausbruch wurde die Entwicklung jäh unterbrochen. Die Stromerzeugung ging zunächst auf 65% zurück, doch trat 1915 und 1916 eine leichte Erholung ein.

Unter dem Druck der Kohlenknappheit kam 1916 ein wichtiger Stromlieferungsvertrag mit Viebrich zustande. Die Stadt Viebrich verpflichtete sich, ihr Dampfkraftwerk stillzulegen und den gesamten Strom vom Wiesbadener Werk zu beziehen. Im Viebricher Werk wurde fortan für den Kleinverbrauch, dessen Verteilung und Verkauf Viebrich behalten hatte, der Wiesbadener Drehstrom in Gleichstrom umgeformt, während Wiesbaden für die Viebricher Großverbraucher, insbesondere die Fabriken, hochgespannten Drehstrom unmittelbar lieferte. Dieses Abkommen brachte sowohl der Viebricher Industrie wie dem Wiesbadener und dem Viebricher Elektrizitätswerk große Vorteile.

Wirtschaftlicher gestaltet wurde im gleichen Jahre die Gleichstromerzeugung durch die Aufstellung eines Gleichstromturbogenerators für 1000 KWe-Leistung.

In den beiden letzten Kriegsjahren waren die Kohlen schlecht und knapp, und Gaswerke wie Elektrizitätswerke haben hierunter sehr gelitten. Die durch die Kohlenknappheit veranlaßte Einschränkung der Gasabgabe und die Petroleumnot hatten aber auf das Elektrizitätswerk insofern einen günstigen Einfluß, als sich die Anschlußbewegung sehr lebhaft gestaltete. Immerhin blieb

die Stromabgabe des letzten Kriegsjahres um 5% hinter der Stromabgabe des letzten Friedensjahres zurück.

In der Nachkriegszeit vergrößerte sich das Elektrizitätswerk nach Leistungsfähigkeit, Stromabgabe und Gewinn schneller denn je zuvor. Die Stromabgabe stieg von

8 444 000 KWe	in 1918
auf 9 559 000 „	„ 1919
und 10 774 000 „	„ 1920,

schnellte dann, hauptsächlich durch die vorübergehende Übernahme der Versorgung eines Teilgebietes der Rheingau-Elektrizitätswerke A.-G., sowie durch den Anschluß verschiedener Fabriken (Kalle & Co., Dyckerhoff und Widmann u. a.) veranlaßt,

auf 15 000 000 KWe	in 1921
und 17 000 000 „	„ 1922

hinauf.

Vom April 1923 bis zum Juli 1927 lieferte Wiesbaden den Strom für das ganze Gebiet der Rheingau-Elektrizitätswerke A.-G., welche das unmoderne und unzureichende Kraftwerk in Eltville solange stillsetzte, bis der Rheingau Fernstrom von der Mainkraftwerke-A.-G. erhalten konnte. In dieser Zeit stieg die jährliche Stromabgabe des Wiesbadener Werkes auf 28 000 000 KWe.

Selbstverständlich mußte die Erweiterung der Werkanlagen mit dieser stürmischen Entwicklung Schritt halten, was infolge der abnormen Wirtschaftsverhältnisse nicht leicht war. Was in dieser Sturm- und Drangperiode geleistet wurde, mögen die nachfolgenden Angaben veranschaulichen: In 1919 erhielt das Kraftwerk einen Greiferdrehkran, um das Ausladen der Kohlen zu verbilligen und zu beschleunigen. Ferner wurden die Kraftwerke Mainz, Wiesbaden und Dyckerhoff-Ebne durch Ausgleichsabel verbunden, damit die Kraftwerke bei Betriebsstörungen sich gegenseitig unterstützen können. Im nächsten Jahr wurde auch mit der Mainkraftwerke-A.-G. sowie mit deren Tochtergesellschaft, der Rheingau-Elektrizitätswerke A.-G., ein Vertrag über die Verbindung der beiderseitigen Kraftwerke und die Lieferung von Aushilfsstrom vereinbart. Im gleichen Jahr gelangte im Kraftwerk ein moderner Dampffessel von 450 qm Heizfläche zur Aufstellung. In 1920 bis 1922 wurde die Kesselanlage zur Erhöhung ihrer Leistungsfähigkeit mit einem Kohlenbrecher ausgerüstet und mit einer Anlage für künstlichen Zug versehen; auch wurde der Schornstein von 50 auf 70 m erhöht. Ein neuer Kühlturm von 2500 cbm stündlicher Leistung erhöhte Leistung und Wirtschaftlichkeit der Rückkühlanlage. Anstelle des umgeformten Stromes erhielt die Straßenbahn in Viebrich billiger erzeugbaren Gleichstrom vom Wiesbadener Kraftwerk aus. In 1924 stellte man im Kraftwerk einen neuen Kessel von 600 qm Heizfläche, ein Turbinenaggregat von 5000 KW und einen Einanternumformer von 1000 KW auf. Kurze Zeit darauf wurde ein alter, kleiner Kühlturm durch einen zweiten großen für 2500 cbm stündlich ersetzt. Es folgten 1925 die Errichtung eines neuen Schalthauses, der Einbau eines stärkeren Maschinenhausstranes (50 t Nublast), 1926 der Einbau eines Turbinensatzes von 10 000 KW und einer modernen Drehstrom- und Gleichstrom-Schaltanlage, endlich 1927 die Errichtung eines zweiten Einanternumformers von 1200 KW.

Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß auch im Kabelnetz seit Bestehen des Werkes die umfangreiche Bautätigkeit nie zum Erliegen kam. Während ursprünglich nur 2 Speisefabel vom Kraftwerk zur Stadt führten, ist deren Zahl im Lauf der Jahre auf 9 gestiegen. An den Enden der Speisefabel entstanden nach und nach 9 große, unterirdische, mit modernsten Apparaten ausgerüstete Schaltstationen. Es stieg die Zahl

der Transformatoren	auf 730,
der Konsumenten	auf 36 300

und die Länge der Kabel auf 320 km.

Nicht unerwähnt soll schließlich bleiben, daß zu der geschilderten schnellen, den Ertrag erfreulich steigenden Entwicklung des Werkes eine vernünftige Tarifpolitik, namentlich den Großverbrauchern gegenüber, sehr wesentlich beigetragen hat. Auch die durch die „Beisfeueranlagen“ erleichterte Beschaffung der elektrischen Hausinstallationen hat viele Tausende von Kleinverbrauchern dem Werk gewonnen.

Mit einer weiteren günstigen Entwicklung des Werkes, dessen Anlagekapital auf 10 700 000 Mark und dessen Personal (Beamte, Angestellte und Arbeiter) auf 178 Köpfe gestiegen ist, darf gerechnet werden. Namentlich im Haushalt wird die Elektrizität noch viel mehr als bisher verwendet werden können — größtenteils neben dem Gas, weniger an dessen Stelle.

Wiesbaden, ein Lebensbild.

Von Alfons Paquet.

In fünfundsechzig Jahren ging Wiesbaden den Weg von der kleinen nassauischen Residenz zur rheinischen Großstadt. Vor hundert Jahren hatte die Stadt nicht viel mehr als sechstausend Einwohner, heute zählt sie über hunderttausend. Das darf keiner vergessen, der von dieser jungen, von einem fast amerikanischen Auftrieb ergriffenen Großstadt redet und die Frage erhebt, wie sich wohl eines Tages ihr endgültiges Gesicht gestalten soll. Als Mainz und Frankfurt längst von der Geschichte emporgehoben waren, war Wiesbaden nur ein Flecken und seine Quellen sandten Dampfswolken durch das Geäst der Bäume in den saueren, nie vom Pflug berührten Wiesen. Noch heute sind an den unscheinbaren alten Häusern auf dem Michaelsberg, an der Schwalbacher Straße und selbst noch im Hintergrund der Langgasse die hölzernen Torflügel, die breiten Torfahrten, die leeren Ställe übrig. Die Stadt lag fern vom Rhein. Denn wer lief eine Stunde über die Höhe, um an den Fluß zu kommen! Die Straße, die noch heute die belebteste, aber schon längst eine der kürzesten ist, heißt die Langgasse. Sie war sehr trumm und ist erst später einigermaßen gerade gerückt worden; manche ihrer alten Häuser versteckten sich noch hinter Fassaden, von denen einige nichts anderes als Zinkblech sind, das Stein nachahmt. Wo heute die Seitenstraße sich öffnet, stand das behäbige Gasthaus zum Bären, in dem schon Goethe auf seiner Emscher Reise abstieg, ohne freilich den Bädern der Stadt und ihren Tälern viel Aufmerksamkeit zuzuwenden. Und wo die Buchhandlung an der Ecke der Webergasse in eleganten Schaufenstern die neueste deutsche Literatur neben Tauchnitzeditionen und gelben französischen Romanen vorzeigt, stand in der Erinnerung der Altingesessenen noch der Hof, aus dem morgens die Schweine zur Weide getrieben wurden.

Heute fahren die Eisenbahnen, die Wagengruppen der Elektrischen, die zweistöckigen Autobusse und die raschen, an keinen Fahrplan gebundenen Automobile in strahlenförmigen Straßenzügen zum Rheinufer, das die Basis der Großstadt in seinem Hintergrunde bildet. Vor dreißig Jahren bestand die Verbindung zu den grünen Raddampfern in einem einzigen kleinen Omnibus, der morgens um die Zeit, da die Geschäfte ihre Türen öffneten, vor dem mit Fahrplänen, Zirkusplakaten und Zigarrenstiften ausgestatteten Lädchen des alten Herrn Bidel in der Nähe des Schützenhofes wartete. Die Reisenden mit ihren Placids stiegen ein, die Koffer rumpelten auf dem Dach des romantischen Fahrzeuges. An die Residenz von einst erinnert noch das Schloß auf dem Marktplatz, es war an der Stelle der alten Burg erbaut, die diesem Stadtteil und der Burgstraße den Namen gab. In der Zeit der letzten Herzöge entstanden die Straßen der ersten modernen Stadterweiterung, bei denen mit Vorliebe Namen aus dem nassauischen Fürstenhaus verwendet wurden. Die Dranienstraße, die Moritz-, Adolf-, Adelsheim-, Elisabeth-, Nikolaus- und Wilhelmstraße, alle diese rechtwinklig angelegten Trakte, die längst zu Binnenstraßen der Stadt geworden sind, entstanden in den vierziger und fünfziger Jahren, und man gab der stolzeiten dieser Straßen den Namen des Rheines, denn sie läuft in seiner Richtung. Auch das alte Museum stammt aus der nassauischen Zeit und das Paulinenschloßchen auf dem Adolfsberg, in gleicher Höhe mit der Mollentur, zu der man einst zwischen Rosenbüschen auf kiesbestreuten Wegen auf rotgezäumten Eseln hinaufritt. Dieser Berg war wohl einmal der Dünenrand der Meeresflut, die das Mainzer Becken füllte. Auch die Griechische Kapelle auf dem vielverwandten Neroberg ist geblieben, dieser Ausdruck einer verschollenen, fast phantastischen Beziehung zwischen der Stadt und dem Glanz der russischen Zaren. Der Goldstrahl der Kirchentuppeln fern im Walde ist immer das Entzücken der Wiesbadener Kinder gewesen.

Jetzt hat die Langgasse mit ihren immer mehr sich verjüngenden Verlängerungen und die ihr gleichgerichtete Wilhelmstraße, deren alte scheckige Platanen gefallen sind, um von neugepflanzten ersetzt zu werden, die Repräsentation der Weltstadt übernommen. Es gelingt

noch nicht ganz, den kleinstädtischen Stadtkern zu verdeken; die Klammer der Webergasse und die Biegung der Taunusstraße verbinden die beiden Straßenzellen miteinander, das ganze ist sozusagen der Anker der Stadt. Und dieser Anker umfaßt richtig und selbstverständlich das eigentliche, lebendigste Gut des Ortes: den Brühborn, den Kochbrunnen.

Die Stadt, wie sie einst im kleinen dalag, als ein paar Badehäuser im geweihten salischen Bezirk um den offenen Heißquell, entfernt davon ein paar Gehöfte ungefähr da, wo die heutige Kirchgasse an eine längst niedergebrannte Kirche erinnert und wo der Nonnenhof stand, das Absteigquartier des berühmten Klarenthaler Klosters, — die Stadt war schon immer ein eigenartiges, auseinandergezogenes Gewächs über den

als der wahren Schutzgöttin und Patronin der Stadt ganz nahe dem unschätzbaren Brunnen das anmutige Standbild zu errichten. Seit es entfernt wurde, blieb ein schmerzliches Vermissen.

Die Wolke von Wiesbaden, die einst aus breiten Sümpfen und Wäldern hervordampfte, schlägt sich noch immer an den Wänden der Kochbrunnenhallen nieder, in denen unablässig die Prozession der Fremden wandelt, die aus trüben Gläsern das kräftig schmedende, bräunliche Wasser trinken und zuweilen auf den gelben Strudel hinstarren, zu dem sich von niederem Rand aus Marmor die Wasserschwärmerin hinunterbeugt. Es sind viele Besucher hier, junge Leute in Tenniskleidung, alte in Peieslocken und langen Raftanen. Alle kommen aus dem Grenzenlosen, und die Stadt gehört doch ihnen mit.

Die heißen Wasser, die in die Bannen fließen, die Wälder, die Anlagen, das sanfte Klingen des Baches am Strauchweg gehört ihnen, wie die Konzerte, die Feuerwerke, und die Pracht der Beete vor den Kaskaden des Bowling Greens, dieses kultiviertesten Gartens zwischen den klassischen Kolonnaden und der Säulenfront des Kurhauses.

Die Gewerbe der Stadt, wo sie nicht aus der ursprünglichen Landwirtschaft kamen oder von den Mühlen ausgingen, die an den einst zahlreichen, längst ins Unterirdische verwiesenen Bächen standen, waren stets für die fremden Besucher da. Kleidung, Schmuck, Luxus und Gesundheitspflege waren die Dinge, die mit wachsender Fremdenzahl viele Handwerker und Geschäftsleute in die Stadt zogen und sie allmählich in eine Schicht von Ladenbesitzern verwandelten, denen das vom Kurviertel her die Straßen durchströmende Leben zu bestimmten Stunden und Jahreszeiten Arbeit und Verdienst gab. Vom Mühsiggang der Erholungsbedürftigen lebte die Stadt, und ein wenig von diesem ewig Sonntäglichen ging schließlich wohl auf die Einheimischen über; viele Vermögen der Stadt sind allzu mühelos aus dem Verkauf des alten Aderbesitzes an Bauunternehmer entstanden. Dem genießerischen Geist der weltberühmten Kurstadt hielt auf die Dauer nichts stand, was etwa an Familienüberlieferungen, an religiösem Ernst, an bescheidener Werktreue von außen hereingetragen wurde. Bäder, Metzger, Weinstuben, Kaffeewirtschaften hatten immer zu tun. Mochten die Fremden den Kochbrunnen loben, so traten die einheimischen Handwerker vor dem Zehnruhrstück den Weg in die Marktstraße an, um ihren Wasserweck und ein Viertel warme Fleischwurst zu holen; das jedenfalls war die andere Spezialität von Wiesbaden für die, die Bescheid wußten.

Unmittelbar an der Stadt beginnt der Kurgarten, wohl gepflegt, mit schattigen Spielplätzen, sauberen Wegen, bezaubernden Wassern. Eine ganze Welt kam herbei, um in einer solchen Stadt zu atmen; den einen bot sie Ruhe, den anderen Zerstreuung, weit draußen sind Arbeit, Gefahr und Unternehmung. Russen, Engländer, Amerikaner, die großen Kaufleute aus den Hansestädten und von Übersee, die Industriellen aus dem Rheinland, alle fanden die Eleganz der Hotels, die Vornehmheit der Villen und fühlten sich hier in der Nähe der Quellen vor den Wirkungen des Alters sicherer. Im Kurviertel entstand ein Schloßchen neben dem anderen; dort schichtete sich eine neue Bevölkerung, die das Treiben der inneren Stadt nichts anging, sie lebte in ihren Salons und Gärten und fuhr in ihren Equipagen; erst die Kinder dieser hergezogenen pensionierten Offiziere, Beamten und Rentner bildeten eine Schicht, die Wurzel schlug. Doch der Ansaß zu einem neuen Wiesbaden kam auch von hier. Vielleicht kommt sogar gerade von hier der Ansaß zu dem Wiesbaden, das Industriestadt werden will.

Die Stadt hat wohl den Spalt zwischen ihren beiden Bevölkerungen bis jetzt noch nicht ganz überwunden. Vielleicht wird sie ihn immer empfinden und sich doch aus den Menschen, die hier so deutlich in genießende und dienende geschieden sind, die Kräfte holen, die sie schließlich von innen her gestalten. Die Altstadt ist jetzt wie rein gefegt. Die früheren Jahrmärkte und Wochenmärkte sind nicht mehr. Außer dem ganz bescheidenen einstigen Rathaus am Marktplatz, und dem

Dem „Wiesbadener Tagblatt“

Spitze ich zu seinem 75jährigen Bestehen, zugleich im Namen der Stadtverwaltung, den herzlichsten Glückwunsch aus.

In den verflossenen 75 Jahren haben sich einschneidende politische und wirtschaftliche Vorgänge zugetragen, die auf die Entwicklung der Stadt Wiesbaden einen entscheidenden Einfluß ausgeübt haben: so vor allem der Übergang des Herzogtums Nassau in den Verband des Staates Preußen, der wirtschaftliche Aufschwung des neu geeinten deutschen Vaterlandes, der Weltkrieg mit seinen Folgen und die Be-
setzung der Rheinlande.

Zu allen Zeiten hat das „Wiesbadener Tagblatt“ die Aufgabe der Presse, die wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Vorgänge der Bevölkerung durch objektive Darstellungen nahezubringen, in vollem Maße erfüllt. Der Zeitung dafür auch bei Gelegenheit ihres Jubiläums Dank und Anerkennung namens der Stadtverwaltung auszusprechen, ist mir ein Herzensbedürfnis.

Gute und schlechte Zeiten sind im Laufe der Jahrzehnte über Wiesbaden dahingegangen, und ich darf an dem heutigen Ehrentage der Zeitung der Überzeugung Ausdruck geben, daß es den gemeinsamen Anstrengungen von Bürgerschaft und Stadtverwaltung gelingen wird, die Entwicklung Wiesbadens als Weltbad und Großstadt in der Zukunft zu einer glücklichen und blühenden zu gestalten. Daß auch das „Wiesbadener Tagblatt“ zu seinem Teile an dieser Entwicklung erfolgreich mitarbeiten wird, ist meine auf die Erfahrungen aus der Vergangenheit gegründete feste Zuversicht.

Wiesbaden, im September 1927.

Oberbürgermeister Travers.

versteckten Vulkanen des mittelhessischen Bodens. Sie ist jetzt wie eingefüllt in den flachen Becher vor den Höhen des Taunus und dehnt sich über Hügelwellen aus, um entfernte Dörfer bis in den Rheingau und entlang den Hängen des Taunus zu umfassen bis Erbenheim hin, wo einst auf dem Maifeld die Ritterspiele, Konzile und Heerlager der stauffischen Kaiserzeit gefeiert wurden.

Die Winter in Wiesbaden sind lau, die Sommer glühend, doch Herbst und Frühling lang und köstlich. Mais und Mandeln, zahme Raftanen und seltene Rosen gedeihen auf dieser bodenwarmen Erde. Auf den Hängen vor dem Laubwald wächst ein sättigender Wein. Hier spendet den Geduldrigen und Genessenden selbst der späte Herbst noch Wärme, Heiterkeit und Süße. Die Mitte der Stadt, der Pol ihres Lebens ist doch die unermüdete Quelle. Schon fast am Fuß der Anhöhe sprudelt sie, umfassen von ihrem Glashaus, die starke, heiße, heilende, unberührbare und geheimnisvolle Wasserflut, die dem Fremden ein ewiges Wunder, den Einwohnern freilich oft kaum etwas anderes ist als der Motor ihrer Beschäftigungen. Gasthäuser und Badehäuser gab es in ihrer Nähe immer; immer gab es den Schutz des Quellengebietes durch Blumen, Musit und Bäume. Überall sind Gasthäuser, Ärzte, Pensionen. Es war der Gedanke einer bestimmten Zeit, der Hygiea,

einen bot sie Ruhe, den anderen Zerstreuung, weit draußen sind Arbeit, Gefahr und Unternehmung. Russen, Engländer, Amerikaner, die großen Kaufleute aus den Hansestädten und von Übersee, die Industriellen aus dem Rheinland, alle fanden die Eleganz der Hotels, die Vornehmheit der Villen und fühlten sich hier in der Nähe der Quellen vor den Wirkungen des Alters sicherer. Im Kurviertel entstand ein Schloßchen neben dem anderen; dort schichtete sich eine neue Bevölkerung, die das Treiben der inneren Stadt nichts anging, sie lebte in ihren Salons und Gärten und fuhr in ihren Equipagen; erst die Kinder dieser hergezogenen pensionierten Offiziere, Beamten und Rentner bildeten eine Schicht, die Wurzel schlug. Doch der Ansaß zu einem neuen Wiesbaden kam auch von hier. Vielleicht kommt sogar gerade von hier der Ansaß zu dem Wiesbaden, das Industriestadt werden will.

Die Stadt hat wohl den Spalt zwischen ihren beiden Bevölkerungen bis jetzt noch nicht ganz überwunden. Vielleicht wird sie ihn immer empfinden und sich doch aus den Menschen, die hier so deutlich in genießende und dienende geschieden sind, die Kräfte holen, die sie schließlich von innen her gestalten. Die Altstadt ist jetzt wie rein gefegt. Die früheren Jahrmärkte und Wochenmärkte sind nicht mehr. Außer dem ganz bescheidenen einstigen Rathaus am Marktplatz, und dem

Löwenbrunnen dort, auf dessen Rand vor Jahren die Silberschuppen des Fischmarktes schillerten, sind von gewesenen Bauten kaum noch die Namen übrig. Selbst die Römermauer, die sich vom Kastell den Bergrücken hinab zu den Wiesen zog, ist vom Durchbruch zerstört. Im Schützenhof, im Römerbad sind wohl noch die Reste der bewundernswürdigen ältesten Badesellen. Sonst blieben von den alten Römern und ihren südländisch offenen und bequemen Häusern, geschmückt mit Mosaiken, die an derselben Stelle standen, wo jetzt Inhalatorien, Gasthäuser, Läden sich erheben, nur ein paar Kugeln von braunem Sinter, steinerne Sarkophage, ein paar Ziegel mit dem Legionsstempel der Primogenia Via Fidelis in den Museumskammern. Die wilhelminische Epoche entlud auf die Stadt ein Füllhorn von Glanz, Reichtum und Wohlleben; es ist, als wäre sie jenem berlinischen Deutschland wie eine Geliebte gewesen, die man mit Schmuck überlädt. In jener Zeit hat sich ganz rasch die klassizistische bescheidene und behagliche Kurstadt in das Weltbad verwandelt mit unruhigen Festspielwochen, theatralischen Fürstenbegegnungen, hochgesellschaftlichen Festen und dem pomphaften Barock neuer Denkmäler, wichtiger Bau-

werke. Dann aber führte das ernste Schicksal des ganzen Volkes die reiche, verwöhnte Stadt durch lange magere Jahre, es hat ihr manche Feder vom Hut gerissen und auf manche Stirn ein Aschenzeichen geschrieben. Daß dennoch die Stadt nicht völlig stockte, ihre Bevölkerung sich nicht in alle Winde zerstreute, daß ihr Bauen, ihre Erweiterung weiterging, daß Pläne auch in der Zeit der Besetzung lebendig blieben und aus dem fast bis zur Abnützung gebrauchten Heilbad im Hintergrund des Krieges das heutige, in seinen Aufgaben und Möglichkeiten beträchtliche Gemeinwesen wieder entstand, das ist ein Beweis von der Notwendigkeit einer rheinischen Großstadt an diesem Ort, wo der Rheingau beginnt.

Die Wiesentäler, auf denen einst die Wäscherrinnen und die Weber das Leinen bleichten, die Bäche, an denen die Kornmühlen und die Walkmühlen lagen, sind der Boden steinerner Stadtviertel geworden, mit den Büschen und Teichen neuartiger, schmaler Anlagen ausgefüllt. Die offenen Felder auf den Bodentwellen rings um Wiesbaden sind schon von den strahlenförmigen Verbindungswegen durchzogen, die den Umkreis ihres Gebietes messen. Die von jungen Industrien durch-

setzte Außenhälfte der Großstadt gibt der Masse der Bevölkerung die Arbeit, die sie mit dem Werkleben des gesamten westlichen Deutschland verbindet. Aber die andere Hälfte von Wiesbaden, die Kurstadt, darf davon nichts wissen. Wohl ist die natürliche Verbindung zwischen beiden möglich, aber nicht die Vermischung.

Die Kurstadt braucht den reich entfalteten Park, die lustigen Perspektiven des Stadtsaumes, die bequeme, fließende Verbindung mit allen schönen Ecken einer unerschöpflich vielgestalteten, wechselnden Landschaft. Sie braucht das Kurhaus mit seinen glänzenden Sälen, die geübten angenehmen Wege des Waldes, das sonntägliche Nichtstun. Sie wird sich entschließen müssen, den Kochbrunnen immer mehr freizulegen und von den steinernen Nachbarschaften abzulösen, die ihn fast erdrücken. Denn hier liegt das Besondere, in dem kein anderes der großen Bäder Wiesbaden gleich ist. Für das übrige Wiesbaden, das sich mit seinen Neuvierteln und seinen Vorstädten in breiter Front zum Rhein hinwendet, trägt die Zukunft, die das Land an beiden Ufern des Stromes allmählich in eine Stadt von Städten verwandelt, den Gedanken der weiteren Entwicklung schon fertig im Haupte.

Die wirtschaftliche Eigenart der Stadt Wiesbaden.

Von Bürgermeister Schulte.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Stadt Wiesbaden werden während der Beratungen des Haushaltsplanes so ausführlich in der Öffentlichkeit behandelt, daß an dieser Stelle bei dem zur Verfügung stehenden knappen Raum nur ein kleiner Bruchteil von dem gebracht werden könnte, was bereits bekannt ist. Es erscheint daher nicht angezeigt, den augenblicklichen Stand der Verhältnisse wiederzugeben, sondern ihre Entwicklung im Laufe der 75 Jahre zu kennzeichnen, die seit der Gründung des Wiesbadener Tagblatts verlossen sind. Eine solche Kennzeichnung kann natürlich nur durch Hervorhebung weniger charakteristischer Zahlen erfolgen. Aber auch bei Beschränkung auf ganz wenige Zahlen kann ein klares Bild nicht entworfen werden.

Wiesbaden hatte vor 75 Jahren, also im Jahre 1852, rund 15 000 Einwohner und ist seitdem auf über 100 000 Einwohner gestiegen, also zur Großstadt geworden; nach den im vorigen Jahre erfolgten Eingemeindungen beträgt die Einwohnerzahl sogar 133 000. Der Fremdenverkehr ist von rund 30 000 im Jahre 1852 auf rund 200 000 Besucher im Jahre 1913 angewachsen; von da an hat seine Höhe infolge des Krieges und der Nachkriegszeit stark geschwankt. Man sieht also, daß Wiesbadens Einwohnerzahl sich auf das 7 bezw. 9fache und sein Fremdenverkehr auf das 7fache erhöht hat. Solches Anwachsen bringt wirtschaftliche Verschiebungen in der Stadt mit sich, die nur bei ausführlichster Behandlung richtig gekennzeichnet und durch wenige charakteristische Zahlen unmöglich wiedergegeben werden können.

Bei einer Kurstadt wird man in erster Linie nach dem Aufwand fragen, den sie in Rücksicht auf den Fremdenverkehr macht. Man wird es daher begreiflich finden, daß im Jahre 1913 Wiesbaden von allen deutschen Großstädten die höchsten Ausgaben, bezogen auf den Kopf der Bevölkerung, aufwies. Man wird es dagegen nicht ohne weiteres verstehen, daß im Jahre 1925, also nachdem Wiesbadens Fremdenverkehr durch den Krieg und die nachfolgende Besetzung sich erheblich vermindert hat und nachdem seine reichen Bürger durch die Geldentwertung den größten Teil ihres Vermögens verloren haben, Wiesbaden wiederum nach den angestellten Ermittlungen die größten Ausgaben

je Kopf der Bevölkerung unter allen deutschen Großstädten aufweist. Es will auf den ersten Blick scheinen, als ob die Stadt Wiesbaden in den Jahren der Not nicht gelernt hätte zu sparen; andererseits wird von einem Teil der Bürgerschaft der Stadtverwaltung vorgeworfen, sie spare zuviel, wenigstens an Aufwendungen zur Hebung des Fremdenverkehrs. Eine Erklärung für die hohen Ausgaben Wiesbadens im Jahre 1925 liegt in erster Linie in der Tatsache, daß die Wohlfahrtslasten infolge der Verarmung weiterer Schichten der Bevölkerung weitaus größer geworden sind als in irgend einer anderen Stadt Deutschlands.

Aus dem Angeführten ergibt sich schon, daß Zahlen, die in verschiedenen Jahren für die Stadt Wiesbaden festgestellt worden sind, nicht ohne weiteres mit einander verglichen werden können. Solche Vergleiche auf Grund statistischer Zahlen sind aber für die einzigartige Stadt Wiesbaden erst recht ausgeschlossen, wenn sie mit den Zahlen anderer Städte angestellt werden sollen: es gibt eben in Deutschland nur eine Stadt, die wirkliche Kurstadt und gleichzeitig wirkliche Großstadt ist.

Die Sätze der Hauszinssteuer sind bekanntlich in allen preussischen Städten gleich und doch leidet Wiesbaden unter dieser Steuer mehr als irgend eine andere Stadt. Nach einer Statistik, die für den 31. Dez. 1918, als den für die Berechnung der Hauszinssteuer wichtigen Stichtag angestellt worden ist, ergeben sich z. B. folgende eigenartige Verhältnisse. Von den 3051 Mietshäusern waren 183, d. h. 6% hypothekensfrei, also unbelastet; von den 873 Einfamilienhäusern waren dagegen 352, d. h. 41% unbelastet. Von der gesamten Hauszinssteuer, zu der je die Gruppe der Mietshäuser und die der Einfamilienhäuser veranlagt ist, bringen die unbelasteten Grundstücke bei den Mietshäusern nur rund 3%, dagegen bei den Einfamilienhäusern rund 31% auf. Die Wirkung der Hauszinssteuer auf die einzelnen Häuserarten in Wiesbaden ist daher ganz außergewöhnlich verschieden und wird dadurch geradezu katastrophal, daß die Steuerlast bei den durch sie so wieso schon hart getroffenen Einfamilienhäusern von früher reichen Eigentümern getragen werden muß, die durch die Geldentwertung ihr bewegliches Vermögen fast ganz verloren haben.

Wenn schon bei der Hauszinssteuer, bei der die Sätze für alle preussischen Städte gleich sind, statistische Vergleiche zwischen Wiesbaden und anderen Städten nicht ohne weiteres zulässig sind, so sind solche Vergleiche geradezu bedenklich, wenn sie für solche Steuern angestellt werden sollen, für die die Städte nach ihrem Bedarf verschiedene Zuschläge zu den staatlichen Sätzen erheben können, wie z. B. für die Gewerbesteuer.

Die Sätze der Gewerbesteuer in Wiesbaden sind im Vergleich mit denen anderer Städte nicht hoch und doch klagen die Gewerbetreibenden über die unerträgliche Belastung durch diese Steuer. Verständlich werden diese Klagen dadurch, daß der Gesetzgeber zum steuerpflichtigen Ertrage des Gewerbes auch Miete und Schuldzinsen rechnet. In vielen Städten mag diese an sich ansehnliche Hinzurechnung von Ausgaben zum Reingewinn in ihrer praktischen Auswirkung keine große Bedeutung haben, nämlich dann, wenn das Verhältnis von Miete und Schuldzinsen zum Reingewinn bei allen Gewerbetreibenden ein ziemlich gleiches ist. In Wiesbaden aber hat sich nach einer ausführlichen Statistik gezeigt, daß ein großer Teil der Steuerpflichtigen durch die gewählten Steuersätze verhältnismäßig wenig betroffen wird, daß dagegen einem anderen Teile durch die Gewerbesteuer der ganze Reingewinn weggesteuert, ja sogar noch von der Substanz genommen wird. In Wiesbaden sind neben den großen, luxuriös ausgestatteten Hotels und Geschäften, die außerordentlich hohe Beträge für Miete und Schuldzinsen aufbringen müssen, sehr viele kleine Gewerbe vorhanden, bei denen Miete und Schuldzinsen keine ausschlaggebende Rolle spielen.

Diese wenigen Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, daß Wiesbaden in wirtschaftlicher Beziehung eine Stadt von eigener Art ist, bei der ohne Nachprüfung im einzelnen weder die Zahlen verschiedener Jahre untereinander, noch überhaupt die Zahlen mit denen anderer Städte verglichen werden dürfen. Hierdurch erklärt sich manche Kritik, die Fernstehende an der Wirtschaftspolitik der Verwaltung üben, indem diese auf die ihnen unbekannten Sonderheiten keine Rücksicht nehmen und sich dadurch leicht zu Trugschlüssen verleiten lassen.

Wiesbaden in der Statistik.

Von Professor Dr. Adolf Anger.

Das Jahr 1852, in dem das „Wiesbadener Tagblatt“ das Licht der Welt erblickte, liegt etwa in der Mitte einer aufsteigenden Entwicklungslinie, die, vom Beginn des 19. Jahrhunderts ausgehend, hundertzehn Jahre danach ihren Höhepunkt erreicht; in dieser verhältnismäßig kurzen Zeit, in nicht ganz vier Menschenaltern, ist Wiesbaden aus einem kleinen Land- und Badesstädtchen zur Großstadt und zugleich zur Weltkurstadt emporgewachsen.

An der Hand von Zahlen der Statistik wollen wir versuchen, ein Bild von dem Aufstieg Wiesbadens zu geben. Im Anfang der Entwicklungslinie stehen, etwa ums Jahr 1802, die Zahlen 2000 für die Einwohnerzahl und 1000 für die Kurgäste. Gleichlaufend mit dem politischen Aufstieg, gekennzeichnet durch mannigfachen Gebietszuwachs und Schaffung eines nahezu geschlossenen Staatsgebietes zwischen Main, Rhein und Lahn, durch die Erhebung zum Herzogtum in Ver-

bindung mit dem unfreiwilligen Anschluß an den Rheinbund, sehen wir die Hauptstadt des Staatswesens sowohl als Gemeinde wie als Badeort zunehmen: inmitten der großen politischen Krisen, die jetzt freilich wesentlich den Osten und den äußersten Westen Europas — die Pyrenäen-Halbinsel — zum Schauplatz haben, baut Wiesbaden 1810 ein Gesellschaftshaus, den Kur-saal, der fast wie ein neues Weltwunder gepriesen und bei einem wirklichen Kostenaufwand von 150 000 fl. von den Zeitgenossen auf mindestens 200 000 fl. geschätzt wird. Der Erfolg hat den wagemutigen Unternehmern und dem opferwilligen Herzog Friedrich August Recht gegeben: Kur-saal und Spiel sind zweifellos in den nächsten Jahren stärkere Anziehungsmittel als der Kochbrunnen; im Jahre 1813, während in Schlesien und Sachsen blutig um Deutschlands Befreiung gerungen wird, erlebt Wiesbaden eine glänzende Kurzeit und im folgenden Jahr wird eine Besucherzahl von

nahezu 6000 gemeldet, welche die auch inzwischen auf 4000 Köpfe angewachsene Einwohnerschaft um 50% übersteigt. Neues Leben regte sich überall in Stadt und Land, als nun der langersehnte Friede kam; die Verarmung der Bevölkerung wich wachsender Wohlhabenheit, die wieder kulturelle Fortschritte ermöglichte und förderte; durch die Verwendung des Dampfes als Fortbewegungsmittel in Gestalt von Eisenbahn und Dampfschiff wurde das Reisen erleichtert, abgekürzt und verbilligt; es wurde volkstümlich, nachdem es bisher ein Vorrecht der Wohlhabenden und der ihren Beruf ausübenden Kaufleute gewesen war.

Dazu kam, daß die Badeorte selber Hand anlegten, um ihren Gästen den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu gestalten und ihre Kurmittel ins rechte Licht und in die richtige Umrahmung zu setzen. Wiesbaden hatte mit dem Kur-saalebau den entscheidenden Schritt getan, die gebrachten Opfer lohten sich; und wie dieser,

so bedeuteten auch die folgenden Schritte auf dieser Bahn unbefruchtete Erfolge. Daß zur Unterhaltung der Kurgäste das Glücksspiel allein nicht ausreichte, hatte man längst erkannt; es war wieder ein bedeutender Schritt vorwärts, als die Stadt, die damals 7500 Einwohner zählte, im Sommer 1827 den ersten *Theaterbau* mit 1000 Zuschauerplätzen eröffnete: das Jahr 1828 brachte einen Fremdenbesuch von 15 400 Gästen — das Doppelte der Einwohnerzahl! In den 30er Jahren tritt die Bewegung in den Vordergrund, welche auf eine stärkere Bewertung der Trinkkur abzielt gegenüber der bisher fast ausschließlich angewendeten Badekur; das Jahr 1840 sieht die Eröffnung der ersten nassauischen Eisenbahnlinie, der *Taunusbahn*, die Wiesbaden in unmittelbare Verbindung mit Frankfurt bringt. Mit der erweiterten Möglichkeit, einen Badeort zu erreichen, wächst aber auch das Bedürfnis, ihn zur Heilung und Erholung aufzusuchen, und da inzwischen, am 31. Dez. 1837, in Frankreich alle Spielbanken auf Grund gesetzlicher Bestimmungen geschlossen worden waren, übte nun auch das *Glücksspiel* in den deutschen Bädern eine erhöhte Anziehungskraft aus. Das Revolutionsjahr 1848 wies für Wiesbaden die Zahl von 34 000 Besuchern auf — allerdings für fast 20 Jahre eine Höchstzahl. 1852 werden immerhin noch 30 000 Fremde dagewesen sein, 1862 sind es nicht ganz 24 000 und kurz vor dem Ende der Selbstständigkeit des nassauischen Herzogtums zählte man wieder 30 000 Gäste. Der Wiederanstieg mag wohl im Zusammenhang gestanden haben mit der Wintertur, die, seit einer Reihe von Jahren von ärztlicher Seite eifrig befürwortet, allein in den Monaten Dezember 1865 und Januar 1866 2000 Heilungsbedürftige nach Wiesbaden führte und somit die Kurindustrie auch während der kalten Jahreszeit aufrecht hielt. Tatsächlich wurde den Fremden in Wiesbaden sehr viel geboten: das allein von der Kurhausgesellschaft mit 57 000 fl. jährlich — neben 25 000 fl. vom Staat und 7000 fl. von der Stadt — dotierte Theater erfreute sich, schon durch die Aufführung der großen Ausstattungsoptern, starker Anziehungskraft. Die Veranstaltungen des Kurhauses selber wirkten in gleicher Richtung und das Spiel übte seine Wirkung in immer steigendem Maße aus, indem es namentlich die Ausländer heranzog. Allerdings ist der *Ausländerbesuch* für Wiesbaden niemals von so ausschlaggebender Bedeutung geworden wie für Baden-Baden, wo 1869 allein 20% der Fremden aus Frankreich stammten und 60% der Fremden Ausländer waren.

Im Jahre 1866 wurde das bisherige Herzogtum Nassau in Preußen einverleibt; das Jahr 1867 brachte die erste wirklich zuverlässige und hinsichtlich ihrer Vollständigkeit einigermaßen verbürgte Fremdenstatistik, welche einen Besuch von 53 000 Gästen feststellte; wenngleich die politische Entwicklung zu einem stärkeren Fremdenverkehr in Wiesbaden immerhin beigetragen haben mag, ist diese hohe Zahl doch sehr wesentlich auch auf die verbesserten Erhebungsformen bei der Zählung zurückzuführen. In demselben Jahr ergab die erste preussische Volkszählung in Nassau für Wiesbaden rund 30 000 Einwohner. Es ist vielleicht von Interesse, zu hören, daß damals in der Kurstadt 37 Ärzte aller Art ihren Beruf ausübten, während heute in Alt-Wiesbaden mit 103 000 Einwohnern 242 Ärzte und 7 Ärztinnen für die Gesundheit ihrer Mitmenschen zu sorgen bemüht sind.

Der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges Mitte Juli 1870 verursachte, wie in allen Bädern, so auch hier naturgemäß einen starken Rückgang der Be-

sucherzahl, der aber schon im folgenden Jahr 1871 rasch ausgeglichen wurde: sie stieg 1871 auf 60 000, 1872 auf 68 000.

Ein kritischer Augenblick war für die deutschen Spielbäder der Schluß des Jahres 1872, das *Aufhören des Glücksspiels*. In Wiesbaden übernahm die Stadt von der sich auflösenden Kurfaal-Altkien-Gesellschaft auf Grund vertraglicher Vereinbarungen den gesamten Kur- und Badebetrieb. Für 300 000 Mark und gegen jährliche Zahlung von 46 000 Mark Zuschuß zum Theater wurde die Stadt Eigentümerin des Kurhauses, der Kolonnaden, der Kuranlagen und zahlreicher dazu gehöriger Grundstücke; außerdem erhielt sie mehrere in den letzten Jahren von der Kurhausgesellschaft angehäufte Fonds in Höhe von zusammen annähernd 3 Millionen Mark als Betriebskapital; die Zinsen daraus in Verbindung mit der Pachtsumme der Kurhauswirtschaft, mit dem Mietertrag der Läden in der Kolonnade, und mit den Erträgen der seit 1870 eingeführten Kurtaxe ergaben eine jährliche gesicherte Einnahme von rund 140 000 Mark, die für den Kurbetrieb verwendet werden konnte. Da der Tagwert der ihr überlassenen Gebäude, Anlagen, Grundstücke usw. das Vierfache des Kaufpreises betrug, war das Geschäft für die Stadt überaus vorteilhaft, umsomehr, als der neue städtische Kurdirektor Ferdinand Heyl es verstand, die nunmehr fehlende Anziehungskraft des Glücksspiels wettzumachen durch gesellschaftliche und sonstige Veranstaltungen der Kurverwaltung, die jetzt ununterbrochen das ganze Jahr hindurch stattfanden, während seither nicht nur das Spiel, sondern die gesellschaftliche Unterhaltung seitens der Kurfaal-Altkien-Gesellschaft vom 1. Januar bis 1. April geruht hatte. — Für die Einwohnerschaft machte sich allerdings der Wechsel unangenehm bemerkbar; wie sie seinerzeit bei Einführung der Kurtaxe durch Beseitigung des freien Zutritts zum Kurfaal benachteiligt worden war, so spürte sie das Aufhören des Glücksspiels an ihrem Geldbeutel insofern, als die Einkommensteuer im Hinblick auf die erhöhte finanzielle Verpflichtung der Stadtverwaltung von 60 auf 80% der staatlichen Veranlagung empor-schnellte.

Der gefürchtete Ausfall an Kurgästen infolge des Aufhörens des Glücksspiels trat in Wiesbaden nur in beschränktem Maße ein; er betrug 1873 9% und machte sich besonders bei der Zahl der Ausländer bemerkbar; dieses Nachlassen der Ausländerzahlen dauerte an bis 1890, wo auf sie nur 24% der Gesamtbesucherzahl entfielen. Immerhin, die Einnahmen und Ausgaben der Kurverwaltung im ersten Betriebsjahr 1873 glichen sich aus, ein Fehlbetrag war nicht zu verzeichnen.

Bedeutend machte sich in diesen kritischen Jahren die Anziehungskraft geltend, die Wiesbaden als Wohnstadt ausübte. Seit Jahren schon bestand ein gewisser Zuzug von Rentnern, der sich verstärkte, als alle Beschränkungen der Freizügigkeit wegfielen; gab es doch kaum eine Stadt, in der die Lebenshaltung so billig war und wo doch wieder so viel an Genüssen und geistiger Anregung geboten wurde, wie Wiesbaden. Die wachsende Bautätigkeit wie der sehr rege Grundbesitzwechsel — der Umsatz betrug 1872 14½ Millionen Mark, eine nicht wieder erreichte Rekordziffer — sind Anzeichen des sich vermehrenden Zuzugs, der vorwiegend den bemittelten oder reichen Bevölkerungsschichten entstammt. Im Jahre 1876 geben 1569 zugezogene Personen ein jährliches Einkommen von 540 000 Mark, im Jahre 1885 1521 zugezogene Personen 2 529 000 Mk. Einkommen an. Dem Wachstum an Gebäuden und

Einkommen entspricht dasjenige der Hotelindustrie in weitestem Sinne: Badhaus- und Hotelunternehmungen, Wirtschaften, Kaffeehäuser, Konditoreien, aber auch Heilanstalten weisen eine erhebliche Zunahme auf.

Das Jahr 1890 sieht zum ersten Mal über hunderttausend Fremde in Wiesbadens Mauern — genau 101 972 —, die ansteigende Linie wird allerdings zeitweise unterbrochen, so 1892, als die Cholera-Epidemie in Hamburg den Herbstreiseverkehr fast ganz lahmlegte, sie nimmt dann aber rasch die alte Richtung wieder auf; 1894, das Jahr der Eröffnung des neuen Hoftheatergebäudes, bringt 107 000 Gäste zu den heilkräftigen Wässern des Kochbrunnens; eine starke Anziehung übten die Maifestspiele aus, zu denen regelmäßig Kaiser Wilhelm nach Wiesbaden kam; 1906, als der neue Hauptpersonenbahnhof in Betrieb genommen wurde und eine Reihe neuer Verkehrsmöglichkeiten eröffnete, zählte man 159 000, im nächsten Jahr gar 181 000 Besucher. In dieser Periode hat auch die Bevölkerung Wiesbadens die Zahl hunderttausend überschritten und die Stadt ist damit in die Reihe der deutschen Großstädte eingetreten. Nicht durch Eingemeindung von Nachbargemeinden, sondern allein durch den Geburtenüberschuß und den Wanderungsgewinn ist diese Zahl erreicht worden.

1907 wird das *neue Kurhaus*, ein Meisterwerk des Prof. von Thiersch in München, nach dreijähriger Bauzeit in Gegenwart des Kaisers eröffnet und dem Verkehr übergeben. Etwas ganz besonderes hatte damit, allerdings unter Aufwand von 6 Millionen Mark, der Künfler geschaffen, und noch heute hört man es als das schönste Kurhaus der Welt rühmen. — Noch einmal folgen 7 Jahre, die aber nicht mehr unge-trübten Fortschritt bringen; eine Wirtschaftskrise, die sich schon im Vorhandensein zahlreicher leerstehender Wohnungen äußerlich kundgibt, verrät sich in der Abnahme der Einwohnerzahl, hervorgerufen durch die Abwanderung der beschäftigungslos gewordenen Bauhandwerker. Anders verläuft die Fremdenbewegung: sie steigt noch immer und vollendet 1913 fast das zweite Hunderttausend; der Anteil der Ausländer, zuletzt auf 24% der Gesamtbesucherszahl gesunken, hat auch bereits sich wieder zu heben begonnen. In diesem Jahr wird das prunkvolle Kaiser-Friedrich-Bad vollendet und dem Gebrauch übergeben; auch dieses ist noch heute vorbildlich und wohl von keinem Badhaus der Welt übertroffen.

Das folgende Jahr 1914 brachte den Ausbruch des Weltkrieges und damit eine tiefgreifende Störung der Entwicklung Wiesbadens. Zwar haben die städtischen Behörden es keineswegs an reger Fürsorge für die Stadt und für den Bade- und Kurbetrieb fehlen lassen: der 1913 eröffneten neuen Landesbibliothek trat von 1916 ab das neue Museum an der Kaiserstraße an die Seite, und vieles Andere geschah trotz des Krieges und seiner Nöte. Wenn wir heute hoffen dürfen, daß die unbestreitbaren Anzeichen der Besserung in den Kurverhältnissen nicht eine nur vorübergehende Erscheinung sind, sondern den Ausgangspunkt eines neuen Aufstieges bedeuten, so muß es unsere feste Überzeugung sein, daß bei ungestörter normaler Entwicklung unseres Vaterlandes auf politischem und wirtschaftlichem Gebiete alle Schwierigkeiten, welche gegenwärtig noch obwalten, überwunden, die Hindernisse, die noch den Weg verbauen, bei Seite geräumt werden können und daß so die Bahn freigemacht wird, um Wiesbaden wieder zu seiner früheren Blüte emporzuführen.

Von der Entwicklung der Wiesbadener Kur.

Von Beigeordneten Dr. Heß.

Zubläuen sind Tage, an denen das geistige Auge sich zunächst rückwärts wendet, um den zurückgelegten Zeitraum zu überblicken und zu werten, sich sodann der Gegenwart zuwendet, um sich Rechenschaft über diese abzulegen — soweit der geringe Abstand von den gegenwärtigen Verhältnissen und Dingen eine objektive Beurteilung überhaupt zuläßt — und schließlich die Schleier der Zukunft zu durchdringen sucht, um die künftige Entwicklung vorauszuahnen. Betrachten wir in dieser Weise die Wiesbadener Kur, so finden wir sie im Geburtsjahr des heutigen Zublars in den Anfängen eines Aufstieges, wie er glänzender wohl keinem Heilbad beschieden gewesen ist.

Der Blüte Wiesbadens in der *Römerzeit*, in der die römische Eleganz die „*aquae Mattiacae*“ wohl zu schätzen wußte, und zwar nicht nur die unmittelbaren Wirkungen der Ethernen, sondern auch die verschö-nenden Eigenschaften der aus dem Quellsinthe gewonnenen *pilulae Mattiacae* — schade für das Budget unseres heutigen „*Brunnenkontors*“, daß die strenge balneologische Wissenschaft die Kosmetik nicht in ihren

Bereich aufgenommen hat — ist durch lange Jahrhunderte hindurch ein bescheidenes Dasein gefolgt, das hier nicht näher im einzelnen beleuchtet werden kann. Aus allen Urkunden, Berichten und dergl. ist jedoch zu ersehen, daß der Badecharakter Wiesbadens niemals für längere Zeit verschwunden ist, sondern daß die jeweiligen Machthaber sich das Gedeihen Wiesbadens als Badestadt, soweit es die Verhältnisse irgend erlaubten, stets haben angelegen sein lassen. Erst der Anfang des 19. Jahrhunderts brachte wieder einen bemerkenswerten Aufstieg, aus dem nur zwei Daten erwähnt seien: 1808–1810 Bau des Gesellschaftshauses, 1814 und 1815 Goethe als Kurgast. Der Beginn der modernen Entwicklung fällt jedoch erst in das letzte Jahrzehnt der Nassauischen Herrschaft; weist doch das Jahr 1866 schon eine Besucherzahl von 50 000 Kurgästen auf, eine Zahl, die manches ansehnliche Bad der Jetztzeit mit Stolz erfüllen und zu überschwinglichen Presseartikeln veranlassen würde.

Eine neue organisatorische Grundlage erhielt der Kurbetrieb im Jahre 1873, als die bisher von einer

Privatgesellschaft ausgeübte Betriebsführung durch die städtische Regie abgelöst wurde; hiermit war auch die Einstellung des Spieles verbunden, das durch die Kurtaxe abgelöst wurde, eine Tatsache, von der viele den Untergang Wiesbadens befürchteten. Wenn auch nicht in Abrede gestellt werden kann, daß aus den Erträgen des Spieles manches Schöne in Wiesbaden geschaffen werden konnte, — es sei nur erinnert an die Anlage des Blumengartens vor dem Kurhaus, der Gartenanlage auf dem Warmen Damm, der namhaften Zuschüsse für das Theater u. a. m. — so hat doch die Entwicklung den genannten Befürchtungen nicht recht gegeben. Die folgenden Jahrzehnte „*spiellosen*“ städtischen Betriebes brachten vielmehr, begünstigt durch die aufblühende Konjunktur der Jahrzehnte nach 1871, einen derartigen Aufschwung und eine Bereicherung des Stadtbildes und der Kurfaktoren, daß Wiesbaden mit Recht in die Reihe der Weltbäder eingereiht werden konnte. Abgesehen von kleineren Verbesserungen bestehender und Schaffung neuer Anlagen und Gebäude sind zu nennen: 1890 die neue Anlage des Kochbrunnens,

1894 der Bau des neuen Theaters, 1899 die Vollendung der Herzogin Elisabeth-Anlagen im Nerotal, 1902 Anbau des Foyers des Staatstheaters; gekrönt wurde diese Entwicklung durch den Bau des neuen Kurhauses in den Jahren 1904—1907 und des Kaiser-Friedrich-Bades, das im Jahre 1913 vollendet wurde, zweier Baumwerke, die noch jetzt die Bewunderung der in Wiesbaden zusammenströmenden Fremden finden.

Dieser reichen Ausstattung der Badestadt mit Kurfaktoren und Monumentalbauten entsprach die aufsteigende Kurve sowohl der Einwohnerzahl als des Fremdenbesuchs. Während das Jahr 1905 Wiesbaden mit 100 953 Einwohnern in die Reihe der Großstädte einrückte, zeigt der Fremdenverkehr folgende Kurve:

1866	50 000
1875	59 238
1880	72 531
1885	69 779
1890	102 028
1895	108 520
1900	135 811
1905	156 515
1910	179 183
1913	192 108

Selbst als die Einwohnerzahl um 1910 sank — 1905 = 100 953 Einwohner, 1910 = 109 000 Einwohner (eine gegenüber dem Bevölkerungszuwachs

der 90er Jahre bereits bedeutend abgeschwächte Bevölkerungszunahme) 1914 = 105 946 Einwohner (schon eine direkte Abnahme der Bevölkerung, verursacht hauptsächlich durch den Rückgang der Früher zu stark forcierten Bautätigkeit) — behielt die Fremdenfrequenz, wie aus den gegebenen Zahlen hervorgeht, die aufsteigende Tendenz bei, um im letzten Friedensjahr auf beinahe 200 000 Fremde mit zwei Millionen Übernachtungen zu kommen, eine Zahl, die niemals von einem anderen deutschen Badeorte auch nur annähernd erreicht werden konnte.

Dieser glänzende Aufstieg wurde jäh unterbrochen durch den Kriegsausbruch des Jahres 1914. Der Kur- und Fremdenverkehr stockte fast vollständig, zumal Wiesbaden sich im Festungsbezirk Mainz befand und dadurch besonderen Beschränkungen unterworfen wurde; Wiesbaden erfüllte, wie auch die anderen deutschen Bäder, gerne und stolz die Ehrenpflicht, den Verwundeten und erkrankten Heeresangehörigen Aufnahme und Heilung zu gewähren. Von einem richtigen Kur- und Fremdenverkehr konnte keine Rede mehr sein. Immerhin sind während der Kriegsjahre noch folgende Besuchsziffern zu verzeichnen:

1914	132 470 Fremde
1915	95 352 "
1916	103 980 "
1917	84 794 "
1918	93 139 "

Einen bisher unerreichten Tiefstand des Fremdenverkehrs brachten die darauf folgenden Jahre, und zwar durch die Auswirkungen der im Dezember 1918 beginnenden Besatzung durch fremde Truppen, die zeitweilige Verkehrshemmnisse und lang andauernde Verkehrsbeschränkungen mit sich brachte.

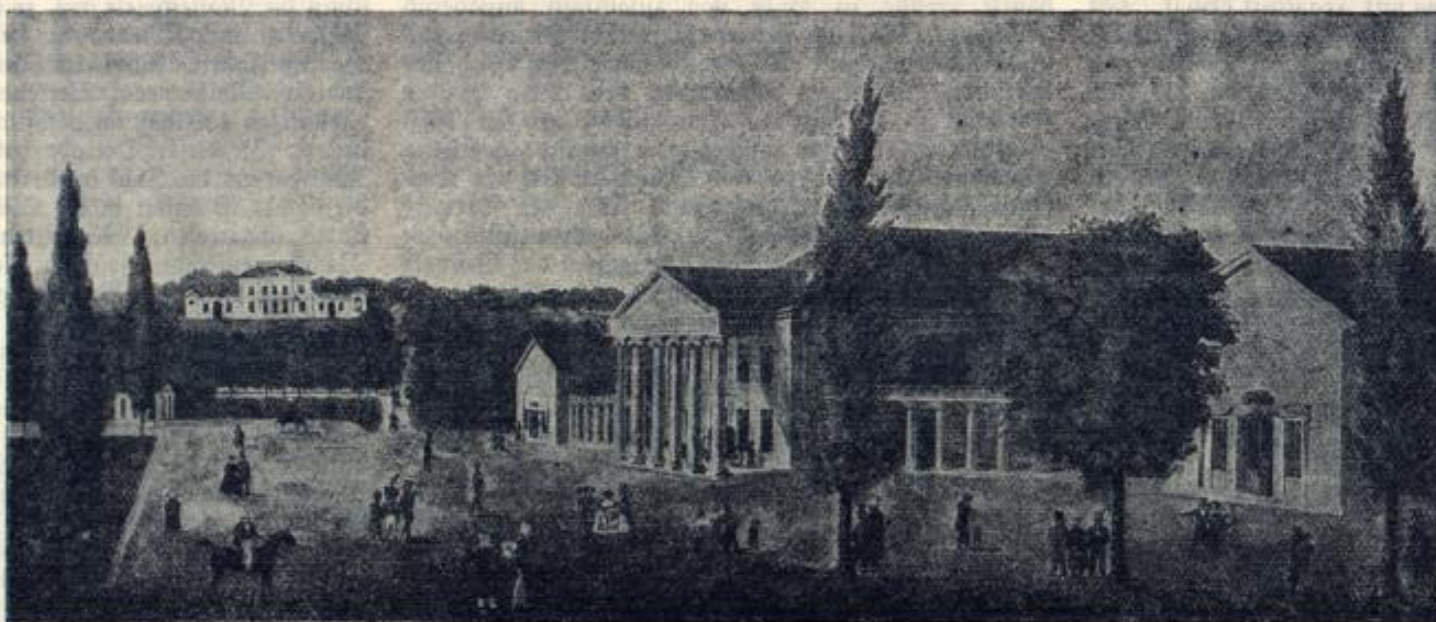
Die nachstehenden Zahlen geben ein interessantes Bild davon, wie die vorerwähnten Ereignisse und wie im einzelnen z. B. der Ruhrkampf des Jahres 1923 gewirkt haben:

1. 1913	192 108 Fremde
1918	93 139 "
1919	67 712 "
1920	110 908 "
1921	154 116 "
1922	168 923 "
1923	74 809 "
1924	99 542 "

2. Ruhrbesetzung (Februar bis einschl. Juni)

1913	79 832 Fremde
1922	61 948 "
1923	24 815 "

Am Ende des Jahres 1923 sehen wir Wiesbaden in einer schweren wirtschaftlichen Krise. Die Kriegs- und Nachkriegsjahre hatten trotz, oder vielmehr wegen der Inflation in den Jahren 1921, 1922 und 1923 die Wirtschaftskraft der fast ausschließlich von der Kur abhängigen Wirtschaftskreise völlig erschöpft; die deutschen Kurgäste der früheren Zeit waren zum größten Teil verarmt, oder konnten — ein schwerer Fehler! —



Der Kurpark (Vorderansicht) um 1820.

die Scheu nicht überwinden, die Grenze des besetzten Gebietes zu überschreiten. Das Ausland war zum Teil selbst durch Währungsschwierigkeiten gehemmt, die lachenden Hochvalutarien dagegen zogen nach der Stabilisierung der Mark vor, in nichtstabilisierte Länder zu reisen; ihnen folgte ein großer Teil der noch reisefähigen Deutschen. Es galt nun unter diesen denkbar ungünstigen Verhältnissen den Kur- und Fremdenverkehr neu aufzubauen, alte Freunde wieder zum Besuch zu bewegen, das unbefestete Deutschland an seine Pflicht zu erinnern, neue Freunde dazu zu gewinnen und das Ausland für Wiesbaden wieder zu interessieren. Erschwert wurde diese Aufbauarbeit noch durch die Beschränkungen und Hemmnungen,



Alter Kurpark mit Park im Jahre 1840.

welche die Lage im besetzten Gebiet nach mancherlei Richtungen hin mit sich brachte, sowie durch die finanzielle Lage der Stadt, die neben dem Aufbau der Kur noch vor viele andere schwere und kostspielige Aufgaben — erwähnt seien nur die Eingemeindungen — gestellt war. Trotzdem ist es teils durch eine intensive Werbearbeit, die naturgemäß mehr außerhalb von Wiesbaden als in dessen Mauern in Erscheinung treten konnte, hauptsächlich aber durch starke finanzielle Opfer der Stadt für die während der Kriegs- und Nachkriegszeit — 10 Jahre! — zurückgestellten Instandsetzungsarbeiten am Kurhaus, an Badehäusern, Kuranlagen usw., gelungen, den Kur- und Fremdenverkehr wieder auf eine aufsteigende Kurve zu bringen.

Die Zuschüsse, die die Stadt zu dem Kur- und Badebetrieb hierzu zu leisten hatte, betragen:

1924	1 004 000 RM.
1925	1 685 000 "
1926	646 000 " (etatifiziert)
1927	647 000 "

Hierzu kommen die erheblichen Aufwendungen, die für die Errichtung von neuen Anlagen usw. gemacht worden sind. Erwähnt seien hier nur die neue Tennisplatzanlage im Nerotal, die eine der schönsten Deutschlands zu werden verspricht, die Errichtung des Paulmenschlößchens als Stadthalle, die Schaffung eines Flugplatzes und vor allem die Errichtung des Forschungsinstitutes für Bäderkunde und Stoffwechsel, in dessen wissenschaftlichem Beirat, die ersten Namen der deutschen inneren Medizin vereinigt sind. Die Stadtverwaltung hat die Bemühungen, ihre Anstrengungen durch ein langsames aber stetiges Aufsteigen der Besuchsziffer belohnt zu sehen.

1923	74 809
1924	99 542
1925	123 127
1926	130 872

Das Jahr 1927 zeigt bis jetzt schon ein Mehr gegen die gleiche Zeit im Jahre 1926 von 20 000 Besuchern, so daß es mit etwa 160 000 Besuchern abschließen wird. In diesen Ziffern ist das Ausland z. B. im Juli 1927 mit über 40% vertreten, wie auch die Werbetätigkeit noch mehr wie bisher im Ausland, besonders in Amerika, eingesetzt hat. Allerdings muß erreicht werden — und daraufhin ist nunmehr, nachdem die bisherigen Maßnahmen von Erfolg begleitet waren, die Auslandswerbung auch bereits umgestellt worden — daß der starke ausländische Passantenverkehr sich mehr in einen ständigen Kurbesuch umwandelt.

Keiner besonderen Darlegung bedarf es, daß der jetzige Zustand nicht als Abschluß, sondern nur als der Anfang des Aufbaues betrachtet werden darf. Der größte Teil der Arbeit ist noch zu tun, die Grundlagen sind jedoch geschaffen. Gewaltige Aufgaben hat die Zukunft der städtischen Verwaltung noch vorbehalten, Fragen und Probleme mannigfaltigster Art drängen sich auf und werden von den verschiedensten Seiten besprochen und beurteilt. Genannt seien hier nur die Kochbrunnenfrage, die Verkehrsregelung im Kurviertel, Eisenbahn- und Flugverkehr, Spiel, Schwimmbad, Sportplätze, die Fragen: Großstadt oder Kurstadt, Heil- oder Luxusbad u. a. m. Diese Fragen und Probleme seien hier nur erwähnt, ohne daß im Rahmen dieser Festnummer hierzu Stellung genommen werden könnte. Sie müssen ihre Lösung finden und die Lösung wird dann auch befriedigend

sein, wenn alle in Frage kommenden Stellen, amtliche und nichtamtliche, eingedenk des gemeinsamen Zieles vertrauensvoll zusammenarbeiten und wenn die Bevölkerung Wiesbadens und ihre Vertreter niemals die vornehmste Pflicht aus den Augen verlieren, die ihnen die Natur durch das herrliche Geschenk der seit Jahrtausenden in gleichbleibender wundervoller Kraft und Wirkung dem heimatlichen Boden entspringenden Quellen auferlegt hat:

Hüter und Mehrer zu sein dieses kostbaren Erbes auf ewige Zeiten zum Wohle nicht nur der Stadt und ihrer Bewohner, sondern der gesamten Heilung suchenden Menschheit!

Über das Wiesbadener Kurleben.

Von Kurdirektor Hofrat Dr. Hermann Rauch.

Heute sind 75 Jahre verflossen, seit das „Wiesbadener Tagblatt“ zum ersten Male in Erscheinung trat. Ein kleines Blättchen, bestehend aus 4 Seiten, ist das jetzt

den verschiedenen Reunions teil, aber von weltkurstädtischem Getriebe im heutigen Sinne ist noch nicht die Rede. Der Ruf: Wiesbadens nach außen hin

war in der damaligen Zeit hauptsächlich durch das Spiel begründet und oft war dieser nicht einmal gut, warnte doch ein Berliner Blatt („Berliner Pfenning-Blätter“) einstens ausdrücklich vor dem Besuch dieser Spielhölle und meinte, es sei schade um das herrlich gelegene Bad mit seinen heilsamen Quellen, „denn dorten seien vom letzten Croupier bis zum Kurdirektor alles Räuber und Diebe“. Trotz der für unsere Zeit einformigen Lebensweise — ich möchte einmal ein Kind des Berliner WW über das damalige Wiesbaden urteilen hören — ist Wiesbaden schon damals ein An-

Was soll man nun von dem heutigen Kurleben sagen, das in seiner Fülle und Mannigfaltigkeit und seinen Darbietungen in künstlerischer und gesellschaftlicher Art recht beweist, was aus Wiesbaden als Kurstadt geworden ist!

Ein Blick auf den Jubiläumsjahrgang des Tagblatts zeigt dies so recht. Da sieht man die Ankündigungen hochwertiger Veranstaltungen in den beiden Theatern, da lockt die einzigartige Tanzkunst der Anna Pawlowa oder anderer berühmter Tanzgrößen und Balletts ins Kurhaus, das vielleicht tags zuvor einen seiner berühmten Bälle oder ein Winterfest in seinen mit Blumen geschmückten Räumen veranstaltet hat. Die großen Zyklus-Konzerte bringen Berühmtheiten allerersten Ranges, Sterne erster Größe am Weltbühnen der Kunst. Literarische Vorträge der bekanntesten und bedeutendsten Dichter und Schriftsteller wechseln mit gehaltvollen philosophischen und populärwissenschaftlichen Vorträgen ab. Die Kurkapelle spielt meist 2—3 mal täglich und um den Kochbrunnen herrscht Sommer und Winter ein vielgestaltiges Leben. Die besondere Eigenart Wiesbadens ist es ja, daß es nicht nur ein Weltbad ist, sondern gleichzeitig auch eine Großstadt. Bad und Großstadt! Die Großstadt mit ihrer Einwohnerschaft bildet eben eine besondere Resonanz für die Darbietungen, die das Weltbad fordert, und liefert ein großes Auditorium für all das, was im Kurleben geboten wird. Künstlerisch und gesellschaftlich ergänzt sich so Kurort und Stadt, und während früher in dem kleineren Bade die Kurgesellschaft fast ein



Inneres des Kurhaussaales mit Spielstisch im Jahre 1840.

zu einer großen Zeitung ausgewachsene Tagblatt damals gewesen, und doch war es schon ein Spiegelbild der Wiesbadener Verhältnisse. Wenige längliche Ankündigungen zeigen, daß das Kurleben der damaligen Zeit an Ausmaß und Inhalt recht klein gewesen ist. Wiesbaden hatte 1852 noch nicht das durch den weißen und roten Saal erweiterte Kurhaus, es hatte noch keine Trink- und Wandelhalle um den Kochbrunnen. Die jetzige Kochbrunnen-Anlage, die von den damaligen Chronisten als eine äußerst geschmackvolle und vornehme Anlage gelobt wurde, ist erst im Jahre 1854 errichtet worden. Die Blumengärten vor dem Kurhause bestanden noch nicht, man ging von der Wilhelmstraße aus durch Wiesen zum „Konversationshaus“, auch die Promenaden am Warmen Damm waren noch nicht vorhanden gewesen. In dem „Konversationshaus“, zu dem jeder Kurgast Zutritt hatte und außerdem — wie es in einer damaligen Benachrichtigung stand — auch sonst jeder anständig aussehende Besucher, herrschte das Spiel, der eigentliche Lebensquell des damaligen Wiesbadens. Von einer Trinkkur ist kaum die Rede gewesen, obwohl in den Zeitungen schon in längeren Artikeln, betitelt „Die dringende Hebung unserer Kur“ auf die regelrechte Ausnutzung des Kochbrunnens und seiner Vorzüge zur Trinkkur hingewiesen wurde. Die Saison in Wiesbaden war ja nur während der Sommerzeit, und alles eben — wie bei den Saison-Bädern heutzutage — auf diese Jahreszeit zugeschnitten. Der Kurgast hatte seine schönen Wege, seine Bäder, konnte mit dem Esel auf den Neroberg reiten, genoß ab und

ziehungspunkt für die vornehmsten Kreise der Welt gewesen. In der Fremdenliste des Wiesbadener Tagblatts von 1852 liest man u. a. den Großfürsten-Chronfolger von Rußland usw., und zahlreiche Engländer und Russen prägen schon damals dem Bad den internationalen Stempel auf, den es als Weltkurstadt noch trägt.

Wenn man das „Wiesbadener Tagblatt“ im Laufe der Jahrzehnte verfolgt, so sieht man, wie das Kurleben Wiesbadens — genau wie das Lokalblatt — sich immer mehr vergrößert hat und weiter zunahm.

Daß Wiesbaden die große Krise, die Abschaffung des Spiels, durch Tatkraft und weite Voraussicht der leitenden Männer glänzend überwunden hat, zeigen z. B. die Berichte der Zeitungen von 1874, die von einer Anzahl großer, bedeutungs-



Die Wilhelmstraße im Jahre 1840.

geschlossenes Ganze bildete, ist es eben jetzt der Vorzug Wiesbadens, daß jeder hier so leben kann, wie er will, bemerkt oder unauffällig, sodaß auch die berühmtesten Persönlichkeiten und prominentesten Leute ein stilles und ruhiges Intognito wahren können. Eine besondere Note in das Kurleben Wiesbadens bringen außer den großen Sportveranstaltungen — Auto-, Tennis- und Tanz-Turniere — auch die zahlreichen Kongresse, die das Badepublikum mit einer Fülle von eigenartigen Persönlichkeiten und Berühmtheiten durchsehen. Ein Beispiel dafür ist der große Kongress für innere Medizin, der für Wochen das Leben Wiesbadens besonders beherrscht.

Daß auch die herrliche Umgebung Wiesbadens und Vater Rhein den Gästen unserer schönen Taunusstadt bekannt wird, dafür sorgen Auto- und Rheinfahrten.

So gehen Kunst und Natur Hand in Hand, um unserer schönen Stadt ein eigenartiges Gepräge zu geben, das kein anderer Badeort hat.

Wie sich nun Wiesbaden, das sich jetzt bis zum Rhein hinausbreitet, als Kurort in der Zukunft in den nächsten 25 Jahren gestaltet, darüber des längeren zu plaudern, habe ich beim 100jährigen Jubiläum des Tagblatts die feste Absicht. Ich bin aber jetzt schon des festen Glaubens und der festen Zuversicht, daß Wiesbaden, begabt mit den Reizen der schönen Natur und ausgestattet durch alle Fortschritte der Technik und der Zivilisation, ein Weltbad bleiben wird, daß sein Kurleben von deutscher Gesittung und Kultur stets durchleuchtet und erwärmt wird, daß der Kochbrunnen, der schon Jahrtausende sprudelt und Brühhafte heilt, der Böller verschwinden und kommen sah, deutsche und ausländische Gäste in Frieden und Einigkeit hier seinen heilsamen Trunk schöpfen sehen wird und am freien Rhein, in einem einigen, freien Deutschland Mittelpunkt eines großen kosmopolitischen Kurlebens sein wird!



Der Kochbrunnenplatz um 1850.

zu am Kochbrunnen die Darbietungen einer kleinen Kapelle, durfte im Konversationshaus an den Künsten eines Zauberers (Bellachini) oder eines Mimikers (Schulze), eines Sängers usw. sich erquicken, nahm an

ortes wird durch englische und amerikanische National-Konzerte betont. Es finden auch schon große Sinfoniekonzerte statt, kurzum, ein großer Aufschwung gegen früher!

Die Heilquellen Wiesbadens.

Von Dr. med. E. Rassenstein.

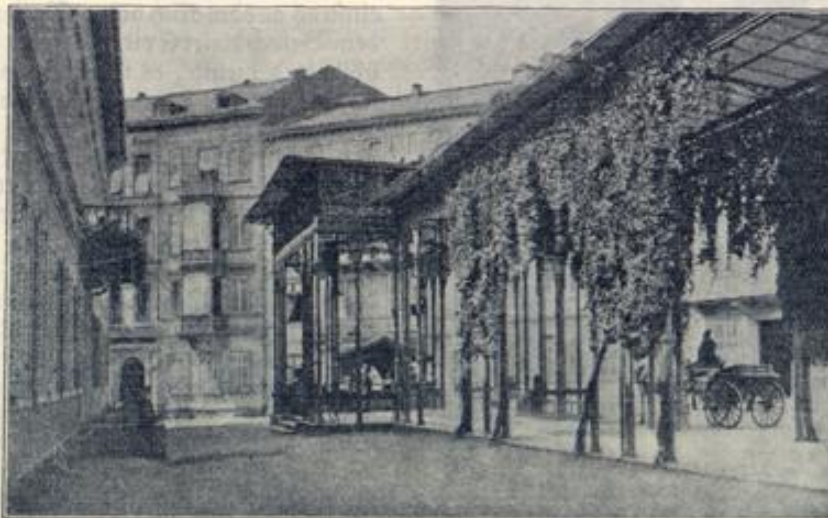
Untrennbar verbunden mit der Geschichte Wiesbadens und seiner Kultur sind seine Heilquellen, unlösbar verknüpft mit seiner wirtschaftlichen Entwicklung, seinem Weltruf und seiner Weltgeltung. Mögen auch Tausende nach Wiesbaden eilen, getrieben von der Sehnsucht nach dem sagenumwobenen, romantikumwehten Rhein, mögen Abertausende hierher wandern, um die schönen Taunuswälder oder den ewig jungen Reiz des Lurus und des frohen Lebens zu genießen, der größte Teil der Gäste, die Wiesbaden aus aller Herren Länder in seinen Mauern birgt, kommt zu den Heilung spendenden Quellen, die seit Jahrtausenden als ein gütiges Geschenk für die leidende Menschheit aus tiefem Erdinnern hervorbrodeln.

Die Wiesbadener Heilquellen gehören zur Gruppe der warmen einfachen Rochsalzquellen. Man nimmt an, daß ihr Ursprung im südlichen Abhang des Taunusgebirges liegt, von wo sie zur Stadt fließen, um auf einem eng begrenzten Raum durch tief in das Erdinnere hinabreichende Spalten zu Tage zu treten. Aus der Temperatur der Quellen, die beim Kochbrunnen 65° Cels. beträgt, kann man die Tiefe der Quellen auf 2000 Meter berechnen. Geologisch entspringen sie an der Grenze von Taunus-schiefer und Diluvialschichten. Die Entstehung einer Mineralquelle hat man sich etwa so vorzustellen: Im Innern der Erde befindet sich ein glutflüssiger Gesteinsbrei, Magma genannt, der außer den Mineralien der Lava viele Salze und Gase enthält, die durch hohen Druck in innigster Vermengung gehalten werden. Durch Druckverminderung beim Emporsteigen dieses Magma werden Gase und Salze frei und der Wasserdampf wird zu Wasser kondensiert. Auf dem Wege nach der Erdoberfläche laugen nun diese Quellen noch die in den verschiedenen Erdschichten lagernden Chemikalien aus und nehmen sie in sich auf. Die Mineralwässer sind also hauptsächlich vulkanischer Natur. Sie zeichnen sich durch große Gleichmäßigkeit der Ergiebigkeit, der Temperatur und chemischen Bestandteile aus.

Es gibt in Wiesbaden 27 Quellen, von denen der Kochbrunnen, die Adlerquelle und die Schützenhofquelle in städtischem Besitz sind, die anderen im Besitz von Hotels, „Badhäuser“ genannt. Die ergiebigste Quelle ist der Kochbrunnen mit einer täglichen Leistung von 5242 hl bei etwa 20 000 hl für alle Quellen. Er liefert das Wasser für die Trinkhalle und mehrere Hotels, während die Adlerquelle hauptsächlich dem städt. Kaiser-Friedrich-Bad dient, das nicht nur wegen seiner her-

vorragenden Bäderanlagen und wegen der Reichhaltigkeit seiner sonstigen physikalischen Einrichtungen das Vollkommenste, sondern wegen seines prunkvollen Glanzes auch das schönste Badehaus der Welt genannt werden kann.

Der wesentlichste Bestandteil der Wiesbadener Quellen ist das Kochsalz (6,8 g im Liter), daneben noch Chlor- und Schwefelverbindungen des Kalium, Calcium und Magnesium, ferner Lithium, dem eine



Kochbrunnen mit Trinkhalle (um 1880).

stark harnsäurelösende Wirkung zugesprochen wird, und Eisenoxydul- und Manganverbindungen, die nach neuesten Forschungen von E. Fresenius auch in geringster Menge als sogenannte Katalysatoren bedeutende chemische Wirkungen entfalten, d. h. daß sie durch ihre bloße Gegenwart, ohne sich selbst zu verändern, die Geschwindigkeit des Ablaufes chemischer Reaktionen beeinflussen können. Was die Frage betrifft, wie man sich die Wirkung der Mineralquellen zu erklären habe, so hat es erst in unserer Zeit die physikalische Chemie vermocht, einiges Licht in diese überaus schwierigen Probleme zu bringen. Den balneologischen Forschungsinstituten, die in allerneuester Zeit in verschiedenen Badeorten, so auch in Wiesbaden, errichtet wurden, wird es vorbehalten bleiben, durch Experiment und Praxis diese Fragen weiter zu klären. Im Wesentlichen beruht die Heilwirkung der Mineralquellen auf der Temperatur, der allgemeinen Wasser- und Salzwirkung und der spezifischen Wirkung der in der Quelle enthaltenen Chemikalien. Im Einzelnen hierauf ein-

zugehen, würde den Rahmen dieser Arbeit überschreiten.

Das Hauptindikationsgebiet der Wiesbadener Thermen, die in Form von Bädern, Trinkkuren und Inhalationen angewandt werden, waren immer rheumatische und gichtische Erkrankungen, vornehmlich der Gelenke, Muskeln und Nerven. Besonders die harnsäurelösende Wirkung der Quellen ist hervorragend und experimentell und durch reiche Erfahrungen erwiesen. Dabei vermögen die Quellen nicht nur eine Heilung bestehender Beschwerden zu bewirken, sondern bringen den Kurgebranchenden auch auf längere Zeit eine große Widerstandsfähigkeit gegen neue Schädigungen. Nicht minder erfolgreich sind die Wiesbadener Thermen bei der Behandlung der Katarre sowohl der Luftwege, wie des Magen-Darmkanals, der Leber- und der Gallenwege, wohlbekannt die Erfolge bei Neuralgien und der günstige Einfluß auf Lähmungen durch Schlaganfall und Rückenmarksleiden. In der Kriegszeit haben sie ihre vorzügliche Wirkung in der Nachbehandlung von Knochenbrüchen und Wunden erweisen können. Auch Frauenkrankheiten, Hautkrankheiten und Erkrankungen der Harnorgane werden günstig beeinflusst.

So kann und wird die Bäderstadt Wiesbaden, dank der hervorragenden Wirkung seiner Thermalquellen und seiner unvergleichlichen Kureinrichtungen weiter ihren Platz unter den Bädern der Welt behaupten. Und wenn schon vor 2000 Jahren reiche Römer den weiten Weg wanderten, um in den Aquis Mattiacis Heilung für ihre Gebrechen zu suchen, wenn über die Wandlungen von Jahrhunderten hinweg der Ruf Wiesbadens als Bäderstadt sich erhalten und sein Bäderwesen gerade in den letzten Jahrzehnten eine ungeahnte Vervollkommenung seiner Einrichtungen, einen ungeheuren Aufschwung seiner wirtschaftlichen Entfaltung erfahren hat, so wird auch noch in fernen Zeiten, mag auch das Weichbild der Stadt im Strom der Zeit sich immer mehr industriell entwickeln, im Herzen Wiesbadens der Quellgeist seine Zauberkraft bewahren und spenden. Allen Gewalten zum Trotz, unbekümmert um alles Geschehen und allen Wechsel der Welt, werden Wiesbadens Heilquellen den ruhenden Pol seiner Geschichte und seines Geschicks bilden und in ihrer ewigen Gleichmäßigkeit und unveränderten Wirksamkeit alle Zeit die nie versiegenden Leiden der Menschen mildern und heilen.

Verkehrsluftfahrt.

Von Major a. D. Joseph Humann.

Das Motorflugzeug ist nunmehr endgültig in die Reihe der Verkehrsmittel übernommen und hat im Laufe der rückliegenden Jahre seine Existenzberechtigung neben den anderen erdgebundenen Verkehrsmitteln innerhalb der Verkehrswirtschaft zur Genüge bewiesen. — Die wirtschaftliche Entwicklung einer Stadt, bezw. eines Wirtschaftsbezirks, steht mit der Ausbildung seines Verkehrs in innigem Zusammenhang. Während vor dem Kriege die Grenzen der Wirtschaftsbezirke durch die zunehmende Industrialisierung bestimmt wurden, macht der die Bezirke verbindende Handel heute schnelle Verkehrslinien zur Voraussetzung seines Gedeihens. Die Vertretung der Interessen einer geordneten Verkehrswirtschaft liegt heute hauptsächlich in den Händen der Staaten und der Kommunen. Demgemäß haben sich die Kommunen, zu deren Arbeitsbereich Straßen- und Wegebauunterhaltung für Kraftwagen- und sonstigen Verkehr schon gehört, dieses neuen Verkehrsmittels, des Luftverkehrsflugzeuges, anzunehmen und entsprechend der voraussehbaren Entwicklung rechtzeitig Vorseorge zu treffen, daß die praktische Weiterentwicklung nicht an ihnen vorübergeht.

Die Verkehrs- oder Handelsluftfahrt umfaßt das Gebiet der gewerbsmäßigen, also auf eine Einnahme hinielenden Beförderung von Personen, Gepäc, Post und Fracht durch Luftfahrzeuge, wobei allerdings zur Zeit nur dem Motor-Drachenzug eine verkehrswirtschaftliche Bedeutung zugesprochen werden kann. Wenn auch Sportluftfahrt und Militärluftfahrt wegbahnend für die Verkehrsluftfahrt in der flugtechnischen Entwicklung gewirkt haben, so muß man sich doch stets bewußt bleiben, daß beide in jeder Beziehung sich wesenfremd zu dieser verhalten. Der sportliche Reizehrgeiz, bezw. das militärische Muß, verlangen einen anderen

technischen Aufbau der Motorflugzeuge als das Wollen unserer Luftverkehrsgeellschaften, einen höchstmöglichen wirtschaftlichen Nuzeffekt zu erreichen. Unbeschwert durch die Forderungen der Militärluftfahrt, da diese durch den Versailler Vertrag für Deutschland verboten ist, konnten die deutschen Flugzeugfirmen bei ihren Konstruktionen in weitgehendem Maße das verkehrswirtschaftliche Interesse in den Vordergrund stellen.

Diesem Umstand hat es Deutschland neben seiner hervorragenden luftverkehrsgeographischen Lage zu danken, daß es heute in bezug auf den Ausbau seines Luftverkehrs an der Spitze sämtlicher Staaten steht, und daß der Umfang seines Flugnetzes sowohl als auch die Benutzungsstärke auf den in Betrieb befindlichen Linien von Jahr zu Jahr sich anscheinlich steigert. Während im Jahre 1923 bei insgesamt 700 000 km täglich 10 000 km geflogen und 8500 Personen sowie 44 Tonnen Flugfracht befördert wurden, steigerten sich diese Zahlen im Jahre 1924 auf 1 500 000 km insgesamt und täglich 15 000 km bei 13 500 Fluggästen sowie 33 Tonnen Flugfracht, im Jahre 1925 auf 5 000 000 km insgesamt und täglich 35 000 km bei 55 000 Fluggästen sowie 808 Tonnen Flugfracht, im Jahre 1926 auf 6 541 153 km bei 41 134 flugplanmäßig durchgeführten Flügen und 84 534 Fluggästen sowie 1 056 834 Tonnen Flugfracht und 550 851 Tonnen an Zeitungen und Post. Im Jahre 1927 weist der regelmäßige Luftverkehr bei allen Gesellschaften, die gewerbsmäßig Fluggäste und Flugfrachten befördern, eine bedeutende Steigerung auf. So wurden allein bei der Deutschen Luft Hansa im Juni 1927 insgesamt 14 775 Fluggäste befördert gegenüber 11 281 im Monat Mai und gegenüber 7153 im Monat Juni 1926. Im Juni wurden außerdem von der D. L. H. befördert 121 078 kg Gepäc, 39 689 kg

Fracht und 61 473 kg Post und Zeitungen. Zurückgelegt wurden in gleicher Zeit 1 150 000 km im flugplanmäßigen Dienst, welche Entfernung einer etwa 30maligen Umfliegung des Äquators an den 25 Flugtagen des Juni entspricht.

Aus statistischen Feststellungen ist die für die Weltkurstadt Wiesbaden besonders bemerkenswerte Tatsache zu entnehmen, daß der Bäderflugverkehr eine hervorragende Stellung in bezug auf die Frequenz einnimmt. Es muß immer wieder betont werden, daß nicht allein der geschäftlich interessierte Kaufmann und Industrielle das Raum und Zeit überbrückende Flugzeug benutzt und deshalb vom F.-D.-Zug und Kraftwagen in das Flugzeug hinübergestiegen ist, sondern daß auch das in seiner Lebenshaltung höher einschätzende qualifizierte Bäderpublikum mit besonderer Vorliebe den Flugweg benutzt. Während im Jahre 1926 die Handelsstrecken Berlin-Breslau mit 30%, Berlin-Röln mit 25%, Berlin-Leipzig mit 35% belegt waren, hatten die Bäderstrecken Westerland-Flensburg 82%, Salzburg-Reichenhall 51%, Salzburg-München 57%, Helgoland-Bremerhaven 41%, Borkum-Dortmund 73% und Essen-Norderney 65% an Belegung aufzuweisen. Deshalb berechtigt die Einrichtung des Luftverkehrs für die Weltkurstadt Wiesbaden zu den weitgehendsten Hoffnungen in bezug auf die Inanspruchnahme.

Für eine sichere Durchführung der Verkehrsluftfahrt sind die Bodenorganisation und die Streckenorganisation von ganz besonderer Wichtigkeit. Leider ist eine einheitliche Regelung für die Organisation der Flugstrecke, für die Flugsicherung, noch nicht in Angriff genommen. Vorläufig werden hier die notwendigen Arbeiten teils von den die Strecke besiegenden Luftverkehrsgeellschaften, teils von den an den Strecken

interessierten Flughäfen übernommen. Anzustreben ist die Schaffung einer besonderen Organisation für die Flugsicherung, die das ganze zuständige Reichsgebiet in eine Art Blocksystem für die ganze Luftfahrt, also auch den Freiballon- und Motorflugzeugsport, in Betreuung übernimmt. Diese Lufttraumsicherung muß sich bei der Einteilung auf das vorhandene Längen- und Breitengradnetz stützen, muß in gleichem Sinne die Flugartenfrage lösen und die von einem Reichswetterdienst zu empfangenden Nachrichten blockweise funktentelegraphisch an die Luftfahrer weiterleiten.

Unter Bodenorganisation versteht man die Anlegung von Flughäfen und von Notlandeplätzen. Meines Erachtens ist es Pflicht einer jeden größeren Kommune, der Luftfahrt einen Platz für Anflug- und Abflugzwecke zur Verfügung zu stellen. Eine andere Frage ist es, ob jede Kommune heute schon bemüht sein soll, einen Anschluß an das allgemeine Luftverkehrsnetz zu finden; hierzu ist die Feststellung notwendig, ob, wie z. B. in Wiesbaden, der Kur- und Fremdenwerbungsfaktor in richtiger Beziehung steht zu den zu leistenden Zuschüssen aus den allgemeinen Steuererträgen. Die vorsorgliche Bereitstellung eines Platzes sollte aber keinesfalls vermieden werden, und wenn es auch zuguterlegt nur einer planmäßig durchgeführten Bodenvorratswirtschaft zu gute kommt. Für den Flugplatz selbst ist von größter Bedeutung das eigentliche Flugfeld, das bei einem Durchmesser von 600 bis 1000 m vollkommen eben und ohne jedes Hindernis sein soll. Der An- und Abflug soll in jeder Himmelsrichtung und zwar stets gegen den Wind, der durch einen Rauchofen angezeigt wird, gewährleistet sein. Das Flugfeld darf nur von der Luftpolizei betreten werden, die entsprechend der Windrichtung den An- und Abflug be-

stimmt. Außerhalb des Flugfeldes liegt der Flughof, in welchem die Verwaltung des Flughafens und der Luftverkehrsgesellschaften untergebracht ist. Zur eigentlichen Luftverkehrsverwaltung gehören die Räume für die Flug- und Streckensicherung mit Flugpolizei, Wetter-, Funker- und Kartendienst, die Räume für die Ausgabe von Flugscheinen sowie für Annahme von Fluggepäck, Flugpost und Flugfracht, sowie die Aufenthalts- und Erfrischungsräume für Fluggäste und fliegendes Personal. Der Flughof kann außerdem in beschränktem Maße als Aufenthalts- und Erfrischungsort für Zuschauer dienen, hierbei ist aber Bedacht darauf zu nehmen, daß diese Räume gegen die eigentlichen Diensträume hin weitgehend getrennt sind. Wasraum, Sanitätsraum und Ruheraum dürfen in der ganzen Planung nicht vergessen werden. Als Krönung dient ein Turm, der der Luftpolizei Sicht sowohl auf das Flugfeld, den Flugsteig, die Flugwerft als auch weit in die Flughafenzone hinein bietet. Vom Flughof zum Flugfeld führt der Flugsteig, auf welchem das Flugzeug von der Flugwerft her zwecks Abfertigung der Fluggäste, des Fluggepäcks, der Flugpost und der Flugfracht vorrollt. Der Flugsteig ist eine betonierte Fläche und soll das Herankommen an das Flugzeug erleichtern. Vom Flugsteig aus wird das Flugzeug zum Flugfeld hin entlassen.

Die Flugwerft mit Werfthof, Werfthalle, Werthof und Werfthof dient der Unterbringung, Fertigstellung, Instandhaltung und Instandsetzung der Flugzeuge durch die Luftverkehrsgesellschaften, die den Luftverkehr vom Flughafen aus betreiben. Von der betonierten Fläche des Werfthofes aus führt ein Rollsteig zum Flugsteig. Die Flugwerft soll von den anderen Gebäudeteilen des Flughafens getrennt liegen, eigene Zufahrtsstraßen

besitzen und nach Möglichkeit mit Bahnanschluß versehen sein. Die Flugwerft soll als rein technische Betriebsstätte seitwärts rückwärts des Flughafens liegen; die Verbindung zum Flugfeld soll nur über den Roll- und Flugsteig, der allein nur die Peripherie des Flugfeldes berühren darf, sichergestellt sein. Während die Werfthalle die Lagerräume für Flugzeug- und Motorersatzteile enthält, muß die Werfthalle Diensträume für den Werfleiter und die Flugzeugwarte enthalten. Der richtigen Lage der Sanitstellen, der guten Unterbringung von Heizungs- und Lüftungsanlagen, sowie der Zuführung von Wasser, Licht, Kraft und der Beseitigung der Abwässer usw. ist besonderes Augenmerk zu schenken.

In welchem Umfange die technischen Bauten zur Ausführung gelangen sollen, wird im allgemeinen von der Zahl der An- und Abflüge und von der Benutzungsziffer abhängig sein. Bei der Vornahme von Bauten wird man jedoch stets Rücksicht nehmen auf eine zukünftig erhoffte Zunahme des Luftverkehrs und die Gesamtplanung derart herstellen, daß eine Erweiterung und Ergänzung der Anlagen zu jeder Zeit möglich ist.

Da mit dem 1. September 1927 die vollkommene Freigabe der ehemaligen Rennbahn Erbenheim zwecks Anlegung eines Luftverkehrslandeplatzes erfolgt ist, wird hoffentlich ein milder Winter die Durchführung der Bauarbeiten derart fördern, daß mit Beginn des Sommerflugplans am Ostermontag, den 9. April 1928, die Landung des ersten Verkehrsflugzeuges erwartet werden kann. Die Tatsache des Vorhandenseins eines Flugplatzes und des Verbundenseins mit dem europäischen Luftverkehrsnetz wird hoffentlich einen weiteren Kur- und Werbefaktor der Weltbadestadt Wiesbaden darstellen.

Schule und Bildungswesen in Wiesbaden.

Von Stadtrat Dr. Osterheld.

Der Entwicklung ihres Schulwesens hat die Stadt Wiesbaden von jeher größte Aufmerksamkeit und Sorgfalt gewidmet. Im laufenden Schuljahr zeigt es folgenden Aufbau:

A. Volksschulen:

- 9 8klassige Volksschulsysteme,
 - 1 4klassiges Volksschulsystem (Mainzer Straße) und
 - 1 1klassiges Volksschulsystem (Klarental) mit zusammen 170 Lehrkräften in der Alt-Stadt,
 - 4 8klassige Volksschulsysteme mit zusammen 60 Lehrkräften in Wiesbaden-Viebrich,
 - 1 8klassiges Volksschulsystem mit zusammen 15 Lehrkräften in Wiesbaden-Eichersheim,
 - 1 8klassiges Volksschulsystem mit 9 Lehrkräften in Wiesbaden-Sonnenberg,
 - 1 Hilfsschule mit 8 Klassen und 8 Lehrkräften in Alt-Wiesbaden,
 - 1 Hilfsschule mit 5 Klassen und 5 Lehrkräften in Wiesbaden-Viebrich.
- Die Gesamtzählerzahl beträgt: 9367, darunter 4836 Knaben, 4531 Mädchen, davon 6084 Protestanten, 2993 Katholiken, 125 Israeliten, 165 Dissidenten.

B. Mittelschulen:

- 4 6klassige Systeme (je 1 für Knaben und Mädchen, 2 gemischte) mit 65 Lehrkräften und 1442 Schülern (innen), darunter 749 Knaben, 694 Mädchen, davon 956 Protestanten, 445 Katholiken, 21 Israeliten, 21 Dissidenten.

C. Höhere Schulen:

- 1 Reform-Realgymnasium mit Realschule (in der Dranienstraße) mit 23 Lehrkräften und 449 Schülern,
- 1 Oberrealschule (am Zietenring) mit 22 Lehrkräften und 367 Schülern,
- 1 Reform-Realgymnasium mit Oberrealschule (Riehlstraße in Wiesbaden-Viebrich) mit 20 Lehrkräften und 326 Schülern,
- 1 Studienanstalt (realgymnasialen Charakters, Lyzeum I am Schloßplatz) mit 26 Lehrkräften und 448 Schülerinnen,
- 1 Oberlyzeum (Lyzeum II am Beseplatz) mit 22 Lehrkräften und 365 Schülerinnen,
- 1 Lyzeum in Wiesbaden-Viebrich mit 10 Lehrkräften und 140 Schülerinnen,
- 1 Frauenschule mit angegliederten Lehrgängen für technische Lehrerinnen (Hauswirtschaft, Nadelarbeit und Turnen) sowie für Kindergärtnerinnen mit 22 hauptamtlichen Lehrkräften und 254 Schülerinnen.

Dazu treten an staatlichen Schulen:

- 1 Hum. Gymnasium mit reform-realgymnasialem Zug,
 - 1 Realgymnasium (alten Stils),
- ferner an staatlich anerkannten Privatanstalten: das Lyzeum Schauf sowie das der Engl. Fräulein.

D. Berufs- und Fachschulen:

- 1 gewerbliche Berufsschule mit 37 hauptamtl. Lehrkräften und 3398 Schülern(innen),
 - 1 kaufmännische Berufsschule mit 19 hauptamtl. Lehrkräften und 1165 Schülern(innen),
 - 1 hauswirtschaftliche Berufsschule mit 12 hauptamtl. Lehrkräften und 894 Schülerinnen,
 - 1 zweijährige Handelsschule mit 13 hauptamtl. Lehrkräften und 113 Schülern(innen),
 - 1 einjährige höhere Handelsschule mit 9 hauptamtl. Lehrkräften und 85 Schülern(innen),
 - 1 Handwerker- und Kunstgewerbeschule mit 13 hauptamtl. Lehrkräften, 60 Vortages-, 124 Gast- und Halbtageschülern(innen) und 352 Abendchülern(innen).
- Alle städtischen und staatlichen Schulen haben simultanen Charakter.

Die Volksschulen sind weitgehend differenziert. Neben der Hilfsschule, die durch Sonderbehandlung der schwachfirmigen Kinder ein zugleich soziales und charitatives Werk vollzieht, sind Förderklassen für die Normal schwachen, die Sorgenkinder der Hauptklassen, sowie für solche Schüler eingerichtet, die durch lange Krankheit oder sonstige ungünstige Verhältnisse mit den Schülern der Hauptklassen nicht gleichen Schritt zu halten vermögen. Arbeits tempo und Arbeitsweise passen sich ihren schwachen Kräften an. Neben diese negative Schülerauslese tritt eine positive in der Weise, daß besonders befähigte Volksschüler(innen) vom sechsten Schuljahre an in englischen und französischen Sprachkursen gefördert werden; für künstlerisch befähigte Schüler sind besondere Kurse bei der Handwerker- und Kunstgewerbeschule eingerichtet.

Die Mittelschulen arbeiten nach den neuen Bestimmungen vom 1. 6. 1925 und zwar nach deren Plan I u. III. Sie sind 6klassige Schulen, die auf der 4jährigen Grundschule aufbauen, und verfolgen ein auf das praktische Leben gerichtetes Eigenziel. Sie haben die Berechtigung zur Erteilung des Zeugnisses der mittleren Reife.

Die Betreuung der Volks- und Mittelschulen sowie die Aufsicht über dieselben obliegt der Schuldeputation.

Die höheren Schulen haben durch die in den letzten Jahren durchgeführte Schulreform eine weitgehende Typisierung erfahren. Alle städtischen höheren Schulen beginnen mit einer modernen Fremdsprache, die hier für alle Schulen gleichmäßig das Französische ist; mit Latein fängt an von den städtischen Anstalten das Reform-Realgymnasium und die Studienanstalt in U III, die Riehlstraße in U II. Oberrealschule und Oberlyzeum lehren Latein wahlfrei von U II ab. Da weite Teile Deutschlands mit Englisch als erster moderner Fremdsprache beginnen, so klassiert für die zuziehenden Schüler solcher Anstalten hier noch eine bedenkliche Lücke. Sollten die Bemühungen des Deutschen Städtetages, Einheitlichkeit in dieser Richtung zu schaffen, erfolglos bleiben, so müßte auch hier im Interesse der

Freizügigkeit, die für Wiesbaden als Wohnstadt von besonderer Bedeutung ist, durch organisatorische Maßnahmen Abhilfe geschaffen werden.

Der in den letzten Jahren erfolgte Ausbau der städtischen Frauenschulen hat die Unterlassungsfünden, die — übrigens allgemein — in früherer Zeit auf dem wichtigen Gebiete der Mädchenbildung be gangen worden sind, nach Möglichkeit gutgemacht. Begreiflicherweise sind die Dinge auf diesem Gebiete noch im Fluß.

Patronatsbehörde für die höheren Schulen ist der auf Grund der Verwaltungsordnung vom 1. 10. 18 eingerichtete Schulausschuß für die höheren Schulen.

Die Berufs- und Fachschulen sind sachlich derart durchgegliedert, daß für jeden Berufszweig eine besondere Fachklasse vorhanden ist. Die Meisterlehre findet ihre Ergänzung in den Schülerwerkstätten, die in den letzten Jahren einen erfreulichen Ausbau erfahren haben. Die Pflicht zum Besuche der Berufsschulen ist durch Ortsstatut vom 19. Februar bzw. 19. April 1926 auf alle nicht mehr volksschulpflichtigen, im Bezirke der Stadt beschäftigten oder wohnhaften Jugendlichen beiderlei Geschlechts unter 18 Jahren ausgedehnt worden. Der Unterricht wird in 3 aufsteigenden Jahresklassen erteilt, so daß die Berufsschulpflichtigen die Schule in der Regel 3 Jahre lang zu besuchen haben.

Die Unterrichtszeiten sämtlicher Berufsschulklassen fallen in die Tagesstunden, so daß körperliche und geistige Frische der Schüler einen Erfolg verbürgen.

Den besonders wichtigen Interessen von Handwerk und Gewerbe dient die Handwerker- und Kunstgewerbeschule, jenen der Kaufmannschaft die Handels- und höhere Handelsschule, der eine Fachschule für Drogisten angeschlossen ist. Erstere umfaßt eine allgemeine Abteilung mit kunstgewerblichen und technischen Vorklassen, eine kunstgewerbliche Fachabteilung mit Fachklassen für Schreiner und Innenarchitekten, Dekorationsmaler, Werbegrafiker, Mode sowie künstlerische Frauenarbeiten, eine hausgewerbliche Abteilung mit 2 aufsteigenden Jahresklassen und schließlich eine Abteilung für Maschinenbau und Elektrotechnik. In Abendklassen ist allen denen, die tagsüber aus beruflichen Gründen am Unterricht nicht teilnehmen können, Gelegenheit zur Vervollständigung ihrer Ausbildung für Kunstgewerbe, Handwerk oder Industrie gegeben. Sonderkurse dienen zur Weiterbildung der in der Praxis stehenden Handwerker und der Vorbereitung auf die Meisterprüfung. Die an den Handelslehranstalten eingerichteten Abendlehrgänge stellen sich in den Dienst der nicht mehr berufsschulpflichtigen Kaufleute, die ihre handels-technische, volkswirtschaftliche, rechtliche und sprachliche Bildung zu erweitern bestrebt sind.

Die Interessen aller Berufs- und Fachschulen nimmt die Berufsschuldeputation wahr; besondere

Fachausschüsse stellen die Verbindung mit der Praxis her.

Das innere Leben aller Schulen ist beherrscht von den pädagogischen Reformgedanken unserer Zeit. Im Geiste Pestalozzis ist man allenthalben bemüht, die Schularbeit vom Kinde aus zu gestalten. Zwar ist der Arbeitsunterricht noch nicht Tatsache, überall aber umfichtig angestrebtes Ziel. Lehrerfortbildungskurse und Schulausstattung, die immer mehr den neuzeitlichen Anforderungen gerecht wird, ebnen ihm die Wege. Der Erziehungsgedanke steht unverändert an erster Stelle. Die äußere Ausstattung der Schulen sucht den Forderungen der Kunstsziehung gerecht zu werden. Leider müssen immer noch 5 Schulgebäude Zwecken der Besatzung dienen. Der Bau eines neuzeitlichen Volksschulgebäudes in Verbindung mit dem an sich bedauerlichen, recht erheblichen Schülerrückgang hat die vorübergehend bestandene katastrophale Schulsituation wesentlich gemildert. Andererseits freilich hat der erwähnte Schülerrückgang die Auffrischung des Lehrkörpers, namentlich unserer Volks- und Mittelschulen, verhindert und die Junglehrernot verschärft. Es darf aber gesagt werden, daß die Stadt sich gerade der Junglehrer in besonderem Maße angenommen hat. — Die Not unserer Zeit hat den Aufgabenkreis der

Schule, der früher auf die unterrichtliche und erziehlische Förderung der Schüler beschränkt war, nach der sozialen Seite gewaltig erweitert. Diesen neuen Aufgaben, die auch in finanzieller Hinsicht von nicht zu unterschätzender Tragweite sind, hat sich die Stadt nicht entzogen. Die Ausdehnung der schulärztlichen Fürsorge auf alle Schulen, die Einrichtung der Schulzahnklinik, der orthopädischen Turnkurse, der Ferien- und Schloßbergkurse, der Schülerspaziergänge, der Schülerspazierfahrten, der Sprachheil- und Schwerhörigenkurse, des Schwimmunterrichts, die Verbringung der Kinder in Landaufenthalte und in Solbäder, die Bereitstellung von Lernmitteln für arme Kinder und von Erziehungsbeihilfen für besonders begabte, aber minderbemittelte Schüler usw. dürfen als Beweis dafür angeführt werden.

Auf dem Gebiete des freien Bildungswesens verdienen besondere Hervorhebung die Volkshochschule, die trotz der schwierigen Probleme, die die Erwachsenenbildung in sich schließt, in erfreulicher Entwicklung begriffen ist, sowie der Volksbildungsverein, der durch seine 5 Volksbibliotheken, seine Volkslesehalle, seine 4 Kinderlesehallen und als Herausgeber der „Wiesbadener Volksbücher“ auf weite Kreise einen tiefgehenden Einfluß ausübt. Nicht unerwähnt dürfen auch bleiben Volksbühnenbund und Bühnen-

volksbund, sowie die Gesellschaft zur Bekämpfung von Schmutz und Schund.

Auch diese Bildungseinrichtungen genießen den Schutz der Stadt und haben ihren Zusammenschluß im städtischen Volksbildungsamt gefunden.

Diese kurze Übersicht dürfte erkennen lassen, daß das städtische Schulwesen auf einer achtungsvollen Höhe steht, zugleich aber auch die Erklärung in sich enthalten für die hohen Lasten, die die Stadt für ihr Schulwesen aufzubringen hat. Beträgt der städtische Zuschuß im laufenden Jahre doch nicht weniger denn 3 019 000 Mk.! Dieser zeigt allerdings auch, daß der längst geforderte schulische Lastenausgleich zwischen Reich, Staat und Gemeinden zu einer der brennendsten Tagesfragen geworden ist und ehestens verwirklicht werden muß, sollen schwere Rückschläge vermieden werden. Möchten sie unserer Stadt, die so schwer um ihren Wiederaufbau ringt und die ihrer ganzen Struktur nach eines blühenden Schulwesens bedarf, erspart bleiben! Möge Deutschland auch in der Folge seinen höchsten Stolz darin erblicken, Land der Schulen zu sein; mögen seine Schulen Pflanzstätten bleiben des Nationalstaates im Sinne und Geiste der Reichsverfassung, zugleich aber auch Pflegestätten des großen Menschheitsgedankens!

Elternhaus und Schule.

von Magistrats-Schulrat Wih. Kider.

Die Götter, von denen die Menschen ihr Schicksal leiten, wirklich leiten lassen, wechseln; nicht die, zu denen sie beten. Eine Zeitlang heben sie sich selbst auf den Altar; manchmal eine Führerpersonlichkeit oder auch eine Göttin; dann wieder Gold oder Ruhm usw. Im Anfang des Lebens spielen die Eltern die Götterrolle. Die Kinder erwarten mit Sicherheit von ihnen die Erfüllung so kleiner Wünsche wie etwa, den Mond zum Spielen vom Himmel holen, einen richtigen Eisenbahnzug zu kaufen, lästige Schmerzen sofort zu beseitigen. Im 6. Lebensjahr werden die Eltern schmählich entthront von der Schule, von dem Herrn Lehrer. Gegen den Einwand: „So hat's der Lehrer gesagt!“ „So will er's haben!“ kommt keine Redegewandtheit und kein Machtmittel der Eltern mehr auf. Das ist nicht so verwunderlich; denn die Menge der Untertanen ist bei dem neuen Gott bedeutend größer als zu Hause. Und wie werden sie von ihm regiert! Sie reden und schweigen, kommen und gehen, lachen und weinen nach seinem Sinn. Sogar der 3-Punkt muß genau da stehen, wo er es haben will. Die Eltern lassen sich diese Entsetzung meist als unvermeidlich, als weiteren Schritt in der Loslösung der Frucht vom Baume gefallen. Es war ja nicht das erste Mal, daß sie in dem kleinen Wesen das Streben spürten, selbst etwas zu sein, das Dasein ohne unnötige Rücksicht auf andere nach Lust und Neigung sich einzurichten.

Aber noch sind die Kinder im Elternhause, noch folgt ihnen der besorgte Blick der Mutter, noch finden die Nachrichten aus dem neuen Lebensgebiete willige Ohren. Da ist es klar, daß manche Maßnahme der Schule einer stillen oder auch lauten Kritik unterzogen wird, daß sich die frühere, die erste Macht auch einmal ihres „Rechtsbündens“ erinnert. Damit ist dann an eine Stelle Streit getragen, die solchen Frühlingsfroht nicht ohne Schaden übersteht. So wird also das Verhältnis von Schule und Elternhaus zum Problem.

Werfen wir einen flüchtigen Blick in die Geschichte! Die Schule war entstanden aus den Bildungsbedürfnissen bestimmter Bevölkerungsschichten, zuerst der Geistlichkeit und des kaufmännischen Bürgertums. Das Bedürfnis hatte nach Zusammenfassung und Arbeitsteilung gedrängt, und so entstand ein eigener Lehrerberuf. Aber der neue Beruf stand nicht anders da, als jeder „freie“ Beruf, der sich, er mag wollen oder nicht, nach dem richten muß, was man von ihm erwartet. Der Lehrer wurde im Herbst gedungen, mußte leben von dem, was man ihm zu geben gewillt war, von den Schülern, die zu ihm kommen wollten, nicht mußten. So war es selbstverständlich, daß der Wille der Eltern, soweit er als solcher heraustrat, von dem allerstärksten Einfluß auf die Schule sein mußte.

Von Grund auf änderte sich das damit, daß der Staat seine Hand auf die Schule legte und dem Lehrer zuerst sein Einkommen sicherte, ihn unabhängig von dem guten oder bösen Willen der Gemeinde machte. Zugleich erhoben sich Mächte, die an innerer Kraft den Eltern weit überlegen waren: die pädagogische Wissenschaft, die objektiv bestimmen will, was dem Kinde zukommen muß, und der schon genannte Staat, der das Einzelschicksal in das Licht der Ziele der großen Gemeinschaft stellte mit dem ganzen Schwergewicht seiner Gewalt. Da wurde der Elternwille fast bedeutungslos; der Lehrer fühlte sich als Vertreter des Staates und der Wissenschaft.

War den Eltern so die Schule entzogen, so blieben ihnen aber doch die Kinder. Es ging hier wie überall, berechnete Interessen lassen sich nicht unterdrücken. Was der Lehrer in der Schule mühsam aufbaute, wurde oft zu Hause, manchmal ohne bewußten, bösen Willen niedergegriffen. Der Lehrer spürte die Ergebnislosigkeit seines besten Mühens. Darum wuchs der Wunsch in ihm, die Eltern für seine Arbeit zu gewinnen, ein Verhältnis des Zusammenarbeitens herzustellen. Wir stehen hier einem rechtlichen, vielgestaltigen Bemühen gegenüber, für das die Einrichtung der Elternabende besonders charakteristisch ist. Diese zogen die Eltern um so mehr an, je mehr auf ihnen geboten wurde, je mehr sie in musikalischen, turnerischen, theatralischen Darbietungen mit andern Vergnügungsveranstaltungen wetteifern konnten. Damit soll nicht gesagt werden, daß sie ohne Wert für die Gestaltung eines guten Verhältnisses zwischen Schule und Haus waren. Gute Worte, die bei der Gelegenheit gesprochen wurden, fanden gewiß bei vielen einen guten Ort. Aber es hieß doch dabei nur, einseitig, von der Schule aus, die Eltern zu beeinflussen. Diese waren die träge Masse, die zu bearbeiten war; einen maßgebenden Willen in ihnen zu entwickeln, war nicht beabsichtigt. Darum standen und fielen diese Einrichtungen mit der Lehrerpersönlichkeit, die sich ihrer annahm.

Es kam die Revolution und brachte die Elternbeiräte in dem Glauben, eine organisierte Idee genüge zur Beeinflussung der Wirklichkeit. Wer wird die Wirklichkeit von Ideen leugnen wollen? Aber es kommt ganz darauf an, ob eine Idee einen fruchtbaren Boden findet, ob die Zeit für sie reif ist. Sonst ist sie den unzähligen kleinen Buchenpflanzen gleich, die aus den Bucheckern aufgehen, aber bald an Luft- und Lichtmangel verdorren. Die Wirklichkeit wird in ihrer vielgeäderten Struktur, in der Stärke ihrer Bindungen gewaltig unterschätzt, wenn man sie jedem Gedanken zugänglich glaubt. Die Eltern haben ein Interesse an ihrem Kinde, durch dieses an dessen Lehrer und an dessen Klasse; die Schule interessiert sie erst ganz zuletzt. Für die Eltern machen sich eben die Einflüsse des Ganzen auf die Klassengemeinschaft kaum bemerklich. Die Einrichtung der Elternbeiräte läßt die Hauptsache, die Klassenelterngemeinschaft, ungestaltet; sie zählt darum das Pferd von hinten auf und baut auf dem unsichersten Grund. Die Beiräte sind deswegen häufig eine Vertretung nur insoweit, als die große Mehrheit der Eltern durch Untätigkeit einen anderen Willen nicht äußerte.

Ferner wurde den Elternbeiräten die Stellung dadurch nicht gerade erleichtert, daß einem schwerfälligen Wahlapparat ein nur geringes Betätigungsfeld gegenüberstand. Der Staat wollte von seinen Hoheitsrechten, durch die er fördernd und regelnd das Schulwesen zu solcher Höhe gebracht, nicht gern etwas abgeben. Was in wissenschaftlicher Untersuchung sich als richtig erwiesen hatte, konnte nicht gegen dürftige, zufällige Erfahrung, wie man sie von den Eltern erwarten mußte, zurückgestellt werden. Der Lehrer endlich hätte es nicht als Hebung seines Standes empfunden, wenn man ihn in einigen Fragen einem Elternbeirat unterstellt hätte. So ist es zu verstehen, daß es durch diese Einrichtung nicht gelang, die Masse der Eltern wirklich „ins Aktivum zu setzen“. Das schließt natürlich nicht aus, daß einzelne Elternbeiratsmitglieder, namentlich Vorsitzende, eine rege Tätigkeit entfalteten, Eltern-

beiräte sich zu Elternbünden zusammenschlossen, große Elternabende abgehalten, offizielle und inoffizielle Elternzeitschriften gedruckt wurden usw.

In letzter Zeit taucht als stark umstrittener Begriff das Elternrecht auf, d. h. die Aufsicht, die Eltern könnten auf Grund ihrer natürlichen Beziehungen zum Kinde eine Gestaltung der Schule nach ihren Wünschen verlangen. Versuchen wir einige Linien! Haben die Eltern bisher keine Rechte auf die Schule? Mit Ausnahme der Grundschule, für die Schulzwang besteht, können sie unter allen Schularten Deutschlands sich die aussuchen, die sie für die vollkommenste halten. Sie sind nicht gehalten, die Kinder überhaupt in die Schule zu schicken, wenn sie regelten Privatunterricht nachweisen. Auf die Gestaltung der Schulen haben sie Einfluß durch die aus öffentlicher Wahl hervorgegangenen Körperschaften, soweit diese darüber bestimmen. In manchen von diesen sitzen besondere Elternvertreter. Faßt man das zusammen, so sind hier wohl soviel Möglichkeiten der Mitwirkung vorhanden, wie bei anderen Staatseinrichtungen. Eine unbeschränkte Allmacht der Eltern über die Schule kann keiner wollen. Wohin sollte das bei einer so zufällig zusammengewürfelten Masse mit ihrer geringen Kenntnis der Sache führen? Muß aber ausgewählt werden, so heißt das Wort von seinem Glanz ein. Man muß auf die Frage Antwort geben können: Warum verlangen Sie grade das? Die Kinder haben Eigenwert; sie sind eine Persönlichkeit, wenn auch erst eine werdende. Darum können die Eltern nur so mit den Unmündigen verfahren, wie sie es einstmal glauben vor ihnen verantworten zu können. Die Kinder sind außer in die Familie noch in andere Gemeinschaften gestellt, vor allem in die große des Staates. Im Laufe der Entwicklung werden sich die anderen Bande festigen, während sich die der Familie notwendig lockern. Das sind Gegebenheiten, durch die ein Elternrecht unmöglich einen Strich machen kann.

Die letzten Erörterungen haben uns dem Problem, ein harmonisches Verhältnis von Schule und Elternhaus zu schaffen, nicht näher gebracht. Und doch gibt es auch hier noch Möglichkeiten, die mehr Verbreitung verdienen. Bei der Verwendung der öffentlichen Mittel für den Ausbau und die Verbesserung der Schulen könnten die Eltern mitwirken. Der Schulraum braucht den Eltern nicht verschlossen zu bleiben; sie können zu gewissen Stunden dem Unterricht beiwohnen. Der Lehrer wird sich nichts vergehen, wenn er auf ihre Wünsche hört, soweit seine Dienstauffassung ihm das gestattet. Wie heute in der Schule das Hauptstreben dahin geht, die Kinder nicht als einen Teig anzusehen, den man nur gehörig kneten muß, sondern als eine Pflanze, die ihr Leben und ihre Lebenskraft in sich besitzt, die man nur zu unterstützen und zu schützen braucht, so wird man auch das Interesse der Eltern an der Schule nur dadurch erwecken können, daß man ihnen ein Betätigungs- und Mitwirkungsfeld gibt. Man fange mit der Klassenelterngemeinschaft an und warte, bis sich ein Bedürfnis für mehr zeigt!

Geben ist zwar seliger als nehmen. Aber auch das Vorworgefühl des Gebens ist hier noch zu viel Egoismus. Man steige vom Ratheder herunter und versuche ernstlich, ob man nicht auch etwas nehmen kann. So wird man mehr geben: Entfaltung gehemmter Kräfte zum Dienst des Ganzen.

Die Nassauische Landesbibliothek.

Von Professor Dr. Erich Liesegang.

Die Nassauische Landesbibliothek ist hervorgegangen aus der alten nassauischen Regierungsbibliothek, die nur für die Beamten bestimmt war und daher vorwiegend juristische und kameralistische Literatur enthielt. Es war namentlich der damalige Geheimrat von Ibell, der darauf drang, den immerhin nicht unbedeutenden Büchervorrat, der inzwischen durch die Bibliotheken der säkularisierten Klöster stetlich vermehrt worden war, der Allgemeinheit zugänglich zu machen. So wurde denn durch landesherrliches Edikt vom 12. Okt. 1813 die Bücherammlung eine öffentliche, und nach der ersten Benutzungsordnung von 1814 hatten zu ihr außer den Beamten auch alle gebildeten Literaturfreunde Zutritt. Auch die Frage der Unterbringung löste sich bald, nachdem das ursprünglich als Residenz für den Erbprinzen von Nassau geplante Gebäude an der Wilhelmstraße, das alte Museum, für Sammlungszwecke frei geworden war (1821). Es galt nun, die alten und die durch die Säkularisation im Laufe der Zeit neu hinzugekommenen Bestände zu vervollständigen und zu einer allgemeineren Zwecken dienenden Bücherei auszugestalten. Diesen Weg wies auch der Umstand, daß der Anschaffungsfonds, der sich zuletzt auf 6000 Gulden jährlich belief, von den Beamten, zu denen man nach alt-nassauischem Brauch auch Ärzte und Techniker rechnete, aufgebracht wurde. Infolgedessen machten sich Wünsche von allen Seiten geltend, und die verschiedenen Fächer wurden ziemlich gleichmäßig ausgebaut. Auch erwies sich der verfügbare Betrag als ausreichend für die bescheidenen Verhältnisse, und erst nach der Einverleibung in Preußen, die trotz der schon damals einsetzenden sehr viel stärkeren Bücherproduktion keine entsprechende Erhöhung des Anschaffungsfonds brachte, beginnt die Bibliothek zu stagnieren. Da die Mittel trotz aller Beschwerden und Klagen auch in dem ersten Menschenalter nach der Reichsgründung nicht vermehrt wurden, verschlechterte sich die Lage von Jahr zu Jahr. Und da ferner das Interesse für Kunst und Literatur auf der einen, für medizinische Literatur, Volkswirtschaft usw. auf der anderen Seite in der wachsenden Groß- und Kurstadt begreiflicher Weise zunahm, erbeizten diese Fächer bei den Anschaffungen besondere Berücksichtigung auf Kosten anderer Abteilungen, hinter denen weniger eifrige und zahlreiche Leser standen.

Als nun alle noch so dringliche Vorstellungen und Bitten um höhere Dotierung bei den staatlichen Stellen an dem engherzigen Widerstand des preussischen Finanzministeriums scheiterten, war es eine Rettung für die Landesbibliothek, daß die städtischen Körperschaften Wiesbadens sich bereit finden ließen, diese und die anderen im alten Museum untergebrachten Sammlungen zu übernehmen (1900). Außer dem Mangel an Mitteln war es noch der Raummangel gewesen, der gebieterisch Abhilfe verlangte. Endlich aber galt es, mit verstärktem Personal die veralteten Kataloge durch neue zu ersetzen, die, ihrer Art und Anlage nach einander ergänzend, die Schätze der Landesbibliothek erst dem Benutzer erschlossen. Diese drei Aufgaben wurden in den letzten Jahrzehnten durchgeführt. Gerade hundert Jahre nach der Gründung der Landesbibliothek konnten ihre Schätze in das neue städtische Heim an der Rheinstraße überführt werden, das zugleich Zweck- und Zierbau ist, und dessen vornehm und behaglich eingerichtete Räume zum ruhigen Genuß ernster Literatur einladen. Konnte der Neubau noch gerade vor Beginn des Weltkrieges (1913) unter Dach und Fach kommen, so erlitt der Abschluß der Neukatalogisierung durch diesen eine unliebsame Verzögerung. Aber schon seit mehreren Jahren sind die neuen Kataloge fertig; sie können in dem schönen und großen Ausleiheraum von jedem Besucher benutzt und eingesehen werden. Und trotz der schweren Zeiten ist endlich auch der Anschaffungsfonds so erhöht worden, daß er hinter dem der kleineren Universitätsbibliotheken nicht mehr allzusehr zurückbleibt. Freilich sind nach den großen Geschehnissen, deren Zeugen wir gewesen, vielfach neue Interessen und neue wissenschaftliche Arbeitsmethoden hervorgetreten, die auch in der Literatur ihren Niederschlag finden. Zudem haben sich die Bücher in geradezu beängstigender Weise verteuert, so daß man, sobald die finanzielle Lage es nur einigermaßen zuläßt, großen Anstrengungen bedürfen wird, sofern nicht die Landesbibliothek abermals ins Hintertreffen geraten soll. Dabei versteht es sich von selbst, daß bei der Bücherwahl die größte Beschränkung zu üben ist. Entlegener Forschungsgebiete, die nur für wenige Spezialisten in Frage kommen, fallen grundsätzlich aus, dahingegen muß den fachlichen Wünschen der Geistlichen, Lehrer, Ärzte, Juristen usw., die von jeher den alten

Stamm der Leser bildeten, alter Überlieferung entsprechend, möglichstes Entgegenkommen gewährt werden. Und ebenso können die wissenschaftlichen Unternehmungen im Land und die Institute, die meist auf eine kleine Handbibliothek beschränkt sind, weitgehende Rücksichtnahme beanspruchen. Endlich aber muß eine Landesbibliothek, die die Zeichen ihrer Zeit versteht, auch eine Bildungsbibliothek größeren Stiles sein, und als solche hat sie auch Kunst, moderne Literatur, Volkswirtschaft, Politik usw. in den Rahmen ihrer regelmäßigen Anschaffungen einzubeziehen.

Inzwischen hat der Bücherschatz sowohl durch eigenen Erwerb wie auch durch Schenkungen, namentlich auch aus Nachlässen, im Lauf der letzten Jahrzehnte erheblich zugenommen. Der jährliche Zuwachs beläuft sich auf 4000—5000 Bände und der Gesamtbestand stellt sich auf über 215 000 Bände. Im Lesesaal, dessen künstlerische Ausstattung besonders gelungen ist, werden die hauptsächlichsten Neuerwerbungen regelmäßig alle 14 Tage ausgestellt und demgemäß der Einsicht des Publikums bequem unterbreitet. In der Ausleihe herrscht während der reichlich bemessenen Öffnungszeiten reges Leben. Die Leser, die den Rat des Ausleihebeamten jeder Zeit in Anspruch nehmen können, bestellen dort an der Hand der Kataloge die gewünschten Bücher, die sofort ausgesucht werden und in kurzer Frist an sie gelangen. An über 2 500 Benutzer werden Jahr für Jahr mehr als ein halbes hunderttausend Bände ausgeliehen, d. h. mehr als an einer mittleren Universitätsbibliothek. Nimmt man hinzu, daß in den fünf vom Volksbildungsverein verwalteten Volksbibliotheken Alt-Wiesbadens weit über 100 000 Bände jährlich verliehen werden, so kommt man im Verhältnis zu dem Einwohnerstand zu einer Ausleihezahl, die sonst in unserem Vaterland kaum wieder erreicht wird.

Seit einigen Jahren ist auch das Stadtarchiv der Landesbibliothek angegliedert und ebenso ist die Ausleihestelle für den Bezirk Wiesbaden aller veröffentlichten Patentschriften, die früher im Nassauischen Gewerbeverein zur Einsicht bereit gehalten wurden, vom Reichspatentamt auf die Landesbibliothek übertragen worden. Sie können daselbst im Beamtenzimmer in aller Ruhe eingesehen werden, und ebendort steht auch einführende Literatur für die Benutzer zur Verfügung.

Das Staatsarchiv.

Von Staatsarchivdirektor Dr. Dörmann.

Wenn man hundert Menschen, ganz gleich aus welchen Berufen, fragt, was ein Archiv oder ein Staatsarchiv sei, was es enthalte, welchen Zwecken es diene, was ein Archivar zu tun habe, so wird man noch keine drei einigermaßen zutreffende Antworten erhalten. Diese Erfahrung macht man bei Akademikern und Nichtstudierten, bei Gebildeten und Nichtgebildeten. Die meisten können sich wohl unter einem Museum, einer Bibliothek, einer Galerie eine bestimmte Sammlung vorstellen, bei dem Archiv aber vermag diese Begriffsvorstellung. Ich bin sehr häufig für einen Bibliothekar, einen Museums- oder einen Regierungs-Beamten, auch für einen Antiquar gehalten worden. „So, Sie sind beim Staatsarchiv tätig? Na, sagen Sie mal, was machen Sie denn da den ganzen Tag?“ — das ist so eine der Abendgesellschaften beliebten Fragen, auf die ein humorvoller Kollege, der gerade mit der Registeranfertigung der Urkunden eines Klosterarchivs beschäftigt war, dem Neugierigen antwortete: „Heute habe ich 2000 mal den Namen „Bremen“ geschrieben!“

Auch die Verwechselung von Stadt- und Staatsarchiven ist außerordentlich häufig; daß die Staatsarchive keine Regierungsbehörden, sondern selbständige höhere Verwaltungsbehörden sind, die in Preußen dem Ministerpräsidenten direkt unterstellt sind und in der Provinz unter unmittelbarer Aufsicht des Oberpräsidenten stehen, das wissen oft weder städtische noch staatliche Behörden.

Bei dieser allgemeinen Unkenntnis über das Wesen der Archive und ihrer Aufgaben ist es um so höher einzuschätzen, daß eine so angesehene und viel gelesene Zeitung wie das „Wiesbadener Tagblatt“ den Wunsch hat, in ihrer Jubiläumsschrift auch einen Artikel über das Staatsarchiv in Wiesbaden zu sehen.

Es ist noch nicht lange her, daß Wiesbaden ein Staatsarchiv besaß. Das nüchterne, kasernenmäßige, zweistöckige Gebäude mit der langen Front an der Mainzer Straße wurde in den Jahren 1879—80 erbaut und 1881 eröffnet. Bis dahin lagerten seine reichen Schätze im Schlosse zu Idstein, nur war 1866 aus dem herzoglich nassauischen Zentralarchiv ein königlich preussi-

ches Staatsarchiv geworden. Als infolge der politischen Veränderung dieses Jahres und der Organisation der Behörden und der Archive bald darauf die bedeutenden herzoglichen Filialarchive in Dillenburg und in Weilburg — mit letzterem war 1823 das Sayn-Hachenburger Archiv vereinigt worden — nach Idstein wanderten und die herzoglichen Zentralbehörden zu bestehen aufhörten, reichten die Idsteiner Schloßräume zur Unterbringung der Aktenmassen nicht mehr aus; angeblich war auch das Schloß selbst baufällig, und zweifellos lag das Landstädtchen Idstein etwas unbehaglich abseits. So tauchten schon bald Verlegungspläne auf, die sich dann 1879—1881 in Wiesbaden verwirklichten. Als Heinrich v. Sybel, der bekannte Historiker und Direktor der preussischen Staatsarchive, die Errichtung eines westdeutschen Zentralarchivs in Bonn plante, das sich aus den Staatsarchiven von Düsseldorf, Koblenz und Wiesbaden zusammenfügen sollte, drohte Wiesbaden und dem Lande Nassau Gefahr, sein Archiv zu verlieren; durch den energischen Widerstand im Kommunalparlament und den eindrucksvollen Protest des Abgeordneten Petri aus Wiesbaden im preussischen Landtage wurde der Plan zum Scheitern gebracht.

Nüchtern wie sein Äußeres war auch die innere Einrichtung des Wiesbadener Staatsarchivs; es sollte schon damals gespart werden, und so wurden die primitiven und ganz unpraktischen hölzernen Aktengestelle und Schränke aus dem Schloß in Idstein in den Neubau nach Wiesbaden überführt, und da dieser sehr hohe Räume hatte, wurden die Gestelle noch mit einem Aufsatze versehen und dadurch noch unpraktischer und für die Beamten lebensgefährlich gemacht. Noch heute verunzieren sie die Säle des Altbaus, während die ebenfalls mitübernommenen gedrechselten Tintenfass aus Holz auf dem Speicher von ihrer herzoglichen Vergangenheit träumen. Aber einen Vorzug hat dieser im Kammerstypus errichtete Altbau doch, und das ist Licht und Luft.

Schon in den neunziger Jahren war der Bau von 1880 durch die großen Zugänge an Archivalien der

Behörden zu eng geworden; es kam zwar nicht zu dem geplanten Erweiterungsbau, ja es wurde sogar eine Bauperre von 10 Jahren verhängt, aber nach Ablauf dieser Frist griff der Nachfolger Sybels, der um das preussische Archivwesen hochverdiente Generaldirektor Dr. Roser (1890—1915) den Plan eines Neubaus, aber nicht das unglückliche, alte Bauprojekt der seitlichen Verlängerung des Gebäudes, wieder auf, und so entstand in den Jahren 1908—1909 der Neubau, der sich der Mitte des Altbaus nach Osten zu vom Treppenhause aus angliedert, nach dem Magazinsystem, das die größte Ausnutzung des Raumes bei bequemer Lagerung der Archivbestände gestattet, errichtet ist und einschließlich des Kellers und des Speichers 8 Geschosse umfaßt. Gleichzeitig wurden die Verwaltungsräume neu eingerichtet, ein schöner Benutzersaal und ein vortrefflicher Bibliotheks- und Repertorienaal geschaffen, das mehr als primitive Mobiliar beseitigt und würdige Arbeitsräume eingerichtet. Selbstverständlich wurden alle damaligen Errungenschaften der Technik und Hygiene berücksichtigt, und so entstand ein modernes Archiv, das sich anderen Archivneubauten in Preußen und den Bundesstaaten durchaus ebenbürtig an die Seite stellen kann.

Was enthält nun das Wiesbadener Staatsarchiv? Wie jedes Archiv Archivalien und wie jedes staatliche Archiv in erster Linie Archivalien, die sich auf den Staat, seine Geschichte und Verwaltung beziehen. Unter „Archivalien“ versteht man gewöhnlich Urkunden und Akten; es fallen unter diesen Begriff aber auch Rechnungen und Karten aller Art, Handschriften, Zeichnungen, Photographien und photographische Platten, Siegel und Siegelstempel u. a. m., also vieles, was man auch in Museen und anderen Sammlungen findet.

Irgend eine kleine Sammlung von Schriftstücken, seien es Korrespondenzen, Familienurkunden, Geschäftspapiere, Prozessen usw., besitzen wohl die meisten Menschen; nur sind diese Privatarchive mehr oder weniger ein Produkt des Zufalls. Anders die Staats-

archive; sie sind keine Sammlung von zufällig entstandenen oder erworbenen Schriftstücken, sondern ihre Bestände sind in der Hauptmasse aus der Verwaltung des Landes und seiner einzelnen Territorien durch den Landesherren und die verschiedenen Zentral- und Unterbehörden erwachsen, „ein Niederschlag der staatlichen Schreibtätigkeit“. Die Staatsarchive hängen deshalb auch von der Entwicklung und Veränderung des Staatsgebietes ab, und wird ein Staat einem anderen zugeteilt oder gewaltsam zerrissen oder zerstückelt — denken wir nur an Oberschlesien und den „polnischen Korridor“! —, so teilen meist auch die Archive dieses Schicksal; denn zur Kenntnis und Verwaltung der neuen Gebiete bedarf der neue Herr der betreffenden Archive.

Auch Nassau und seine Archive haben solche Veränderungen durchgemacht, von der ersten Spaltung des Hauses Nassau 1255 in den walramischen und den ottonischen Stamm und den vielen folgenden Teilungen und dem Aussterben einzelner Linien an bis zu den territorialen Veränderungen durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803, den Rheinbund 1806 und den Wiener Kongreß 1815. An Nassau-Usingen kamen 1803 u. a. eine Reihe ehemals kurmainzischer Ämter, darunter der Rheingau, an Nassau-Weilburg große Teile kurtrierischen Gebietes, dazu die zahlreichen säkularisierten Klöster und Abteien, alles zur Entschädigung für die durch den Frieden von Lunéville 1801 verlorenen linksrheinischen Länder; 1806 fielen dem neu geschaffenen Herzogtum Nassau zahlreiche mediatisierte Grafschaften und Herrschaften und reichsritterschaftliche Orte zu, 1815 vor allem die Fürstentümer Diez, Hadamar und Dillenburg, 1816 die Niederrheinische Ragenelobogen. Über alle diese neu erworbenen Gebiete flossen dem Herzogtum auch die Archivalien zu, ein reicher Zuwachs, von den Klosterarchiven das wertvollste das von Eberbach, von den übrigen Archiven das bedeutendste und umfangreichste das des Fürstentums Nassau-Dillenburg; dieses blieb aber in Dillenburg und kam, wie oben schon erwähnt, erst 1866 nach Idstein. Bei der Neuorganisation der Landesverwaltung wurde auch das Archivwesen neu geregelt und 1816 Idstein zum Zentralarchiv, die Archive in Weilburg und Dillenburg zu Filialarchiven bestimmt. Das Haus Nassau hatte schon zwei Jahrhunderte vorher einzelne geordnete Archive; hier näher darauf einzugehen, fehlt es an Raum. Aufbewahrt wurden sie in den Kanzleien und Registraturen der Schlösser; nur Dillenburg erbaute im 18. Jahrhundert ein eigenes Archivgebäude. Am Idsteiner Archiv wurde von der Regentin Fürstin Charlotte Amalie von Nassau-Usingen, einer geborenen Prinzessin von Nassau-Dillenburg, 1729 zuerst das Amt eines eigenen Archivars geschaffen und mit dem durch seine Stammtafel des Hauses Nassau betamten Archivrat J. G. Hagelgans besetzt. Infolge der politischen Veränderung von 1866 erhielt das Staatsarchiv in Idstein außer den erwähnten Zugängen noch ein großes geschlossenes Archiv, das der Landgrafschaft Hessen-

Homburg, und einen größeren Bestand an Archivalien der bisherigen freien Reichsstadt und des Großherzogtums Frankfurt. So umfaßt der Archivsprengel des Staatsarchivs fast das ganze Gebiet des Regierungsbezirks Wiesbaden, ausgenommen den Kreis Biedenkopf, der zum Marburger Sprengel gehört.

Auch heute noch vermehren sich die Bestände des Staatsarchivs durch Altenablieferungen der Staatsbehörden, z. B. der Regierung, der Landratsämter, der Gerichte, der Oberförstereien, der Polizeiverwaltungen u. a. m. Dazu kommen die „Depots“ oder Hinterlegungen von Gemeindefamilien, von Archiven alter bedeutender Adelsfamilien des Landes und von Privatpersonen; die Sicherung vor Vernichtung oder Veräußerung, die sachgemäße Aufbewahrung, Ordnung und Verwaltung sind die Gründe, weshalb solche Hinterlegungen, bei denen dem Besitzer das Recht des Eigentums und der Zurückziehung gewahrt bleibt, in den Staatsarchiven erfolgen; auch das hiesige Staatsarchiv hat eine große Anzahl solcher Depots. Auch durch Schenkungen und durch käufliche Erwerbung, z. B. der Nachlässe hervorragender Persönlichkeiten, wachsen die Bestände.

Dem Zuwachs steht der Abgang an Archivalien durch Räumung, Abgabe oder Austausch mit anderen Archiven gegenüber. Das Wiesbadener Staatsarchiv und das Dillenburg-Filialarchiv haben im vorigen Jahrhundert durch Abgabe der sog. Hausarchive große Einbuße erlitten. Es handelt sich um Archivalien, die die Mitglieder des Hauses Nassau und seiner verschiedenen Linien, ihren Privatbesitz und ihre Familien in privatrechtlicher und familiengeschichtlicher Beziehung betreffen. Das Hausarchiv des ottonischen Stammes wurde schon 1824 an den König der Niederlande abgegeben und befindet sich heute im kgl. Hausarchiv in Haag. Das Hausarchiv des walramischen Stammes erhielt Herzog Adolf zu Nassau, der nachherige Großherzog von Luxemburg, im Jahre 1868, und dank des Entgegenkommens unseres letzten Kaisers konnte 1896 und 1897 durch eine besondere Kommission noch eine umfangreiche Nachlese im Staatsarchiv gehalten werden. Dieses Hausarchiv wurde lange Zeit im Schloß in Weilburg aufbewahrt und von dem herzoglichen Oberleutnant a. D. und Archivrat Hoelzgen verwaltet; seit einer Reihe von Jahren ist es im Schloß zu Bieberich untergebracht.

An der Straßenseite des Staatsarchivs, in der Höhe des ersten Stockwerks, stehen links und rechts in Nischen zwei antike Frauengestalten, die den Zwecken des Archivs versinnbildlichen sollen; rechts Minerva, die Muse der Geschichtsschreibung; links Justitia, die Göttin der Gerechtigkeit, hier aber, im Gegensatz zu der Darstellung der Justitia in Gerichtssälen, ohne Augenbinde, nur mit der Waage. Also Erforschung der Geschichte des Landes und Wahrung und Erhaltung der Rechte und Gerechtigkeiten, in erster Linie des Staates! Früher waren die Staatsarchive

ausschließlich Verwaltungsbehörden, ihre Schätze ängstlich behütet und sehr schwer zugänglich; seit etwa 5 bis 6 Jahrzehnten haben sie sich immer mehr zu wissenschaftlichen Instituten entwickelt, und nach und nach sind viele der die Benutzung durch Private stark beschränkenden Vorschriften aufgehoben worden.

Worin besteht nun die Beschäftigung eines Archivars? Seine Hauptaufgabe wird zweifellos die sein, die ihm unterstellten Archivbestände in die bestmögliche übersichtliche Ordnung zu bringen, um sie möglichst rasch der amtlichen und privaten Benutzung zugänglich machen oder über sie erschöpfende Auskunft geben zu können. Diese sog. Ordnungsarbeiten erfordern aber viel Zeit, eingehende Kenntnisse und große Geduld. In den meisten Archiven gibt es noch unverzeichnete Bestände, auch im Wiesbadener Staatsarchiv; die Schuld liegt daran, daß die Staatsarchive in den Provinzen aus Sparamkeitsgründen nur wenige wissenschaftliche Beamte haben, und daß die Anfragen von Behörden und Privaten und die Versorgung der persönlichen und der auswärtigen Benutzer die Beamten so in Anspruch nehmen, daß sie oft monatelang gar nicht zu Ordnungsarbeiten kommen. Diese Anfragen und Auskünfte betreffen bei den Behörden alle Zweige der Staats- und Kommunalverwaltung, besonders häufig Rechts- und Besitzverhältnisse der Kirchen- und Zivilgemeinden, Unterhaltungspflichten des Fiskus, Kompetenz- und Patronatsverhältnisse, Fischereirechte, Regale und Monopole, Privilegien, Fabrikkonzessionen usw. usw. — Die Auskünfte auf wissenschaftliche Fragen und die wissenschaftlichen Arbeiten von Privatpersonen im Staatsarchiv erstrecken sich auf die Geschichte des ganzen Landes wie einzelner Territorien oder Orte, auf Klöster, Burgen und Schlösser, Korporationen, Vereine, Schulen usw., politische Geschichte, Kriegsgeschichte, einzelne Regimenter und Offiziere, Rechtsgeschichte, Kirchengeschichte, Beamte, Handel und Verkehr, Zünfte, Eisenindustrie, Biographien von Fürsten, Staatsmännern, Geistlichen usw. Familiengeschichte, Stammbäume, Ahnentafeln, Wappen und Siegel, Siegelabgüsse, Photographieren von Urkunden usw. usw.

Schon aus diesen kurzen Andeutungen dürfte ersichtlich sein, wie vielseitig der Beruf des Archivars ist, welche Anforderungen an den Beamten, sein Wissen, seine Kraft und seine Geduld gestellt werden, und welche Kulturarbeit das Staatsarchiv in Wiesbaden und in Idstein geleistet hat und leistet. Zahlreiche selbständige Bücher und Schriften zur nassauischen Geschichte, unzählige Abhandlungen in wissenschaftlichen Zeitschriften, besonders in den nassauischen Annalen und Heimatblättern, und in den Tageszeitungen bezeugen diese Arbeit. Mögen auch diese Zeilen dazu beitragen, der Heimatforschung, die in Nassau seit dem unglücklichen Ausgang des Weltkrieges so stark aufgeblüht ist, neue Freunde zuzuführen zum Besten des deutschen Vaterlandes!

Kunst und bildende Künstler in Wiesbaden.

Von Dr. Wolfram Waldschmidt.

Wiesbaden ist einer der ältesten Orte Deutschlands. In einer Zeit, in der sich noch menschenleere Ebnen ausdehnten, wo heute Berlin und München Mittelpunkte geistiger und materieller Kultur sind, gruppierte sich bereits eine Ansiedelung um die dampfende Heilquelle des Taunus. Kelten, Römer, Germanen hatten hier ihre Wohnsitze, in der fränkischen und nassauischen Geschichte spielt unsere Stadt eine nicht unbedeutende Rolle. Und doch ist Wiesbaden völlig arm an geschichtlichen Denkmälern. Es gibt Leute, die darin einen Vorzug erblicken. Die Gegenwart ist wichtiger als historisches Gerümpel, und wenn es noch so schön präpariert in den Glaschränken irgend eines Museums ruht. Und Wiesbaden gehört ganz der Gegenwart an, es ist eine moderne Stadt. Nicht an eisenklirrende Römer oder zottige germanische Hinterwäldler denkt man, wenn der Name Wiesbaden genannt wird, sondern an Luxushotels und Tennisplätze, an gepflegte Promenaden und Nachtfeste mit Tanz und Illumination, an bunte Blumen und an schöne Frauen, deren Reize uns umschmeicheln wie die weichen, duftbeschwerten Lüfte, die über dem sonnigen Taltefler lasten. Seit es sich zum Range einer Weltkurstadt erhob, also etwa seit den Tagen, in denen Jais das alte, klassisch stilisierte Kurhaus errichtete, bot Wiesbaden stets das Neueste auf allen Gebieten von der Damenmode bis zu den vervollkommensten hygienischen Einrichtungen. Nur die Kunst lebte, soweit sie überhaupt in die Erscheinung trat, in der Vergangenheit. Es war ein Unglück für Wiesbaden, daß seine Entwicklung zur Großstadt in eine Zeit äußeren Poms und geistiger Verarmung fiel. Während in den Nachbarstädten, besonders in

Frankfurt und Darmstadt, eine junge Kunst bereits schüchterne Knospen trieb, schien der Ehrgeiz Wiesbadens dahin zu gehen, ein Vorort des wilhelminischen Berlin zu werden. Parvenühaftes Progentum gab ganzen Straßenzügen ihr Gepräge. Eine verfallene Kunstgeschichte wurde aufgebaut, eine Theaterkulisse aus Barock und Gotik zusammengestülpt. Man hätte eigentlich die Bewohner solcher Häuser mit Hals- und Kragen oder Allongeperücken ausstatten müssen. Die Ausstellungen von damals schwebten im herkömmlichen Kunstvereinsgeschmack, Sezession und Anarchistenklub galten als gleichwertige Begriffe. Es ist fast als ein Wunder zu bezeichnen, daß es einigen privaten Unternehmungen gelang, einem kleinen Kreis ernsthafter Leute gute Kunst zu bieten. Rühmend muß hier die Galerie Banger erwähnt werden, die zuerst für den Fortschritt eintrat. Dann begründeten W. von Grolman und O. Ollendorff die Wiesbadener Gesellschaft für bildende Kunst. Eine Reihe vorzüglicher Ausstellungen belehrte das Publikum über das, was inzwischen draußen in der großen Welt vor sich gegangen war. Schließlich erwachte auch der bereits 1847 ins Leben gerufene Nassauische Kunstverein aus seinem jahrzehntelangen Schlummer. Da kam der Krieg, der alle geistigen Bestrebungen zu zermalmen schien. Es ist ein Beweis für den ungebrochenen deutschen Kulturwillen, daß das Neue Museum während der Jahre der Not vollendet und teilweise seiner Bestimmung übergeben werden konnte. 1916 erfolgte die Eröffnung der Gemäldegalerie in Verbindung mit einer großen Ausstellung des verjüngten Nassauischen Kunstvereins, und 1921 konnten die naturgeschichtliche Sammlung

und das Altertumsmuseum dem Besuch freigegeben werden. Das Neue Museum ist das Werk Theodor Fischers, der dem Zeitgeist Rechnung trug, ohne sich doch zu den letzten Forderungen der Sachlichkeit zu entschließen. So glaubte er bei dem reichgegliederten Mittelbau nicht ohne Entlehnungen auskommen zu können. Das Äußere geriet zu einer Wiederholung des Turmes der Winde in Athen, während das Innere Erinnerungen an das Lachener Münster heraufbeschwört. Ob man gut daran tat, den Eingang durch die an sich verdienstvolle Goethestatue von Hahn zu verstellen? Doch die Denkmäler unserer Stadt bilden ein besonderes und schmerzliches Kapitel, das wir hier lieber garnicht erst aufschlagen wollen. Jedenfalls ist es Theodor Fischer gelungen, durch die klare und eindrucksvolle Gliederung seines Monumentalbaues den dreifachen Zweck der inneren Raumgestaltung zur Geltung zu bringen.

Die Folgen des Weltkrieges haben Wiesbaden besonders schwer getroffen. Die Stadt des eleganten Müßigganges mußte sich in mancher Beziehung umstellen, da der Fremdenverkehr zunächst zurückging und als ausschließliche Erwerbsquelle nicht mehr genügte. Die Eingemeindung der Vororte, das Anwachsen der Arbeiterklasse, die Ansätze zu einer Industrie, dieser ganze unaufhaltsame Wandlungsprozeß zur modernen Großstadt war für das geistige Leben eher fördernd als hinderlich. Denn nur im Kampf, im Spiel lebendiger Kräfte und Gegenkräfte, vermag auch die Kunst zu gedeihen. Wiesbaden ist erst geworden. Das spürt man aus der Summe geistiger Arbeit, die hier geleistet wird. Die wechselnden Ausstellungen des Nassauischen

Kunstvereins sorgen dafür, daß die Verbindung mit dem Ideenstrom der Zeit nicht zerrissen wird. Feinsinnige Sammler wie Kirchhoff setzen sich für die lebendigen Werte ein. So erklärt sich auch der Zuzug auswärtiger Maler, Bildhauer und Architekten, und man kann heute von einer Wiesbadener Künstlerkolonie sprechen, die allerdings durch kein geistiges Band zusammengehalten wird. Konservative, gemäßigte und radikale Talente wetteifern miteinander. Was sie erreicht haben, kann man nicht ohne Weiteres als Provinzkunst abtun. Unter den Älteren steht Hans Bödker an erster Stelle. Vor einem halben Jahre veranstaltete er im Neuen Museum eine Sammel-Ausstellung, die einen guten Überblick über sein reiches Wirken gewährte. Mit seinem ganzen Fühlen und Denken wurzelt er in der feinen malerischen Kultur, die um die Wende des Jahrhunderts blühte. Zart und duftig, von Licht und Helligkeit durchflutet sind seine Landschaften, besonders die Seestücke, die seinen Namen weit über die Stadtgrenzen hinaustrugen. Reisen, von denen ihn eine bis nach Südafrika führte, vertieften seine Fähigkeit, einem Naturauschnitt zwingende Wahrheit zu geben und ihn gleichzeitig zum Spiegel eigenen Empfindens zu machen. Der Künstler hat seine Handschrift, den Wellenbewegungen der Zeit folgend, mehrfach geändert, ist aber stets ein Poet geblieben, der Farben und Linien nur benutzt, um Seelisches auszusprechen. Das Gebiet der Monumentalmalerei betrat er erfolgreich mit den ersten Fresken, die das Krematorium des Südfriedhofes zieren. Bei der Ausschmückung des Kaiser-Friedrich-Bades teilte er sich mit Fritz Kaltwasser und Ernst Wolff-Malm in die Arbeit. Dieser Zyklus schildert die Beziehungen des Menschen zum Wasser und seiner Heilkraft. Ernst Wolff-Malm hat wieder-

holt Taunuslandschaften gemalt, sieht aber in erster Linie die großen Formen der Natur, sie ist ihm ein Organismus wie der menschliche Körper, dessen bewegte Konturen er in rhythmisch belebten Gemälden und in Radierungen festhält. Willy Muloz offenbart in seinen Ansichten aus Nassau und dem Westerwald einen sehr gewählten Farbensgeschmack. Die Vorliebe für ruhige Flächen und plakathafte Töne läßt ihn immer wieder zur Schneelandschaft zurückkehren. Auch er ist als eleganter Radierer geschäft. Paul Dahlen wurde zunächst durch Blumenstücke in aparter Technik bekannt, entwickelte sich dann aber besonders mit Rheinbildern zum Heimatkünstler im guten Sinne des Wortes. Hans Christensen, einer der Begründer der Darmstädter Künstlerkolonie, ist schon seit langem in Wiesbaden ansässig und schafft Porträts und Landschaften von betont persönlicher Farbigeit. Neben die auf eine traditionelle Geschmacksrichtung eingeschworenen Künstler, wie D. Meyer-Elbing und L. Günther-Schwerin, treten die Jungen, jung nicht im Sinne ihres Alters, sondern ihrer nach links gerichteten Kunstpolitik. Da sind neben der leider allzu früh verstorbenen Mely Josef vor allem Erbach und Ritschl zu nennen. Alois Erbach liebte früher kubische Formen und reine Farben. Neuerdings scheint er von einem Pariser Anhauch gestreift zu sein und sich gleichzeitig der überspitzten Charakterzeichnung eines Otto Dix zu nähern. Ein interessantes Talent, das aber seinen Weg noch sucht. Das gleiche gilt von Otto Ritschl, der erst Vantbeamter war und dann über die Literatur zur Malerei gelangte. Ein starker Sinn für das Bildgefüge ist ihm eigen, und einige seiner letzten Stillleben scheinen Fühlung mit Picassos klaren Formen zu suchen. Ilse Hochhut erfreut durch farbenprächtige Stillleben. Edmund Fabry, der begeisterte Anhänger Paul Klees, widmet sich augen-

blicklich ganz den Aufgaben der angewandten Kunst. Durch den Zuzug eines radikalen Führers der neuerussischen Kunst, Alexei von Jawlensky, erhielt das künstlerische Leben Wiesbadens einen neuen, bemerkenswerten Antriebe. Seine Variationen sind funkelnde Farbenträume, bunte Hieroglyphen, die das Geheimnis einer transzendenten Welt bewahren. Andrei Nesnaomoff-Jawlensky ist weniger abstrakt, mehr ein sinnliches Farbentemperament, das eine kräftige, russische Buntheit liebt. Die Bedeutung eines Gerhard E. Buchholz liegt vorzugsweise auf dem Gebiete der Theaterdekoration. Was die Plastik anlangt, so liefert W. Bierbrauer gediegene Porträtbüsten und A. Hopff neben dekorativen Arbeiten sehr feine Kleinplastiken. Arnold Hensler gibt allen seinen Formungen eine weiche, lyrische Linie. Vielleicht die interessanteste Persönlichkeit ist Josef Vinedy, der den Natureindruck auf elementare Formen zurückführt. Auch in der Baukunst regt sich frisches Leben; Hoppe, Müller, Huber und Wimmer haben sich durch Neubauten und geschmackvolle Umbauten hervorgetan. Besonders im Westen der Stadt setzt nach Jahren des Stillstandes eine rege Bautätigkeit ein. Einzelhäuser, große Häuserblocks und Siedelungen aller Art breiten sich weiter und weiter aus; Bauten, die im modernen Sinne Zweckmäßigkeit mit schlichter Schönheit verbinden. Hier werden die Sünden, die seit einem Vierteljahrhundert ihrer Sühne harren, wieder gutgemacht. Hier wächst Wiesbaden über die Bedeutung einer reinen Bäderstadt hinaus. Es rüstet sich, eine Großstadt nicht nur der Einwohnerzahl nach, sondern im Sinne sozialer und geistiger Wertbestimmung zu werden. Möge es der Kunst vergönnt sein, diesen Weg in der Zukunft mit Schönheit zu umgeben!

Wiesbadener Musikleben 1852—1927.

Von Professor Otto Dorn.

Um das Jahr 1852 hatte es im Wiesbadener Musikleben, das sich damals noch fast gänzlich auf die „Herzogliche Oper“ konzentrierte, nicht unbedeutend geklärt. Auch die Nassauer hatten ja ihr 1848er Revolutionsnächte gehabt und das Theater war um jene Zeit in Gefahr, aufgelöst zu werden. „Wir und der Herzog regieren jetzt zusammen“ — hatten die Wiesbadener stolz erklärt, und den hochadligen Intendanten abgesetzt. Aber der Herzog scheint mit dieser Gewaltmaßregel keineswegs einverstanden gewesen zu sein: er entzog dem Theater den sonst gewährten Zuschuß. Eine Theater-Kommission (darunter Riehl, Bertram, Fresenius) übernahm die Leitung. Es ging auch eine Zeitlang nicht übel; aber man war doch froh, als schließlich der Herzog das Theater — und damit vor Allem die beliebte Oper — wieder unter seine landesväterliche Obhut nahm. Just im Jahre 1852 gelangte das Werk des in der Verbannung lebenden Richard Wagner: die Oper „Tannhäuser“ zum 1. Mal in Wiesbaden zu Gehör, und schon 1853 folgte zum 1. Mal „Lohengrin“. Kapellmeister Louis Schindelmeyer, der Jugendfreund Wagners, hatte für die wohl gelungenen Aufführungen gesorgt, welche von Nah und Fern alle rheinischen Musikfreunde nach Wiesbaden lockten! Wagner schrieb dem Kapellmeister: „Du hast ein wahres Freundschaftswerk verrichtet! Könnte ich, so läme ich nach Wiesbaden, um Dir persönlich zu danken! Mir werden Wunder berichtet von Deinen Aufführungen! Gehst Du jetzt sobald schon von Wiesbaden fort“, (Schindelmeyer war als Hofkapellmeister nach Darmstadt berufen) „so ist mir's wahrlich nicht gleichgültig, in wessen Hände meine Opern fallen, und ich hätte Lust, sie lieber von Wiesbaden zurückzuziehen.“ Wagners Sorge war überflüssig: man hatte inzwischen schon in Kapellmeister J. B. Hagen aus Mainz einen Dirigenten von Rang und Ansehen gewonnen. Die meisten der noch heute beliebten älteren Opern, dazu Wagners „Rienzi“ und „Holländer“, wurden durch Hagen hier eingeführt. Doch machte er sich auch um die Konzertsituation verdient: er veranstaltete Kammermusik-Abende mit den Herren seiner Kapelle und übernahm die Leitung des kurz zuvor begründeten „Cäcilien-Vereins“.

Dieser Verein hatte bis dahin noch keinen ständigen Dirigenten gehabt; einige Konzerte, z. B. zur Feier „der Einweihung des Tempels auf dem Neroberg“ oder zum Besten des „Orgel-Fonds der Evangelischen Hauptkirche“, hatte noch Schindelmeyer dirigiert; jetzt — seit 1854 — nahm Hagen die Sache mit Nachdruck in die Hand; und die Oratorien von Händel, Haydn, Mendelssohn fanden nunmehr seitens des Vereins eifrige Pflege.

Das Wiesbadener Musikleben erhielt einen ausnehmend glänzenden Reflex in den Jahren 1865 bis 1880, als Wilhelm Jahn (nach Hagens Ausscheiden)

die Leitung der Oper innehatte. Die Hofkapelle wurde auf 64 Mitglieder verstärkt und ein außerordentliches Gesangsensemble zusammengestellt: Hedwig Roland, Caffieri, Siehr, Filippi sind Namen, die auch heute noch guten Klang haben. Die Neubelebung der Gluck'schen und Mozart'schen Meisterwerke, Schumanns „Genovefa“ und „Manfred“, und neben feineren französischen und italienischen Spielopern die Werke junger deutscher Komponisten, wie Grammann, Holstein, Brüll, Kreschmer: alles dies hielt die Einheimischen und Fremden (auch nachdem 1866 die Spielbank aufgehoben war) an's Theater gefesselt.

Mit dem „Cäcilien-Verein“ hat sich Kapellmeister Jahn nicht viel befah; dort führte Musikdirektor Freudenberg das Szepter; der Verein hielt sich unter ihm und den verschiedenen weiteren Dirigenten auf namhafter Höhe, zumal auch bedeutende Solisten herangezogen wurden, — in späterer Zeit besonders die Wiesbadener Sängerin Maria Wilhelmj (die Sopranpartie in Schumanns „Paradies und Peri“ — dergleichen mußte man von ihr gehört haben). Kapellmeister Jahn, der schon zuvor die Theater-Sinfoniekonzerte begründet hatte, nahm nun auch regen Anteil an einer neu auftretenden musikalischen Institution: dem „Verein der Künstler und Kunstfreunde.“ Es waren in den ersten Jahren fast ausschließlich Wiesbadener Künstler und Kunstfreunde, die sich hier um das Musikleben verdient machten. Die Kammermusik wurde in Solos und Ensembles von den Mitgliedern der Hofkapelle ausgeübt; die Mitglieder der Oper stellten ihre gefangliche Kunst — man höre und staune — frei zur Verfügung; auch Vorträge über Musik wurden gehalten: so sprach Kapellmeister Jahn über „Beethoven“ und später über „die Festspiele in Bayreuth“, und zu solchen Vorträgen wurden dann wieder erläuternde Musikbeispiele, Vokal- oder Instrumentalstücke gespendet. Der Andrang der Hörer war so groß, daß die Veranstaltungen, die anfänglich im „Weißen Saal“ des Kurhauses stattfanden, späterhin in den „Großen Saal“ des Kurhauses verlegt wurden. Doch um 1873 erhielt der Verein eine gefährliche Konkurrenz dadurch, daß die Kurdirektion nunmehr selbst solche Vortragsabende einrichtete. Der Verein flüchtete in den Saal des Victoria-Hotels und schließlich ins „Kasino“, bis zur Stunde von einer treuen Mitglieder-Schaft begleitet! Die vornehmsten Kunstgenüsse verdankt man diesem Verein, der freilich nun schon längst die Heranziehung auswärtiger Künstlergrößen bevorzugt.

Die Kurdirektion aber bot sogar dem allmächtigen Kapellmeister Jahn ein Paroli: sie schritt zur Bildung einer Kurkapelle, die alsbald städtische Festlegung erfuhr. Und seit dieser Zeit besteht der künstlerische Wettstreit zwischen Theater- und Kurorchester, der unserm Wiesbadener Musikleben zum größten

Vorteil gereichte: zu ei hervorragende Orchester mit all der dadurch bewirkten Mannigfaltigkeit der musikalischen Darbietungen, — das hat wohl keine andere Kurstadt in Deutschland je aufzuweisen gehabt!

1874 wurde Louis Lüfner als erster „Städtischer Kapellmeister“ nach Wiesbaden berufen. Er hat als der eigentliche Lehrmeister und Erzieher unserer Kurkapelle zu gelten, die er mit unentwegter Sorgfalt in 30jähriger Tätigkeit zu einer unfehlbaren, technischen Präzision und musikalischen Zuverlässigkeit heranbildete. Auf solchem Fundament konnten die späteren Dirigenten getrost weiterbauen. Der Zwiespalt freilich, daß der Dirigent tagaus, tagein die Unterhaltungskonzerte zu leiten hatte, brachte es mit sich, daß das Publikum der alsbald eingerichteten „Zykluskonzerte“ den sinfonischen Orchestergaben — besonders anfänglich — nur geringeres Interesse zuwandte und sich mehr an den Vorträgen der Solisten-„Sterne“ ergözte. Immerhin verhalf Lüfner den neuen Werken des damals in Wiesbaden ansässigen Komponisten Joachim Raff zu erfolgreicher Erstausführung, und trat bereitwillig auch für die Werke von Johannes Brahms ein. Dieser Meister hatte ja in den 80er Jahren mehrere Sommer hindurch sein Absteigequartier in unserer Stadt genommen, verkehrte hier gern mit den rheinischen Familien Beckerath und von der Leyen oder dem feinsinnigen Musikschriftsteller Louis Ehler, und fand in der lieblichen Wiesbadener Sängerin Hermine Spies eine begeisterte Verkünderin seiner Lieder! Im Herbst 1883 beendete er hier seine dritte, sogenannte „Wiesbadener Sinfonie“ (F-Dur).

Inzwischen war der beliebte Kapellmeister der Oper, Wilhelm Jahn, als Operndirektor nach Wien berufen worden. An seine Stelle trat Karl Reiß aus Kassel: ein tüchtiger Dirigent der älteren Schule. Glucks „Iphigenie in Aulis“ kam unter seiner Leitung hier zum ersten Mal zu Gehör, und ebenso „Meistersinger“ und „Walküre“. Sein Nachfolger Franz Mannsiedt aus Berlin ließ in der kurzen Zeit seiner ersten Wiesbadener Tätigkeit „Siegfried“ und „Götterdämmerung“ folgen und — in den Theaterkonzerten — u. a. die grandiosen Verlioz-Werke „Fausts Verdammung“ und „Requiem“.

Am 7. Oktober 1894 wurde das alte Theater (es stand auf dem Terrain des jetzigen „Nassauer Hof“) geschlossen, und schon acht Tage darauf wurde der neue Prachtbau am „warmen Damm“ unter kaiserlichem Gepränge festlich eröffnet. Georg v. Hülsen, der neue Intendant, besah für sein Amt gerade auf dem Felde der Oper einen geläuterten Kunstgeschmack und eine musikalische Bildung wie nur selten ein Mann in solcher Stellung. Die Wagner'schen Opern und Musikdramen, dazu „Aida“, „Undine“, „Oberon“, „Armide“ — das waren, wenn auch Fehlgriffe vorkommen mochten, doch nun einmal szenische Bühnenschöpfungen im Geiste

des Romantizismus, wie man sie so poesievoll und malerisch noch nicht erlebt hatte! In den Kapellmeistern Reibel und Schlar, dann seit 1897 in Prof. Mannstaedt, der fortan fast dreißig Jahre hindurch auch die Theaterinfoniekonzerte erfolgreich leitete, und in einem Gesangsensemble, dem hervorragende Kräfte wie die Kammerfänger Kalisch und Müller, die Damen Leffler-Burdard und Nelly Brodmann angehörten, fand der Intendant für seine Bestrebungen — nächst dem trefflichen Chor und Orchester — hingebende Unterstützung. Damals ward ein zahlloses internationales Publikum nach Wiesbaden gelockt, welches, von dem Glanz und Zauber der „Maifestspiele“ berauscht, den Ruhm unserer Oper in alle Lande trug! Auch der Nachfolger Hüllens, Dr. v. Muzenbecher, erwies sich als ein Bühnenleiter, der für die Oper ein feines ästhetisches Empfinden mitbrachte. Er hat außer Wagners „Tristan“ und „Parsifal“ namentlich auch Verdis „Otello“ und „Falstaff“, und den Richard Straußschen Werken „Rosenkavalier“, „Salome“ und „Ariadne“ — unter Mannstaedts Direktion und der Regie des bühnenkundigen Ed. Mebus — Eingang verschafft, und zwar in einer szenischen Form, die auch heute noch stichhaltig blieb. Ihm war die Heranziehung bekannter Künstler wie Harry de Garmo, Fritz Scherer, L. Schützendorf, Gabriele Englerth und Emilie Fried, zu danken. Die Zeit seit 1918, zumeist unter der Intendanz Hagemanns, und mit den Kapellmeistern Mannstaedt und

Rother an der Spitze, und in den letzten Jahren mit Otto Klemperer: diese Zeit, am erfolgreichsten in der stilgemäßen Ausgestaltung moderner Opern von Schreker, Korngold, Selles, Busoni und Hindemith, ist noch frisch in aller Erinnerung, besonders das Wirken Klemperers in den Theaterinfoniekonzerten mußte wohl unsern Musikleben den kräftigsten Impuls mitteilen!

Das aufmunternde Umland-Wort „Singe, wenn Gesang gegeben“ ist in Wiesbaden allzeit fleißig befolgt worden. Der „Cäcilien-Verein“ widmete sich (unter den Dirigenten Lüstner und Rogel) auch der Wiedergabe oratorischer Werke der Nachromantik und konnte neuerlich — wo er immer noch je nach Bedarf zusammentritt, auch (unter Schuricht) vor moderne Aufgaben gestellt werden. Die kleineren Chorvereine brachten und bringen hauptsächlich Aufführungen kirchlichen Charakters. Aufwärts streben unsere Männerchöre: sie schließen sich jetzt gern zu größeren Verbänden zusammen, und können sich getrost auch an größere und bedeutsame Aufgaben wagen.

Auf dem Gebiet der Kammermusik steht nach wie vor der „Verein der Künstler und Kunstfreunde“ unter Franz Mannstaedts musikalischer Leitung in erster Reihe; doch konfuriert mit diesem Verein die „Wolffsche Konzertdirektion“ in der Berufung auswärtiger Künstlergrößen nicht unruhlich. Die einheimischen Kammermusikvereinigungen erregten zwar Wohlgefallen, doch die meisten derselben haben sich immer bald wieder —

darin aufgelöst. Am längsten hielt sich wohl das „Nowad-Quartett“ mit Prof. D. Brückner, dem vielgefeierten Cello-Virtuosen. Doch danken wir auch anderen trefflichen Mitgliedern unserer beiden Orchester — zuletzt noch dem „Peischer-Quartett“ des Staatsorchesters — Darbietungen von vornehmer Kultur.

Das Schlusswort aber gilt dem Kurhaus, dessen Gedeihen uns doch nun einmal besonders am Herzen liegt. Im jetzigen prunkvollen Neubau (1907 durch ein Festkonzert unter Leitung Affernis, des Nachfolgers Lüstners feierlich eröffnet) übernahm 1912 Karl Schuricht die musikalische Direktion. Ihm war es vorbehalten, den Zyllustkonzerten wieder erhöhten Anreiz zu sichern, und durch glänzende Beethoven-, Brahms-, Bruckner- und Mahler-Feste auch auswärts in weitesten Kreisen Interesse zu wecken; wie er denn auch für die moderne Musik enthusiastisch eintrat und die Kurkapelle zu immer höherer virtuoser Leistungsfähigkeit heranbildete. Daß es ihm ermöglicht wurde, sich ganz der verantwortungreichen Stellung eines „Dirigenten ersten Ranges“ zu widmen, indem die Unterhaltungs- und Sonderkonzerte dem beliebten und altbewährten Musikdirektor Irmer übertragen wurden, ist der Städtischen Behörde nicht genug zu danken: so konnten in den letzten Jahren Schuricht und Klemperer, Städtisches Orchester und Staatsorchester gleichberechtigt nebeneinander kämpfen und siegen — zu Ehren der Kunst, zum Ruhme unsrer Kurstadt.

Wiesbadener Theater-Erinnerungen.

Von Ed. Smand.

Die Urzelle, aus der sich unser Theater entwickelte, ist natürlich die Wanderschmiede. Als Konrad Eckhof in Hamburg am Nationaltheater wirkte und Lessing seine Dramaturgie schrieb, spielte in Wiesbaden die erste wandernde Komödiantentruppe mit obrigkeitlicher Erlaubnis; das war zwischen 1765 und 1770. Vom Jahre 1801 ab wurde der Saal des Badehauses „Schützenhof“ als Theater benutzt; da war das Wiesbadener Theater als solches geboren. Seit 1807 stand es unter staatlicher „Oberdirektion“, obgleich es noch immer wandernde Truppen waren, die hier ihre Vorstellungen gaben. Immerhin, die Sorge um eine geeignete Stätte für die Aufführungen war man los und eine gewisse Stabilität des Daseins war erreicht. Man gab vorwiegend Lustspiele, Komödien und Iffland beherrschten den Spielplan. Im Jahre 1810 führt das Theater die Bezeichnung „Herzoglich Nassauisches Hoftheater“, es erhält einen Intendanten und einen jährlichen Zuschuß von 18 000 Gulden. Unter dem ersten Intendanten, der die Oper besonders pflegte, wäre Karl Maria von Weber beinahe Kapellmeister geworden. Interessant ist, daß das Theater schon damals mit Defizit arbeitete und der höfische Zuschuß auf 33 000 Gulden erhöht werden mußte. Der ganze Betrieb wurde nun sachgemäß ausgebaut; Kostüme, Requisiten, Dekorationen, Partituren, Instrumente, vor allem gute Kräfte wurden beschafft, nicht zu vergessen der Theaterzettel, den damals die Schellenberg'sche Hofbuchdruckerei für zwei Gulden 45 Kreuzer pro Abend besorgte. Mit dem Jahre 1813 war die Hoftheaterherrlichkeit wieder zu Ende. Von 1814—20 war man wieder auf Wandergesellschaften angewiesen. Von 1820—30 spielte unter wechselnder Leitung das Mainzer Stadttheater in Wiesbaden. Die Bürgerschaft der sich langsam entwickelnden Stadt mochte das Theater aber nicht mehr missen, und da der Schützenhofaal räumlich nicht mehr genügte, baute die Stadt das erste Wiesbadener Theater gegenüber den „Vier Jahreszeiten“ an der Wilhelmstraße mit einem Kostenaufwand von 160 000 Gulden. Im Jahre 1827 war der Bau vollendet, er wurde am 26. Juni seinem Zweck übergeben. Aber erst 1839 wurde eine eigene Gesellschaft berufen und ein neuer herzoglicher Intendant bestellt. Das Repertoire war hochstehend, namhafte Gäste erschienen, Franz List gab ein Konzert, Konradin Kreuzer leitete seine Opern. Der so wichtige Theaterzettel plaudert bedeutungsvolle Neuerungen aus, seit 1840 heißt es statt „Demoiselle“ — „Fräulein“ und im Jahr 1842 gibt es die ersten richtigen Theaterferien. Neben den Klassikern kamen um diese Zeit die begabtesten Schriftsteller der jungdeutschen Schule zu Wort: Gutzkow, Laube, Freytag, Holtei; freilich auch die Birch-Pfeiffer und zwar sehr ausgiebig. Das Revolutionsjahr 1848 brachte an Stelle des Intendanten eine

siebentköpfige Kommission, die sich nach W. H. Niehl ausgezeichnet bewährt hat. Die ersten Zeitungen tauchen auf, mit ihnen die ersten Theaterkritiken. Die ersten Wagner-Aufführungen waren künstlerische Sensationen. In den Personenverzeichnissen erscheinen allgemach Namen, die älteren Theaterbesuchern lieb und vertraut sind. Ewald Grobecker wurde am 10. Sept. 1853 verpflichtet; 1878 feierte er sein 25jähr. Jubiläum und bis in sein hohes Alter erquidete er das Publikum durch seinen trockenen Humor. Auf dem Theaterzettel vom 29. Aug. 1857 „Egmont“ findet man: Bradenburg, ein Bürgersohn — Herr Heyl,

liebsten Darsteller und seine Freunde haben auf dem Nordfriedhof seinen charakteristischen, geistreichen Kopf in Bronze verewigt. Rathmann war zu unserer Zeit schon ein alter Mann; er erkrankte mitten in einer Don Carlos-Aufführung und Herr Neumann las mit einem Band Schiller in der Hand in der Maske des „Alba“ die Rolle finster dräuend vor. Frä. Wolff war eine gute Heroine, aber wir Jungens mochten sie nicht, weil sie in Momenten der Erregung immer denselben Glucker hervorbrachte, was uns den Eindruck der Mache gab. Otto Dornewah! Als Künstler von schmalerem Format, aber unausschließlich in das Herz zahlloser



Altes Theater (Wilhelmstraße) im Jahre 1835.

der später Kurdirektor wurde und in den Anlagen eine Büste hat. Im Januar 1858 erließ der Intendant neue Disziplinargesetze für das Theater (gedr. in der Schellenberg'schen Hofbuchdruckerei), die erst 1893 durch Georg v. Hülfsen berichtigt wurden und z. T. noch heute bestehen. Um diese Zeit wurde auch die Pensionsanstalt für die Theatermitglieder ins Leben gerufen, ein bedeutungsvoller Schritt der Fürsorge und zur Verbürgerlichung der Bühnenmenschen. Friedrich Haase gastierte in denselben Rollen, in denen man ihn 30 Jahre später als aufgeregter Pennäler sah: Nargis, Hamlet, Chorane; ferner Emil Devrient, Aug. Wilhelmj, Maria Wilhelmj, Adelina Patti. Der 3. Nov. 1865 war wieder ein Geburtstag: Kapellmeister Jahn veranstaltete das erste Sinfoniekonzert im Theater. Mit dem Jahre 1866 kam das Theater unter die Generalintendanz Bothos von Hülfsen, der herzogliche Zuschuß wurde nun königlich (1892 = 241 000 M.), der künstlerische Betrieb preussisch. Neben Grobecker und Heyl nennt der Theaterzettel von 1868 Franz Bethge, Rathmann und Frä. Wolff; in der Oper Otto Dornewah. Bethge war ein Charakterdarsteller von scharfster Einprägbarkeit, seinen „Schmuck“ könnte ich heute noch zeichnen — wenn ich zeichnen könnte. Er war in den achtziger Jahren einer der be-

liebsten Darsteller und seine Freunde haben auf dem Nordfriedhof seinen charakteristischen, geistreichen Kopf in Bronze verewigt. Rathmann war zu unserer Zeit schon ein alter Mann; er erkrankte mitten in einer Don Carlos-Aufführung und Herr Neumann las mit einem Band Schiller in der Hand in der Maske des „Alba“ die Rolle finster dräuend vor. Frä. Wolff war eine gute Heroine, aber wir Jungens mochten sie nicht, weil sie in Momenten der Erregung immer denselben Glucker hervorbrachte, was uns den Eindruck der Mache gab. Otto Dornewah! Als Künstler von schmalerem Format, aber unausschließlich in das Herz zahlloser Wiesbadener und Wiesbadenerinnen eingegraben, denn er hat uns (im Pariser Hof) den Walzer beigebracht und mir immer den schimpflichen Vorwurf gemacht, daß ich meine Dame zu lose halte. Um diese Zeit (1869) zieht es die Berühmtheiten mehr und mehr nach Wiesbaden. Theodor Wachtel, Hedwig Niemann-Raabe, Adolf Sonnenthal und L'Arronge, der damals Direktor des Mainzer Stadttheaters war; zugleich tauchen die ersten Bedenken über die räumliche Unzulänglichkeit des Theaters auf. Wir Schüler konnten das zwanzig Jahre später noch nicht finden; für uns war das alte Theater, wie es war, ganz herrlich, ob wir nun in den ermüdeten Klassikervorstellungen für 25 Pf. auf dem „Olymp“ in unbegreiflicher Enge, Hitze und Begeisterung aushielten, ob wir mit Kennermienen und verschränkten Armen im „Stehparterre“ für 1 M. standen oder auf dem zweiten Rang sehr vornehm in einer der so charakteristisch „Mehlkästchen“ genannten Logen einen geschenkten Abonnementplatz innebatten; es war eben einfach herrlich. Annette Balbo findet man 1867 zum erstenmal als Leiterin eines von ihr arrangierten Tanzdivertissements „La Rose“ auf dem Zettel; sie hat auf diesem Gebiet quantitativ wie qualitativ gewiß das Höchstmögliche erreicht; aber auch in der Gunst des Publikums, das die kleine, rundliche Dame sehr gern hatte. In gleicher Gunst stand viele Jahre Franz Rudolph, einer der vielseitigsten Bühnenkünstler, die mir vorgekommen sind; er gab heute den Bedmeßer, morgen den Stauffacher und übermorgen einen komischen Onkel in einem Schwanke, kein Wunder, daß er bei solcher Verwendbarkeit fast jeden Abend auf der Bühne stand. Im Jahre 1880 wurde Max Röchy für das Königl. Theater verpflichtet, eine starke Persönlichkeit, die unter der Intendanz des verwaltungstechnisch sehr begabten Heinrich Adelon (1870—93) künstlerisch führend war. Wir jungen Menschen schwärmten für ihn, schon allein deshalb, weil er so interessante Rollen hatte: Philipp, Wallenstein, Lear, Iago, Shylock, Nathan, Marinelli, Rurfürst, Tartuff, Gessler, Burleigh usw. Ein Darsteller von Wucht und, wie wir später erkannten, raffiniert virtuos im Gebrauch seiner ungewöhnlichen

stimmlichen Mittel, mit deren Hilfe er seelische Zustände packend vorzuführen wußte; also auch im Schauspiel gewissermaßen musikalisch in der Art seiner Ausdrucksgebung, nicht überbietbar im Reichtum seiner Sprechmelodie. Charakteristisch für ihn, daß er an dem als Wallenstein gastierenden Max Pohl auszusagen fand: „Der Mann hat keine Träne im Organ“. Köchy war lange Jahre im wahren Sinn des Wortes tonangebend, andere hatten weniger Einfluß, aber vielleicht mehr Liebe gefunden. Wer erinnert sich nicht gern der reizenden Opernfoubrette Pfeil, der dramatischen Sängerin Nachtigall, des herrlichen Julius Müller (Heldenbariton), Max Ruffenis (Bass), des lyrischen Tenors Buff-Gießen, des Buffotenors H. Buffard, der heute noch in Karlsruhe wirkt. Im Schauspiel wurde Albert Baymann sehr geschätzt, der es verstand, aus leeren Theaterhüllen — etwa dem Hüttenbesitzer — Menschen zu machen. Dann Eilke Lipiski, eine Naive von seltener Anmut und Grazie, alles naturhaft, goldbecht, bestrickend in ihrer Lieblichkeit und Mädchenhaftigkeit; allein ihre Stimme mit dem Klang eines Silberglöckchens war zum Verlieben und in der Tat, mehrere Generationen waren immer gleichzeitig in sie verliebt. Auch ihr Gatte Rudolf Poffin haftet als Charakterspieler besonders mit seinem dämonischen Franz Moor im Gedächtnis; das Paar lebt übrigens in Wiesbaden. Hans Rodius war eine

glänzende Erscheinung als „jugendlicher Held“ und ist es, wahrhaftig, noch heute. Noch einige Namen, die vergangenen Zeiten neues Leben geben: Nelly Brodmann, Auguste Santen, Johanna Rau, M. Al-



Altes Theater mit Schillerdenkmal um 1890.

rich, Luise Willig, Paul Neumann, Henry Greve, Max Aglitzky, B. von Kornagky. Noch eine Künstlerin sei genannt, deren besonderes Aroma jedem unvergänglich ist, der sie gekannt hat: Nuschka Buge, der Stolz des Ensembles, bis sie

1888 von Barnay nach Berlin entführt wurde. Auch Eduard von Winterstein ist von hier nach Berlin gekommen. Unser allverehrter Franz Mannstädte wurde 1886 für Wiesbaden gewonnen. Auch Namen wie Spieß und Winka, die jahrzehntelang in kleinen Rollen auf den Zetteln erscheinen, haben Gewicht und Fr. H. Stemmler, die über dreißig Jahre treu an der Kasse saß und mit unendlicher Geduld die oft unerfüllbaren Wünsche der Kartenbesitzer entgegennahm, hat die ganze Stadt gekannt und geehrt. — Diese Theater-Erinnerungen möchten bei dem Jahre 1894 halt machen, teils aus Raum-mangel, teils, weil die Geschichte des neuen Hauses noch zu frisch ist. Das Gesagte soll nur zum Versenken in die Vergangenheit anregen, nicht etwa lückenlos sein; flüchtige Skizzierung des Geschichtlichen und lose geknüpft Bilder, Gesichte, die dem rückwärts gewandten Blick sich aufdrängen. Neben der Freude, die solch seltsame Begrüßung verwelteter Ferne schenkt, schießt die Erkenntnis auf, mit welch mystischen, mächtigen Quellen doch das Theater uns Geist und Seele speist und man begreift, daß das melancholische Licht, in dem heut viele die

Situation des Theaters sehen, ein trügerisches Licht ist, weil das Theater das Verlangen einer tiefen Forderung unseres menschlichen Seins erfüllt, weil es die Verkörperung eines Lebensprinzips ist und daher über alle Krisen hinweg Dauer haben muß.

Rückkehr zum Auftragsystem der Theater.

Von Paul Becker.

Als eine der wichtigsten, wenn nicht als die überhaupt wichtigste Aufgabe der heutigen Theaterpolitik betrachte ich die Wiedereinführung der unmittelbaren Verbindung zwischen Schaffenden und Bühne.

Zu allen Zeiten großer Theaterkunst hat solche unmittelbare Verbindung bestanden, vielmehr: nur wo und wann sie vorhanden war, hat es ein wahrhaft großes Theater gegeben. Es ist nicht nötig, auf die Antike zurückzuverweisen: das englische, spanische, italienische, französische Theater, das klassische deutsche Drama, ebenso die italienische, französische, deutsche Oper bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts sind entstanden aus unmittelbarer Wechselwirkung zwischen Bühnenwirklichkeit und schöpferischen Geistern. Der Schaffende stand im Dienste des praktischen Theaters, er schrieb für eine Bühne, deren technische Bedingungen und Möglichkeiten ihm genau bekannt waren, er schrieb für ausübende Künstler, deren Fähigkeiten ihm Maß, Richtlinie, Anregung gaben, er schrieb für ein Publikum, dessen Zusammensetzung, Interessenrichtung, Aufnahmefähigkeit die Art der erzielbaren Wirkungen bestimmte und umgrenzte. Nur wo diese Faktoren: Bühne, Darsteller, Publikum dem Schaffenden genau bekannt sind und von ihm von vornherein in die Konzeption bewußt einbezogen werden, kann das entstehen, was wir heute wieder mit dem Sehnsuchtsnamen „lebendiges Theater“ bezeichnen.

Das Theater des 19. Jahrhunderts hat diese Grundlage jeder starken Bühnenkunst verlassen. In einzelnen Fällen sind auch weiterhin für berühmte Darsteller besondere Werke geschrieben worden, und diese Werke haben sich fast durchweg als Erfolge bewährt. Auch Operette und Revue sind der alten Praxis treu geblieben. Dichter und Musiker aber haben sich im allgemeinen vom Theater getrennt, sie haben nicht mehr für eine wirkliche, sondern für eine unwirkliche, ideologische Bühne geschaffen. Sie waren der Meinung,

daß die durch Festhalten an den Bedingungen der Wirklichkeit gegebenen Umgrenzungen die Freiheit des künstlerischen Schaffens beeinträchtigen. Diese Überspannung des Freiheitsbegriffes hat sich an beiden Seiten gerächt: an den Schaffenden, indem sie die Kenntnis des Theaters und damit der Vorbedingungen der Bühnenwirkung eingebüßt und ins Blaue hinein geschrieben haben, am Theater, indem es auf seine stärkste Auftriebskraft: die schöpferische Persönlichkeit verzichtet mußte.

Es ist hier nicht der Ort, den vielfältigen Ursachen dieser Entfremdung nachzuspüren, es genügt, sich der Tatsache bewußt zu werden und einen Weg zur Wiedernäherung zu zeigen. Ich rege an:

Die großen staatlichen und städtischen Verwaltungen, die ihre Theater im Dienst der Volkskultur führen, mögen in die Haushaltspläne dieser Bühnen eine neue Position einsetzen unter dem Titel „Für Aufträge an Dichter und schaffende Musiker“. Dieser Titel gibt dem Theaterleiter Mittel, schöpferische Vergütungen als Mitglieder mit Aufenthaltspflicht an sein Theater zu ziehen und ihnen den Auftrag zu erteilen, für dieses Theater, für diese Bühne, für diese Darsteller und Sänger ein Werk zu schreiben, das zunächst Aufführungseigentum des Theaters bleibt, gewissermaßen als gemeinsames Erzeugnis eben dieser Bühne und dieses Autors, weiterhin selbstverständlich genau so verwertbar ist wie jedes andere Werk. Die Bestimmungen könnten dahin präzisiert werden, daß dem Theaterleiter die Verpflichtung auferlegt wird, sich nicht an bekannte Autoren zu wenden, sondern junge Begabungen ausfindig zu machen, für die ein solcher Auftrag zugleich Stipendium und praktische Schulung wäre.

Ich bilde mir nicht ein, daß auf diese Art plötzlich eine große Zahl dramatischer und musikalischer Meisterwerke entstehen würde. Aber im Vergleich mit dem jetzigen

Zustand sehe ich keinen einzigen Nachteil, dagegen eine erhebliche Zahl von Vorteilen. Diese wären:

1. für die Bühne:

Aufhören des unwürdigen, oftmals lächerlichen Wettlaufs nach Uraufführungen, die lediglich Renommierzwecken dienen,

Anbahnung einer eigenen lokalen Theaterkultur durch allmähliche Heranziehung eines nach ausgeprägten Gesichtspunkten schaffenden Autorenkreises,

Förderung der ausübenden Künstlerschaft durch dauernden Kontakt mit schöpferisch veranlagten Naturen.

2. für die schaffenden Dichter und Musiker:

Ruhe und Sicherheit der schöpferischen Arbeit unter Ausschaltung falscher Erfolgsspekulation, Kenntnis der Wirklichkeit des Apparates, dem die Arbeit gilt und damit Schaffung der elementaren Voraussetzung, ohne die eine lebensfähige Bühnenschöpfung gar nicht entstehen kann,

Gewinn von Anregungen, die bei Auswertung durch schöpferische Menschen die Möglichkeiten des heutigen Theaters überhaupt erst richtig erschließen werden.

Ich glaube, daß sich darüber hinaus noch mancher andere Gewinn für alle Teile: Bühne, Schaffende und Publikum ergeben wird. Das Wesentliche aber würde ich in dem Hauptpunkt: der Wiedervereinigung des schöpferischen Menschen mit dem Theater sehen. Wenn unsere Theater der Wachhaltung des kulturellen Lebens dienen sollen, so werden sie aus der Geschichte die Lehre zu ziehen haben, daß dieser Weg gegangen werden muß. Eröffnet werden kann er durch die Initiative des Theaterleiters. Mögen die behördlichen Stellen oder auch ein neues Mäzenatentum die wirtschaftliche Möglichkeit dazu geben!

Theater, Film und Radio.

Von Carl Hagemann (Berlin).

Solange man die Kulturgeschichte der heutigen Menschheit zurückverfolgen kann, hat es Theater, Musik und Tänze gegeben. Ein Volk ohne Spiele ist nicht nachzuvorfing. Was lebt, will spielen — will sich von der Gebundenheit des täglichen Daseins befreien. Und zwar haben diese drei Künste die gleiche Wurzel. Sie bilden ihrem letzten Wesen nach eine Einheit: schließen sich gelegentlich zu großen und umfassenden Offenbarungen menschlicher Gestaltungskraft zusammen, bleiben aber auch wieder häufig in ihren eigenen Bezirken. Die musikalisch-tänzerische Schaubühne stellt die Urkunst des Menschen dar und ist in der Kultur-entwicklung bis heute seine treue Begleiterin geblieben. Aber Jahrtausende hinweg ist man bei den verschiedenen Völkern und in den verschiedenen Ländern des rhytmisch

bewegten Körpers auf Grund musikalischer Impulse froh geworden, hat die Darstellung irgendwie geregelter szenischer Vorgänge den Menschen Freude bereitet. Und zwar ist der Träger dieser körperlich übertragenen Äußerungen gesteigerter Gefühle stets der einzelne Mensch selbst gewesen: der dazu besonders begabte und für diese Zwecke abgerichtete Mensch. Der darstellende Künstler. Als Tänzer oder Schauspieler, als Tonhörer oder ausübender Musiker.

Erst seit kaum einem halben Jahrhundert ist nun dieser uralte, im Gesellschaftsleben der Völker durchaus maßgebende Kunst des Theaters, des Tanzes und der Musik eine in manchem ähnliche und in vielem wieder so ganz andersartige und so ganz eigene künstlerische Betätigung an die Seite getreten, die den

heutigen Menschen als etwas durchaus zu ihm Gehöriges, aus seiner Zeit und in seiner Zeit Entstandenes mit der Macht eines Elementarereignisses in den Bann geschlagen und Besitz von ihm ergriffen hat. Die unerhörte Entwicklung der Technik auf Grund genialer Forschungsergebnisse im Rahmen der Naturwissenschaften führte zu einer Auswirkung künstlerischer Werte, die in ihrer ganzen Art ebenso neu und neuartig wie das ganze Leben umfassend und bestimmend sind. Zum ersten Mal seit Menschengedenken schuf sich die Gesellschaft eine neue Kunst: die neue Kunst. Künste, die geeignet erscheinen, nicht nur dem Einzelnen bisher ungeahnte Anregungen zu geben und mit Erscheinungen des Lebens, Denkens und Fühlens bekannt zu machen, die ihm bisher verschlossen waren, sondern die das

heutige Geschlecht über Kontinente und Meere hin zu einer großen Gemeinschaft dieser Erde zusammen-schließen und sich anschließen, alle die verschiedenen Rassen und Länder einander so weit zu nähern, daß die Dichterworte Wahrheit zu werden beginnen: „Seid umschlungen Millionen“. Es ist der Film und das Radio: die neue Kunst des Auges und des Ohres. Als durchaus zwangvolle Produkte gesteigerter wissenschaftlicher Erkenntnisse.

Die Verschmelzung von Wissenschaft, Technik und künstlerischem Gestaltungswillen zu einem bisher schlechterdings unbekannten und unvorstellbaren Darstellungsmittel macht den Film und das Radio in gleicher Weise zu einer unerhörten heutigen Erscheinungsform der menschlichen Gesellschaft und läßt diese beiden Ausdrucksmöglichkeiten machtvoll und letzten Endes unangreifbar neben die uralten künstlerischen Betätigungsarten treten. Der Film und das Radio sind durch nichts aus dem Gesamtbilde unseres Zeitgeschehens zu tilgen. Was auch immer gegen diese letzten Ergebnisse menschlichen Schöpferwillens und ihre gewiß noch nicht immer einwandfreien Auswirkungen geredet und geschrieben wird, welche Bedenken auch immer geäußert, welche Beschränkungen festgestellt werden, das optische Phänomen des Films und das akustische Phänomen des Radios sind derart im Wesen unserer Zeit und unserer Menschheit verankert, daß es nur eines gibt: mit aller Vitalität, allem Scharfsinn und aller Konsequenz an der Entwicklung dieser Dinge zu arbeiten und die sich in Fülle darbietenden Probleme einer irgendwie abschließenden Lösung zuzuführen.

Am sich steht der Film der Malerei, vor allem den graphischen Künsten, und das Radio der Rezitations- und Redekunst näher als der lebendigen Schaubühne, deren vorhandene und längst erprobte Kunstwerke sich beide in Verkennung ihres letzten Wesens zunächst in viel zu hohem Maße für ihre eigenen Zwecke dienstbar gemacht haben. Aus Hilflosigkeit. Aus Mangel an geeigneten Vorlagen. Aus dem begreiflichen Wunsch und Willen heraus, die neuen Erfindungen sofort auch gehörig zu nutzen und dabei zu erweitern, zu vervollkommen. Das technische Phänomen war da. Zu seiner Betätigung bedurfte es verschiedenartiger Stoffe, Formen und Begebenheiten, die man auf die zitternde Leinwand werfen und durch den freien Raum schicken konnte. Und so griff man nach Bestehendem, Nabeln, Erprobtem und plünderte die dramatische Weltliteratur oder schuf sich schnell und notdürftig Werke, die zur Not zu photographieren oder zu senden waren, die aber trotz einer gewissen Anpassung an die

Bedingungen der neuen Kunstmittel doch in allem Wesentlichen den inneren Gesetzen des Theaters folgten und die Eigentümlichkeiten der neuen Ausdrucksform im Grunde außer acht ließen. Auf diese Weise hat der Film Jahrzehnte gebraucht, bis er sich auf seine besonders ästhetische Wesensart besann und seine praktischen Ergebnisse aus eigenen Gesetzen und Normen heraus gestaltete — bis er sich mit der Zeit vom Theater entfesselte und eigene Wege ging, wie sie ihm allein die Erkenntnis des wahrhaft Filmischen weisen konnte: die Erkenntnis der durchaus eigenen Bedingungen folgenden rein optischen Kunst.

Auf diese Weise steht auch das Radio, was einen wichtigen Teil seiner Darbietungen betrifft, heute noch ganz im Banne der lebendigen Schaubühne und ihrer verzweigten und bequem erreichbaren Literatur, hilft sich, so gut es immer gehen will und soweit die Haft des praktischen Rundfunkbetriebes die nötige Zeit und Muße gewährt, mit Bearbeitungen bekannter und beliebter Theaterstücke und macht nur schüchterne Versuche, die grundlegenden Normen einer dramatischen Sendekunst zu erkennen und die bisher nur zu largen Ergebnisse sich in sogenannten „Hörspielen“ oder „Hörbildern“ auswirken zu lassen. Daß in dieser Hinsicht bisher noch so gut wie nichts erreicht wurde, kann bei der Kürze der verfügbar gewesenen Zeit nicht Wunder nehmen. Beendet doch der deutsche Rundfunk dieser Tage erst das vierte Jahr seines Bestehens.

Film und Radio greifen in ihrer Wirkung bedeutend weiter als das Theater oder gar die einzelne Zeitung. Das Tageblatt wendet sich an einen bestimmten Hörerkreis, der meist partei- oder kulturpolitisch zusammengefaßt und dadurch begrenzt ist. Das staatliche oder städtische Theater hat schon ein größeres Publikum, ohne die Bevölkerung des betreffenden Gemeinwesens ganz oder auch nur im Wesentlichen zu umfassen. Der Film holt in seine zahlreichen größeren und kleineren Säle schon Tausend und Abertausend hinein und das Radio wendet sich in seiner Uferlosigkeit an die ganze Menschheit oder doch an sehr große Teile aller Gesellschaftsschichten. Die Schaubühne, an Zahl der verfügbaren Häuser viel geringer als das Kino, ist mehr oder weniger an die Kultur und Kunst eines bestimmten Volkes und zumeist auch an bestimmte Stoffgebiete gebunden. Der Film reicht, ohne der Sprache als Ausdrucksmittel zu bedürfen, über Länder und Völker. Das Radio hat überhaupt keine Grenzen. Nach dem dieser Tage aus dem Aufnahmeaum des Berliner Funkbetriebes Haydn'sche und Mozart'sche Musik mit Hilfe ganz kurzer Wellen nach Buenos Aires gesendet

und über eine Entfernung von über 12 000 Kilometer genugsam aufgenommen werden konnte — nachdem man ferner die Rede der offiziellen Staatsvertreter mit derartiger Sicherheit nachzuszenographieren vermochte, daß sie am nächsten Morgen in allen amerikanischen Zeitungen standen, gibt es nunmehr den Welt-rundfunk. Wie der Schöpfer des deutschen Radio, Staatssekretär Dr. Bredow, in seiner Ansprache an die deutschen und argentinischen Gäste des denkwürdigen Abends sagte, kann nunmehr von jedem Punkte dieser Erde, der die nötigen technischen Einrichtungen hat, zu jedem Menschen dieser Erde gesprochen werden, wenn er mit einem entsprechenden Empfangsapparat ausgerüstet ist.

Aber auch rein stofflich sind Film und Radio dem Theater überlegen. Die Schaubühne bringt lediglich Werke der dramatischen Literatur, die allerdings in allen ihren Erscheinungen, vom hochwertigen Kunstwerk bis zur leichtesten Unterhaltungsware, und zwar als gesprochenes oder gesungenes Stück geformt (Schauspiel oder Oper) berücksichtigt zu werden pflegt. Auch der Film überträgt das spannungsvolle Geschehnis aus den Bezirken menschlicher Leidenschaften und Schicksale, wenn auch in seiner Weise und mit seinen Mitteln, geht aber wesentlich und weit über das Gebiet der dramatischen Kunst hinaus und zaubert eine schier unabsehbare Fülle von Eindrücken vor die Augen der Zuschauer, sodaß ihnen in zwangloser Form die Länder und Völker mit den Eigenheiten ihrer Natur und Geisteswelt vermittelt werden. Das Radio aber kennt heute überhaupt keine Bindungen mehr. Was immer tönt, kann überall dorthin gesendet werden, wo Menschen leben. Was sich mitzuteilen lohnt, was der Öffentlichkeit, der Gesellschaft wissenschaftlich wertvoll, kann zweifellos an die geleitet werden, die es angeht und die sich damit zu beschäftigen wünschen. Nicht nur alle Gebiete der Künste und Wissenschaften haben im Radio ein neues, und zwar umfassendes, die große Menge sicher umgreifendes Medium gefunden, um sich im Dienste und zugunsten einer fortschrittlich geführten Menschheit zu betätigen, auch die ganze Farbigkeit unabsehbarer täglicher Geschehnisse findet hier seine Verbreitung.

Der Rundfunk soll und will ein Spiegel der Zeit werden, gleichsam — mit dem für das Theater geprägten Schafespaarwort — ihre „abgekürzte Chronik“ liefern. Er muß deshalb lebendig und elastisch sein. Zweck und Aufgabe des Rundfunks ist, mit den großen Werken aller Art und Gattung bekannt zu machen und das Verständnis dafür zu erleichtern. Der Rundfunk soll anregen, vermitteln, vorbereiten, soll die Menschheit erbauen, belehren und unterhalten. Er ist das modernste und universellste Verständigungsmittel der Menschheit.

Symbole und Aufgaben der Wiesbadener Kultur.

Von Geheimrat Professor Dr. R. H. Grönmacher.

Burg und Dom waren die charakteristischen Wahrzeichen des Mittelalters. In ihrem tiefen Sinn hat sie uns besonders Spengler verstehen gelehrt. Am Anfang der faustischen Kultur ums Jahr 1000 erhoben sich „über das Bauerndorf mit seinen Rassebauten zwei ausgeprägte Formen höheren Ranges als Ausdruck des Daseins und als Sprachen des Wachseins, Burgen und Dome. In ihnen steigert sich der Unterschied von Totem und Tabu, Sehnsucht und Angst, Blut und Geist zu gewaltiger Symbolik.“ Der Adel beherrscht von der Burg aus die Welt, der Priester betet im Dom zum Himmel.

Symbolische Zeugen dieser Vergangenheit umgeben kaum eine andere Stadt so reich wie Wiesbaden. Die Dome von Mainz, Speier, Worms, Frankfurt liegen in ihrer Nähe; Burg um Burg krönt den Strom, den Wiesbadens Stadtgebiet jetzt erreicht hat. Wer seinen Herren- und Weltstern stärken will im Anblick von Burgen, wer ein sursum corda, eine Erhebung der Herzen zum Himmel, erleben möchte, — nicht wenige Menschen unserer Tage begehren beides zugleich in paradoxer Verbindung —, der wandere nur ein wenig hinaus über die Grenzen Wiesbadens. Er kann dann die tiefsten Motive mittelalterlich-faustischer Kultur in plastischer Gestalt erfassen.

Die eigentliche Stadt Wiesbaden entbehrt dagegen jeder mittelalterlichen Symbole, sie besitzt keine Spuren von Burg und Dom. Im Mittelalter hat Wiesbaden nichts bedeutet. Die Stadt trägt nur die Kennzeichen der Antike und Moderne. Reste römischer Bäder und eines antiken Heiligtums, des Nithreum, weisen in die Tiefe; eine Mauer schützte beides und schloß die Menschen zu erdennahem Leben und Glauben eng zusammen.

Die moderne Entwicklung umfaßt nicht viel mehr als ein Jahrhundert und die Schaffung ihrer beiden

charakteristischsten Symbole fällt in das dreiviertel Jahrhundert, in dem diese Zeitung beobachtend und kündend von Wiesbadens moderner Entwicklung ihren Dienst tut. Die modernen Symbole Wiesbadens sind: das Kurhaus und der Bahnhof. Sie sind zunächst Schöpfungen einer stark und reich gewordenen Zivilisation. Gewaltige Geldmittel waren zu ihrer Herstellung notwendig; moderne Kunst und Technik allein konnten sie vollenden. Zwanzig Millionen Mark kostete vom ersten Spatenstich im Jahre 1889 bis zu seiner Eröffnung im Jahre 1906 der neue Bahnhof; sechs Millionen verschlang der nicht viel länger als zwei Jahre, 1905 bis 1907, währende Kurhausbau. Die äußeren Tatsachen und Erscheinungen solcher Zivilisationsbauten gestatten und verlangen ihre Deutung und Vertiefung zu Symbolen echter Kultur. Denn auch der moderne Mensch ist — das sei in entschiedenem Widerspruch zu allen Lobrednern des Mittelalters und auch zu Spenglers Zeitpessimismus ausgesprochen — noch einer echten und wahren Kultur fähig und in der Lage, ihr die entsprechenden symbolischen Ausdrucksformen zu schaffen.

Das Kurhaus — schon in seinen äußeren Formen an die Antike erinnernd — bringt ein Stück antiker Lebensstimmung in der modernen Welt wieder zur Geltung. Es dient zunächst — mit Epikur, dem Lebenskünstler, zu reden — dem „heiligen Leibe“. Leibeserfrischung, Leibesstärkung auch durch „große Hechte und guten rheinischen Wein“, — die schon Luther, weil von Gott geschaffen auch zum Genuß bestimmt sein ließ, — erscheinen uns im Unterschiede zum Mittelalter als eine wirklich kulturelle Aufgabe. Freude am Leibe und Frohsinn auf der Erde sind positive Werte im kulturellen Sinne für den modernen Menschen geworden. Von ihnen steigt er auf zum Geiste, wie er sich in Wissenschaft und Kunst offenbart.

Auch ihnen dient in Wirklichkeit und darum auch im Symbol in Wiesbaden das Kurhaus. Gewalt der Rede und Kraft des Tones führen in die farbige Anschauung des bunten Lebens, aber auch in seine ernstesten Probleme, vertiefen seelische Spannungen und lösen sie auf in selbige Harmonien. Künstlerische Erlebnisse führen über die Welt hinaus, wenn etwa das mittelalterliche Veni creator spiritus und die Schlusschöre des Faust in Mahlers achter Symphonie erklingen; sie verbinden mit Gott und den Brüdern, wenn Beethoven's Reunite endet. Das Kurhaus vermag den modernen Menschen in gewissem Sinne das zu bringen, was dem mittelalterlichen der Dom schuf: Erhebung bis zu den letzten Höhen, aber es hält ihn auch — wie den antiken Menschen — fest in dieser Wirklichkeit. Geist Goethes, der leiblich gern durch das alte Kurhaus wandelte, mit seiner Erdennähe und seinem Aufstieg zum Ewigen kann in diesem Hause ein Symbol gewinnen.

Der moderne Mensch sucht aber nicht nur die Höhe, sondern auch die Weite. Ihn beengt die antike Mauer in gleichem Maße wie die aufgelegene Zugbrücke einer mittelalterlichen Burg. Er will und muß hinaus, seine Sehnsucht ist die Ferne. Selbst seine Liebe ist nach Nietzsche „Fernstenliebe“. Die Möglichkeit einer jederzeitigen Erreichung der Weite und der Ferne symbolisiert der Bahnhof. Schon Goethe pries an Wiesbaden die Fülle der Chausseen, die ein rasches Hin- und Fortkommen nach allen Seiten ermöglichen; er, dem alles Vergängliche ein Gleichnis war, würde heute die Schienenstränge feiern als Symbole faustischer Wege. Der einzig wirklich große Dichter Amerikas, W. Whitman, der urwüchsige Natur mit moderner Zivilisation zu echter Kultur verschmilzt, besingt in einem Liebes die rasende Jagd der Lokomotive durch die Prairie als Symbol inneren Sturmes, ja als

Bild des Lebens, das von Station zu Station eilt, immer weiter, endlos, ewig — faustische Bewegung, nicht antike Begrenztheit, nicht mittelalterliche Ruhe.

Wiesbaden hat dieses Symbol modernen Lebens besonders plastisch ausgeprägt in den weiten und hohen Hallen seines Bahnhofs mit seinen hellen Fenstern, seinen offenen Türen: Hinaus in das Leben, hinaus in

die Welt! Die Burg ist geschlossen, der Bahnhof offen; die Burg schließt einen kleinen Kreis adliger Rasse zu Abwehr und Raub zusammen. Der Bahnhof eint die Menschen und Stände aller Völker zu gemeinsamer Fahrt.

Wiesbaden hat durch seine Geschichte die besondere Aufgabe empfangen, nicht wie manche andere Stadt das Mittelalter und seine Sym-

bole zu erhalten und zu pflegen, sondern die moderne Zivilisation und ihre Sinnbilder mit echter Kultur zu erfüllen. Von allen Bestrebungen in dieser Richtung nicht nur zu künden, sondern sie auch zu fördern, sei wie bisher die bedeutsame Aufgabe dieser Zeitung zunächst in den kommenden 25 Jahren, — bis zum vollen Jahrhundert!

Mir sein von hie!

Zur Wiesbadener Mundart und Mundartdichtung.

Von Otto Stüdrath.

Verhältnismäßig spät hat sich unsere Mundart Literaturfähigkeit erworben. Sie galt lange als etwas Minderwertiges, wurde vielfach als verderbtes Hochdeutsch aufgefaßt und muß es heute noch büßen, daß sie Jahrhunderte lang als Schriftsprache nur äußerst selten Verwendung fand. Nimmt man allerdings die unzähligen Reime und Liedchen der Kinder, die durchweg die Mundart aufweisen, als frühe Zeugnisse der poetischen Betätigung in der heimischen Mundart, so kommt man zeitlich ein schönes Stück weiter zurück. Die ersten Ansätze zu einer heimischen Mundartdichtung zeigen sich in den größeren Städten unseres Landes, in Dillenburg, Weilburg, Frankfurt a. M. und Wiesbaden. Aber noch ehe aus Wiesbaden eine lokale Mundartdichtung bezeugt ist, besingt der Hesse Lennig in der Mundart der Gegend um Mainz das Bad und das Badeleben der jetzigen Weltkurstadt:

„Wie bei em greschte Feier uff em Hard
Quorrelt und brogelt dort des Wasser aus der Ard.
Des is d'r e Gekoch und e Gegähr,
M'r sollt net maane, daß es Mensche mihlich wär . . .“

Er schildert den Kurfaal, der ihm nicht zusagt, weil die „glasern Ohere dhun grad uff enanner ziehe; wammmer'sch Gicht nocht net hot, dann lamm-mer'sch do noch kriebe.“ Die „Statewa vun weißem Marmelstaan“, die nichts um und nichts an haben, entlocken ihm ein Pfui Teufel, während er mit viel Teilnahme dem Roulettespiel folgt und meint „Wamm-m'r vorhar wißt, wie dar Klidder fällt zulest, hätt unferaaans emol for Spaß aah druff geseht!“ Plastisch schildert er die Bade-gäste:

„Dort kumme Sunnbahs Gäst aus alle Ecke
Un schneite Rumpfenender zum Verrecke.
Un dhun was vornehm, aans dem annern um die Wett,
Als wann e jedes Geld volluff ze fresse hätt.
Die treuwe d'r vun aans bis in die Nacht ehr Wese,
Die merchte kumme an un fahre fort mit Chaise.“

Wenn er auch zum Schluß denen, die noch nicht in Wiesbaden waren, zuruft: „Giebt hin, aannol ze siehn is es der Mh doch wart!“ so muß er für sich und seine Person feststellen, daß die Kur zwar nichts schadete, aber auch nichts nützte. „Mein Knolle Geld war fort in aaner Woch, die Knolle vun meim Gicht, adjees, die hunn eich noch.“

Es ist in diesem Gedichte das Hintreiben auf die tragikomische Wirkung der Schlußzeilen so deutlich, daß man es, so echt es sich auch anschaut und so fein es die Einzelbeobachtungen vom Standpunkte des Bauern bringt, nicht tragisch zu nehmen braucht, soweit Kur und Kurserfolg in Frage kommen. Jedenfalls wirkt Lennigs Dichtung, gut vorgetragen, auch heute noch, obwohl die kulturellen Voraussetzungen keineswegs mehr zutreffen.

Aus dem Jahre 1846 ist ein mundartliches Loblied auf das Herzogtum Nassau vorhanden — der Dichter ist mir unbekannt —, das nach einer kurzen Einleitungsstrophe nicht weniger als vier Strophen des siebenstrophischen Liedes dem Lobe der Stadt Wiesbaden widmet:

„Do springt euch haah Wasser aus'm Ardburrem raus,
Es schmeckt wie schwach Flaaschbrüh, vor Viele en Schmaus.
Do sieht mer euch Mensche aus alle Harrn Länner,
Mit forze, mit lange un bunte Gewänner,
Do sieht mer euch Russe un Dörte un Polade,
Un Frankforter un Meenger un all die Schwerbade.
Do trinkt mer euch Wasser, 's is kräftig un rein,
Waah Gott, es schmeckt besser, als hie euer Wein,
Un e Weinche wächst do euch, su siffig, su sieh,
Die Mensche die lewe dort, wie im Paradies.
Die Kollnad un der Cursaal, daß is euch e Pracht,
Die Dietmühl un Nierthal wird von labnem veracht.
Uff de Gaahberg lafe Esel statt Gaahse enuff,
Siehe Weiber un Männer un Märcherer druff.“

Auch hier ist der „warme Brunne“ das, was als Besonderheit zuerst erwähnt wird, auch hier zieht das Badeleben, teilweise recht gut geschildert, an unserem Blickfeld vorüber, ein Badeleben, das heute in dieser Form der Vergangenheit angehört.

Erst in dem von Joseph Rehrein, dem verdienten nassauischen Sprachforscher und eifrigen Sammler herausgegebenen Werke „Volksprache und Volksfite in Nassau“ kommt die Mundart der „älteren Bauersleute in der Stadt Wiesbaden“ zu ihrem Recht. Eine köstliche Sprachprobe schildert, „wie sich's Virreche erausgebisse hat, dene Harrn geheninwer.“

Es war nämlich das „Virreche“ von einem Kerl im blauen Rock mit gelben Knöpfen auf das Justizamt geladen worden, hatte sich am nächsten Tag nobel gemacht, war auf die Amtsstube gegangen und hatte die dort anwesenden Schreiber so wacker begrüßt, daß sie „die Ferrekeil newe hin geleht hun, dann su e kräftig Ansprooch war en bis dato noch net vortumme.“

„Do druff fahr ich, meine Harre, fahr ich, wo ficht dann des Justizratsvirreche, fahr ich. Do stund Alaner uff un saat: „do drin ficht's.“ Bon, fahr ich, un gung D'r enei. — Wie ich D'r do enei kam, do fahr ich, Sie hun mich hierhar bestelle losse, so wollt ich emol frohe, warum? fahr ich. Do fahre: Virreche, fahre, des sollste gleich hehrn, nemm nor erst emol Plag. Nemlich, fahre, dein Soh hot e Scheesche mache losse bei dem Sattler su un su, un hot's wahrscheinlich vergesse zu bezahle, un do hot dar Sattler jest geklapt.“

Su, fahr ich, Harr Justizrat, su! 's bleibt doch all mei Lebde wohr: Lumpezeig is Lumpezeig! Wann des Berrelstättlerche kaa Scheesche pumpe kann, dann soll's aach kaa mache! Ibrigens, Harr Justizrat, fahr ich, des Berrelbibiche soll bei's Virreche kumme, do kann sich's sei paar Bage hole, un domit fahr ich: Gurre Morje, Harr Justizrat, fahr ich. Gurre Morje, Virreche, fahre, nix fer ungut. Mei Lebde, fahr ich.“

Siehste, Lumpebibiche, Berrelbibiche, su tritt unser Alaner der Dwigkeit geheninwer uff!“

Geradezu unübertrefflich ist in dieser Sprachprobe, deren Verfasser von Rehrein leider nicht angegeben wird, der Charakter des „Virreche“ widergespiegelt, desselben Virreche, den späterhin Professor Friedrich Fischbach etymologisch als „Männchen, Männlein“ vom lateinischen „vir“ deutete und sich dafür von Franz Vossong, nachdem schon Victor-Marburg ihm wissenschaftlich die Grundlosigkeit einer solchen Gewalttätigkeit nachgewiesen hatte, wie folgt abtun lassen mußte:

„Vun „Vetterche“ kimmt „Virreche“,
Des is doch gor laa' Froog,
Un wer des nor bestreide will
Verstieht nit unser Sprooch.“

Dann daß des Wertche „Virreche“
Von „viri“ stamme däht,
Des nem ich unser Muddersprooch
Recht olwern ausgeleet.“

Franz Vossong, der die Wiesbadener Mundart mit gediegener Kunstfertigkeit handhabte, ist nun der erste, der mit genialem Wurf eine Reihe von Wiesbadener Mundartdichtungen schafft, die für alle Zeiten lebendig bleiben werden, denn sie sind ganz und gar aus dem Geiste und aus der Melodie der Mundart heraus gedichtet. Schon 1894 hatte er eine Sammlung mundartlicher Gedichte veröffentlicht, die unter dem Titel „Gelunge Gescherr“ auch eigene Dichtungen des Herausgebers brachte, darunter schon „Mei(n) Wiesbade“, in dem es so recht derb heißt:

„Mir redde nit preißisch, nit die hochdeutsche Sprooch,
Mir babbie dem Alte umm der Alte noch nooch,
Mir redde su schee(n) un su deitsch un su sei(n),
Raa(n) Sprooch uff der Welt kann noch herrlicher sei(n)!“

In einer weiteren Veröffentlichung „Gedichte in Wiesbadener Mundart“ (Mir lag die dritte, vermehrte Auflage 1909 vor) bietet Vossong außer Dichtungen in gebundener Sprache auch Prosastücke. Unter den gereimten Dichtungen ist das feine:

„Mir sinn so kloore Runne
Wie Jeder waah,
Mir hunn de beste Brunne
Unn der is haah!
Mir hunn die scheenste Stroosse
So sei' unn braat,
Mir kenne Schoppe bloose,
's is all de Staat.“

Uns steht de Himmel offe,
Mir traure nie:
Mir sein nit haargeloffe,
Mir sein von hie!“

Es ist überaus bezeichnend für die Stimmung, aus der heraus Vossongs Dichtungen verstanden sein wollen: berechtigter Stolz, hanebüchene Erdhaftigkeit, nahrhafte Freude am derben Lebensgenuss, ein köstlich-frechtes Schlappmaul. Wenn Vossong auf dem Neroberg steht und seine Vaterstadt, „vorne Wei'berg, unne Wisse, rund erum vun Berg umkränzt“ anschaut, so überlegt er:

„Do kann nie die Lieb erschlafe,
Wo selbst Glick de Boddem spend.
Unn wie velle große Männer
Summer hie schun do gehatt:
Denn des scheinst in alle Länner,
Ja, des is mei' Vadderstadt!“

und die „Virreche“ im Himmel läßt er noch ums Stadtwohl sich sorgen und also sagen:

„Was for Befehl hot unser Sprooch, mer kann des gar nit sage,
Ja, wann mer unser Sprooch nor heert, duht hoch des Herz am
Unn alle Sprooch uff de Welt, die mißt mer glei entfene [schlage].
Unn alle Rinner uff de Welt, die mißt u n s e r lerne.
Dann wär die Welt e Freidereich, sie wär e Paradies,
Dann wärn aach alle Sprooch gleich unn all so schee un sieh.“

Ein Prachtstück von einem Wiesbadener Bauern stellt er in seinem „Bauer Faust“ vor, der zum Herzog geht, ihn um Saatgut bittet, bei der Schloßverwaltung allerhand erlebt und es schließlich vom Herzog schriftlich erhält, daß er ein „Malterchen Hafer“, vielleicht aber auch mehr erhalten soll, da der Faust, „freh wie er war, hinner dem Hazzog“ stand und gebeten hatte, „schreibe Se aach e Malterche Waaz debei, es gibt jo in aam hi!“ Ob heute in Wiesbaden noch Auslassungen möglich sind, wie die des Faust gegen den Oberstallmeister? „So, ei des soll jo die bees Krant kriehe, was glawe Se dann eigentlich, wer Se wärn. Ich sag Ihne jezz zum lestemol im Auftrag vun unserm Hazzog, daß Se des Malterche Haferwerausride unn zwar uff de Stell! Unn wann des nit aageblicklich geschieht, dann mach ich, daß Ihr miserawle Dagdieb allminanner dem Hof enausgeschmisse werd. Ich will Eich hm mache!“

Seine Dichtungen konnte Vossong vorzüglich vortragen, und sie gewannen, durch die lebendige Art des Sprechers, noch an Unmittelbarkeit. Es ist unendlich schade, daß so reiches Können, so sicheres Beherrschen der Mundart in Kleinram verflüchtete, wobei allerdings gesagt werden muß, daß unter diesem Kleinram sich fast keine Niete findet.

Eigene Wege ging Gottfried Cramer, der in seinem kulturgeschichtlich gehaltvollen, sonst aber ungleichwertigen Büchlein „Griene Bohne“ (Wiesbaden 1911) in einzelnen Stücken einen feinen, mundartlichen Plauderton findet, der sich von dem derben, wenig wäblichen Erzählton Vossongs deutlich unterscheidet. Leider sind es nur wenige, meist Kindheits Erinnerungen behandelnde Stücke, die das halten, was sie versprechen, und die einen ungezwungenen, graduell feineren Humor verraten, als die draußgängerischen Reifer Franz Vossongs. Es

liegt über ihnen die Stimmung der untergehenden Sonne, es spricht aus ihnen das Ahnen, daß all das, was in der Kleinstadt so Röstliches wuchs und wurde, der Vergangenheit angehört. Bis in die feinsten Einzelheiten schildert er eine Hausschlachtung mit allem Drum und Dran. Was für die Kinder dabei herauskommt, ist wert, hierher gestellt zu werden:

„Der Metzger mit seiner blutige Scherz hot do zu de Rinner gesaht, wie se gesennt hawe: „Seht seid nor ganz still, es kriecht aach jedes von eich su e kaaen Werschtere, awer,“ hot er gesaht, „eich kann die Werschterer nit mache, weil eich kaaen Magehorn hun; des müßt eich mer erscht noch hole. Eich huns do owe in de Platterstroß liehe losse, wo eich neilich geschlacht hun.“ — Domols hot mer des Worschtfüßel noch gehakt un des Füllsel noochher dorch e Horn in die Därn gefüllt un des Horn hot mer des Magehorn gebaht. No, wie die Rinner su eifrig sinn, mer hun uns gleich e groß Mahn gewe losse un hun uns uffgemacht ganz enuff in die Platterstroß. Do hun se uns die Mahn vollgemacht bis owe hin un noch e Deel dräwer gedeckt. „Daß eich se awer jo nit uffdeckt“, is uns dann noch ingescherft worn, sunst giebt des ganze Magehorn kaput.“ Des war e Glück, daß mer domols zum sechste warn, sunst hätte mer die Mahn mit dem Magehorn unser Lewe nit haam gebrocht, dann

se war su schwer, daß mer allmitenander dran schleppe mußte, un wie mer'sche dann glücklich dehaam hatte, do war des Magehorn gar nit drin, sonnern die Mahn war bis owe hin voll Backstaan un de Metzger hot gesennt wie en Rohrspaz. „Mer wern dumme Buwe, jest kräge mer aach kaaen Worscht, wann mer noch nit emol des richtige Magehorn hole könnte. Mer sollte nor gleich die Mahn wieder hintrage, wo mer se geholt hätte.“

Gegen die Begabung Vossongs kommen die späteren, die Wiesbadener Mundart benutzenden Dichter nicht auf. Der Versuch von Otto Klein (Otto Nielt: For'n Kreizer Allerhand, Wiesbaden 1905), die Wiesbadener Mundart in schwierige Versmaße zu pressen, ist nicht ohne Geschick durchgeführt, schadet aber den behandelten Stoffen ungemein. Es ist zuviel bewußtes „Dichten“ in diesen mundartlichen Stücken, die auch über die Schnurre nicht hinauskommen und sich dadurch eine Stoffbeschränkung auferlegen, die nachher geeignet ist, der Mundart selbst zu schaden. Man ist dann versucht, ernsthaft zu glauben, unsere rheinfränkische Mundart eigne sich zur Darstellung ernster Vorwürfe überhaupt nicht und könne deshalb straflos da Verwendung finden, wo man sich scheut, die hochdeutsche Wahrheit zu sagen.

Verhältnismäßig harmlos, wenn auch oft genug geschmacklos und ohne Sinn für die Echtheit der Mund-

art zusammengeleimt sind die Verse von Lina Forst (Och, ihr Rinner un ihr Leit, Wiesbaden o. J. [1909]); auch die Mundartgedichte von Minna v. Konarsti (Gliebstrimp un Anneres, Wiesbaden 1926) sind leichteste Ware, während das, was Ernst Otto (Huch Nassau-Dranniel 1926) sich leistete, stofflich wie sprachlich minderwertig ist.

So bliebe, bei Licht betrachtet, eigentlich nur Franz Vossong als Wiesbadener Mundartdichter übrig, wenn nicht Rudolf Diez, der seine ersten Anregungen zu Mundartdichtungen von dem hessischen Mundartdichter Geibel empfing, seit Jahren in den Mauern der Stadt weilte. Er ist es gewesen, der, vornehmlich in der Mundart seines Heimatortes, Naurod, dichtend, die „nassauische Mundart“ erst weiteren Kreisen bekannt machte. Ihm fließen die Verse leicht, sie sind scharf auf eine wirkungsvolle Schlusszeile gestimmt, oft so, daß man den Eindruck hat, als sei von der Pointe aus das Gedicht gestaltet; er versteht es vorzüglich, einen Spaß zu erzählen, weiß aber hier und da auch ernstere Töne anzuschlagen. Sein Werk liegt nunmehr gesammelt vor (Du liebe Heimat, Wiesbaden, Selbstverlag Schützenhofstraße 14, 1925) und gibt einen feinen Überblick über sein reiches Schaffen, das auf eine ganze Reihe jüngerer Dichter unverkennbar eingewirkt hat.

Von der Pflege der Leibesübungen in Wiesbaden.

Von A. Philippi, Wiesbaden.

Der Betrieb der Leibesübungen außerhalb der Schule, mit anderen Worten, die Durchführung der im Rahmen der Volkserhaltung und Volksgesundung so außerordentlich wertvollen Aufgaben, war in der Stadt Wiesbaden vor dem Weltkriege fast in vollem Umfange in die Hand einer Anzahl von Vereinen gegeben, von denen sowohl die Turnvereine bürgerlicher und freier Richtung als auch die Sport-, Fecht-, Schwimm- und Radfahrvereine größtenteils sehr erfolgreiche Arbeit leisteten. Den bedeutenderen von ihnen standen meist unter schweren Opfern selbstgeschaffene Übungsstätten in ziemlich ausreichendem Maße zur Verfügung; den leistungsschwachen Vereinen war dank des Entgegenkommens der Militärbehörde der ehemalige Exerzierplatz an der Schiersteiner Straße zu Übungszwecken freigegeben. Die Stadtverwaltung hatte in kleinen Anfängen zunächst den Festplatz „Unter den Eichen“ zu einem annehmbaren Spielplatz und danach das frühere Ausstellungsgelände an der Gartenfeldstraße zu einem netten Übungsfelde ausbauen lassen. Auf fast allen Gebieten der Leibesübungen herrschte reges, aufstrebendes Leben, dem der große Bürgerkrieg ein jähes Ende bereitere. Unter dessen eiserner Faust welkten die hoffnungsreichen Ansätze, konnten selbst die festgewurzelten alten und großen Vereine nur mit unsäglichen Mühen ihre Aufgaben in ganz beschränktem Maße durchführen, während die meisten kleinen Vereine ruhten oder ganz eingingen.

Unmittelbar nach dem Friedensschluß änderte sich das Bild. Übungsräume und Plätze belebten sich wieder; galt es doch Verlorengangenes wiederzugewinnen und unendlich viel Neues dem Alten an- und einzugliedern. Für die große Leibesübungs „Heer“ mußte Ausgleich geschaffen, den drohenden und bereits verheerend um sich greifenden Volksseuchen die durch Leibesübungen erstarkten Körper entgegengesetzt werden. Der Wiederaufbau begann. Alles suchte Gesundung und Kräftigung durch Turnen in freier Gottesnatur; jung und alt, Mann und Frau stellten sich in die Reihen derer, die ihren Leib in Reinheit, in Kraft und Schönheit zum Tempel des Geistes machen wollen. Ein ungeahnter Aufstieg setzte ein, zumal von behördlicher Seite ebenfalls regste Anteilnahme bekundet wurde. Jedoch mehrten sich mit dem Wachsen der Bestrebungen in die Breite besonders auch im besetzten Gebiet die Schwierigkeiten. Starker Mangel an Übungsgelegenheiten trat hervor, die an und für sich knappen Mittel wurden von Tag zu Tag knapper, Verbote der Besatzungsbehörde machten den Betrieb der Leibesübungen fast unmöglich. Infolge der wirtschaftlichen Not mußten mehrere Vereine ihre Plätze veräußern und vergrößerten damit die bereits vorhandenen Hemmnisse. Die gemeinsame Not führte jedoch schon kurz nach dem Kriegsende den Zusammenschluß der Vereine im Wiesbadener Stadtverband für Leibesübungen und im Ortskartell der Zentralkommission für Arbeitersport und Körperpflege herbei.

Unleugbar war damit der ganzen Bewegung ein fester Rückhalt gegeben, der um so mehr erstarkte, als auch die Einstellung der städtischen Körperschaften gegenüber den Bestrebungen der Leibesübungen treibenden Vereine eine ganz andere wurde. Die Stadtverwaltung schuf in dem Städtischen Zentralausschuß für Leibesübungen und Jugendpflege eine lediglich die Zwecke der Leibesübungen fördernde Deputation, deren Vorsitz der Dezernent für das städtische Schulwesen übernahm. Der 1. Januar 1922 wurde dadurch in der Geschichte der Leibesübungen Wiesbadens ein bedeutsamer Wendepunkt. Wenn nun trotzdem nicht alle sich aus den neuen Verhältnissen ergebenden Wünsche und Anregungen restlos befriedigt werden konnten, so ist doch, als die wirtschaftliche Kraft der Vereine vor dem Zusammenbruch stand, die Stadt eingesprungen und hat unbeachtet ihrer sehr bescheidenen Mittel zum mindesten vermocht, den Turn- und Sportvereinen die für ihren Betrieb unbedingt notwendigen Plätze zu verschaffen; denn das, was heute in Altwiesbaden an Spiel- und Sportplätzen vorhanden ist, wurde und wird mit 2 Ausnahmen den Vereinen von der Stadtverwaltung zur Verfügung gestellt. Aber all diese Anlagen sind noch im Werden und Ausbau begriffen, ihr Entstehen kann unmöglich in dem Maße gefördert werden, in dem der Betrieb der Leibesübungen an Umfang zugenommen hat. Das ständige Wachstum der Vereine sowie die Leistungen und Erfolge der Wiesbadener Turner und Sportler bei den verschiedensten Veranstaltungen geben Zeugnis von dem auf- und vorwärtstrebenden Geiste, der ihre Mitglieder beseelt. Dazu läßt die gute Befestigung der im Jahre 1925 veranstalteten Wiesbadener Sporttage und der von der Deutschen Turnerschaft und der Deutschen Sportbehörde für Leichtathletik im Mai d. J. gemeinsam durchgeführten leichtathletischen Wettkämpfe durch auswärtige Teilnehmer allerbesten Rufes erkennen, daß das früher nach außen hin sportlich unbekannte Wiesbaden auch in dieser Hinsicht allmählich an Ansehen und Bedeutung gewinnt. Die Eingemeindungen brachten unserer Turn- und Sportgemeinde erfreulichen Zuwachs, bergen doch die Vereine der neuen Stadtteile bedeutende Mannschaften und erfolgreiche Einzelkämpfer. Rein äußerlich betrachtet trat überhaupt, wie vorher schon erwähnt, stärkste Zunahme der Zahl der Vereine hervor: Groß-Wiesbaden verfügt gegenüber den 22 Leibesübungen betreibenden Vereinen von 1914 heute über 57 Vereine dieser Art, die insgesamt 5618 Mitglieder umfassen. Es zählt 11 Turn- und Fechtvereine, 18 Vereine für Fußball und Leichtathletik, 3 sind Schwimmvereine und ebenso viele betreiben Ruder- und Kanusport, Kraftsport- und Bogervereine gibt es 8, dazu treten 10 Radsportvereine und 3 Turn- und Sportvereine von Berufsgruppen. Vereine, welche Leibesübungen als Nebenzweck betreiben, sind bei dieser Aufstellung außer acht gelassen. Die vorhandene Platzfläche reicht allerdings bei weitem noch nicht an die von den

Verbänden geforderte Mindestausdehnung heran, genügt aber zum Decken des allernötigsten Bedarfes und wird in kürzerer Zeit wesentlich an Umfang gewinnen. Nicht nur städtischerseits, sondern auch durch einige Vereine sind Neu- und Umbauten geplant. Das letztere ist umso erfreulicher, als dadurch einmal eine bessere Versorgung mit Übungsgelegenheiten eintritt, weiterhin aber aus den Eigenbauten der Vereine auf eine Gesundung ihrer wirtschaftlichen Verhältnisse und damit auf Stetigkeit des Aufbaus und der Weiterentwicklung geschlossen werden muß. Bei diesem Selbstständigmachen gehen beziehungsweise gerade kleinere Vereine den größeren mit nachahmenswertem Beispiel voran und legen Bresche in den seither eingenommenen Standpunkt, wonach die Stadt allein in allererster Linie für Anlage und Ausbau der Spiel- und Sportplätze Sorge tragen müsse. Alles in allem genommen muß, das ganze große Gebiet der Leibesübungen in seiner Mannigfaltigkeit überschauend, festgestellt werden, daß trotz der in vielen Beziehungen mangelhaften und schwierigen Umstände Wiesbaden heute wieder eine erstarkte Turn- und Sportgemeinde aufweisen kann, die in erfolgreicher Arbeit und in gemeinsamem Streben mit den städtischen Behörden nach bestem Willen und Können in Gewissenhaftigkeit und Treue am Wiederaufbau von Volk und Vaterland mitarbeitet.

Der erfolgverheißende Anfang ist gemacht, weitere unausschiebbare Maßnahmen werden folgen. Nach wie vor ist der Spielplatzmangel noch groß. Der Bade- und Schwimmbetrieb beschränkt sich auf ein einziges kleines Becken, Anlagen für winterliche Leibesübungen fehlen ganz, und noch so manches andere ist zu wünschen und erstrebenswert. Wenn wohl ein weiteres Wachsen der Bewegung in die Breite in dem bisherigen Maße nicht angenommen werden kann und zunächst auch gar nicht so wünschenswert erscheint, so ist ein Festigen des Erreichten durch Vertiefen der Arbeit dringendes Bedürfnis. Dazu müssen aber vornehmlich die Durch- und Weiterbildung der Führerschaft und die Bestellung von ausreichenden Übungsgelegenheiten erste Forderungen sein, deren Erfüllung durch ein selbstständiges Stadtamt für Leibesübungen, das die Verbände seit Jahren erstreben, gewährleistet wird. Gerade hinsichtlich der Sportplätze liegen dabei die Verhältnisse am aussichtsreichsten. Neben der Verforgung der stadteigenen Plätze mit ausreichenden Umkleide-, Wasch- und sonstigen Räumen werden bald die beiden Kampfbahnen mit einwandfreien Übungsplätzen versehen, selbst der Bau von Wintersportgelegenheiten ist in näheres Blickfeld gerückt. Jedenfalls sind die Leibesübungen in ihrer Gesamtheit nicht mehr Stiefkind, sondern dürfen sich allseitiger Förderung erfreuen. Nach Schaffung tragfähiger Grundlagen geht in unserer Vaterstadt ihr Ausbau durch ineinandergreifende Arbeit von Vereinen und Gemeinde rüstig vorwärts; die Weltkurstadt Wiesbaden rückt ein in den Kreis der Sportstädte.

Wiesbadens industrielle und kommerzielle Bedeutung.

Von Dr. jur. Henry Otto, Syndikus der Industrie- und Handelskammer, Sitz Wiesbaden.

Wiesbaden, der Kur- und Fremdenplatz — Wiesbaden als Industrie- und Handelsstadt könnten uns auf den ersten Blick als heterogene Begriffe erscheinen, die schwer miteinander vereinbar, vielleicht sogar in lebhaftem Widerstreit stehen sollten. — Und doch schlug die Entwicklung Wiesbadens im Laufe der Zeiten beide Richtungen ein, sodaß man bald auf den Gedanken kam, sie nach Möglichkeit zu vereinen, Gegensätze auszugleichen, und die Stadt, die daneben, besonders in der Vorkriegszeit noch den besonderen Charakter als Wohnstadt hatte, den Wünschen in beiden Richtungen gerecht werden zu lassen. Ursprünglich — dies ist ganz natürlich bei seiner mit den Heilquellen und vielen Naturschönheiten so gesegneten Lage — war Wiesbaden ausschließlich das „Heilbad“, das sich in den siebziger bis neunziger Jahren, uns allen wohlbekannt, zum Weltkurort entwickelte, dem großen internationalen Badeplatz und mithin zugleich zum Sammelpunkt für rauschende Feste, zum Stelldichein der Fremden aller Herren Länder in den Vorkriegszeiten. Hieraus ergab sich als naturnotwendige Folge die Entstehung eines starken, selbstbewußten und bedeutenden Hotelgewerbes mit hervorragenden Häusern und Gaststätten, und die Entwicklung aller anderen Geschäfte, die zwangsläufig mit dem Fremdenverkehr in innigem Zusammenhang stehen. Diese Wirtschaftsfaktoren bildeten die erste Grundlage in der volkswirtschaftlichen Bedeutung Wiesbadens — die Kur- und Fremdenindustrie mit all ihren Zusammenhängen; Wirtschaftszweige, die als Industrie im eigentlichen Sinne allerdings nicht zu werten sind, aber in ihrem Einfluß auf die Gestaltung der Handelsbilanz, wenn auch viel zu spät erkannt, einen nicht zu unterschätzenden Einfluß haben — das Aktivum des aus dem Auslande zufließenden Fremdenverkehrs. So sehen wir Wiesbaden um die Jahrhundertwende bis zum Kriegsausbruch auf dem Höhepunkt dieser Entwicklung. Fast unmerklich, aber doch mit einer gewissen Stetigkeit zog die andere Richtung einher, die langsam darauf hinzielte, Wiesbadens Bedeutung auch in industrieller Beziehung zu heben und dabei vor allem solche Industrien heranzuziehen, die nach Möglichkeit als geruchlos, rauch- und geruchlos am ehesten geeignet waren, sich in das sonstige Gepräge der Stadt einzufügen und mit diesen seinen vielseitigen Erfordernissen des Kur- und Badeplatzes, wie es Wiesbaden in der Hauptsache war und auch wohl immer bleiben muß, in Einklang zu bringen. So sind die letzten 30 Jahre, von denen über 10 Jahre in einer Umwälzung aller Dinge liegen, eine bedeutsame Epoche für Wiesbaden geworden. Waren die ersten zwei Jahrzehnte dieser Zeit vornehmlich der weiteren Entwicklung Wiesbadens als Kur- und Badeplatz gewidmet, so zeigten sich danach mehr und mehr gewisse Ansätze zu einer industriellen und kommerziellen Entwicklung, die im Laufe der Jahre — keineswegs zum Nachteil der Stadt — nicht unbedeutende Fortschritte gemacht haben.

Den Kurbetrieb am wenigsten störend, sind zunächst die technischen Büros zu nennen, Städte-Reinigung und dergleichen Gesellschaften und vor allem die bekannte Gesellschaft für Linde's Eismaschinen A.G., die in Wiesbaden ihren geschäftlichen Sitz hat.

Ferner elektrotechnische Betriebe, die elektrische Installationen an allen Plätzen unseres Vaterlandes vornehmen, so die Rheinische Elektrizitätsgesellschaft und die bekannte Elektrizitäts-Alt.-Ges. vorm. C. Buchner,

die u. a. auf der „Gesolei“ für ihre dortigen Leistungen mit hoher Auszeichnung bedacht wurde.

Unter den verschiedenen anderen in Wiesbaden domizilierenden elektrotechnischen Betrieben muß aber in erster Linie die bekannte Elektrotechnische Fabrik von C. Theodor Wagner Alt.-Ges. genannt werden. Auf zahlreichen Bahnhöfen des In- und Auslandes hängen ihre Erzeugnisse, die bekannten Bahnhofsuhrn, die somit auch den Ruf Wiesbadens in industrieller Beziehung verkünden. Dann sei hier die Zigarettenindustrie erwähnt, die aus kleinen Anfängen heraus sehr bald zu namhafter Entwicklung kam und heute trotz schwerer Schläge und Erschütterungen, vornehmlich infolge der Wirtschaftsergebnisse der jüngsten Jahre, noch mehrere Industriebetriebe von gutem Ruf hat. Es seien hier nur die bekannten Zigarettenfabriken Menes und Reiles genannt, die durch die Güte ihrer Erzeugnisse und durch die Wertschätzung ihrer Marken bald guten Namen und Ansehen fanden. Ein weiterer Industriezweig, der gleich nach dem Kriege eine ungeahnte Entwicklung nahm, ist die Wollwaren-Industrie mit zahlreichen Firmen, unter denen sich als besonders bekannter Betrieb die Nassauische Wollwarenfabrik mit mehreren hundert Arbeiterinnen befindet, ein Unternehmen, das mit geschmackvollen Fabrikaten auf dem Gebiete der Damenmoden hervorgetreten ist und auf zahlreichen Messen beträchtliche Erfolge erzielte. Schon früher aber kamen andere Industrien auf, wie die Maschinenindustrie und die metall- und holzverarbeitende Industrie, unter denen besonders zwei Firmen hervortreten, die mit ihrer Herstellung von Spezial-Apparaten in wenigen Jahren zu Weltruf gelangten, nämlich die Firma Rosfel, Schwarz & Co. Alt.-Ges. mit der Fabrikation heilgymnastischer Apparate und die Firma Steinberg & Vorschinger Alt.-Ges. mit der Herstellung von Labeneinrichtungen, insbesondere für Messgereien und Aufschnittgeschäfte. Beide Betriebe zählen heute zu den ersten ihrer Branche und bringen ihre Erzeugnisse in ganz Deutschland und darüber hinaus, selbst in fremden Ländern unter. Daß daneben auch die Herstellung von Wäsche, die Zuckerwaren-Industrie mit der Herstellung Wiesbadener Spezialitäten — die bekannten Wiesbadener Pflaumen und Wiesbadener Ananastörtchen — nicht zurückstehen, bleibe nicht unerwähnt. Einen besonderen Raum nimmt aber noch die Getränke-Industrie ein. Bekannte Brauereien, Germania-Brauerei, Brauerei Felsenkeller und verschiedene Weinbrennereien sind hier zu nennen. Aber vervollständigt wird das Bild industrieller Bedeutung erst durch die bekannte Sektellerei Henkell & Co., die neuerdings durch Eingemeindung als einer der bedeutendsten Betriebe der Schaumwein-Industrie mit seinen vorbildlichen Anlagen zu einer der Sehenswürdigkeiten Wiesbadens geworden ist. Zum Abschluß der industriellen Betrachtungen möge als in enger Beziehung zur Getränke-Industrie gehörig noch eine Fabrikation genannt werden, die jahrzehntelange Staniol- und Metallapfelsfabrik von A. Flach, schon um deswillen, weil der Senior-Chef dieser Firma viele Jahre als Vorsitzender der Wiesbadener Industrie- und Handelskammer amtierte, die mit ihrem Bezirk weit über die Stadtgrenzen hinaus sich erstreckend, ihren Sitz in Wiesbaden hat.

Erst spät in die Erscheinung des kommerziellen Lebens von Wiesbaden ist der Großhandel getreten. Doch gewinnt auch dieser Handelszweig sichtlich an

Bedeutung, zumal seine Interessen in einer gewissen Personalunion mit der Handelskammer sich der besonderen Pflege einer vor wenigen Jahren gegründeten Ortsgruppe des Reichsverbandes des deutschen Groß- und Überseehandels Sitz Berlin erfreuen. Von jeher war Wiesbaden aber eine Stätte lebhafter Betätigung für das Bankgewerbe. Privatbanken haben hier Zeiten besonderer Blüte durchgemacht. Genossenschaftsbanken von Ruf sind entstanden, um vor allem der Förderung der wirtschaftlichen Betätigung des gewerblichen Mittelstandes zu dienen, die Nassauische Landesbank hat ihren Sitz in Wiesbaden und fast alle deutsche Großbanken sind mit Zweigniederlassungen am Plage vertreten, als Zeichen pulsender Geldwirtschaft für Wiesbaden als Kur- und Fremdenplatz und als wirtschaftlicher Mittelpunkt in der Umgebung reicher industrieller und ländlicher Distrikte. So nimmt es nicht wunder, daß Wiesbaden in unmittelbarer Nähe des Rheingaus von jeher einen beträchtlichen Weinhandel in seinen Mauern gehabt hat, der es sich stets zur besonderen Aufgabe machte, in engem Zusammengehen mit dem Rheingauer Weinbau den Ruf dieser Weine über die ganze Welt zu verbreiten. Und als besonderes Zeichen dieser kommerziellen Tätigkeit in Wiesbaden mag hier auch die Tatsache erwähnt sein, daß die Rheingauer Weinbändler-Vereinigung, eine Zusammenfassung des Weinhandels vom Main (Hochheim) und Rheingau bis Caub, ihren Sitz in Wiesbaden hat und in der Handelskammer domiziliert.

Selbstverständlich ist, daß an einem Kur- und Badeplatz erster Ordnung ein hochentwickelter Einzelhandel mit geschmackvollen Auslagen in erstklassigen Geschäften des Textilhandels, des Gold- und Silberwarenhandels usw. aufzuwarten vermag, um den verwöhnten Ansprüchen der in- und ausländischen Badebesucher entsprechen zu können. Diese gesamte industrielle und kommerzielle Bedeutung Wiesbadens ist nicht unwesentlich gesteigert worden durch die vor kurzem erfolgte Eingemeindung einiger Nachbarorte, die durch den Zusammenschluß von Wiesbaden, Viebrich und Schierstein das Groß-Wiesbaden am Rhein entstehen ließ. Damit ist durch die an der Peripherie der Stadt befindliche Groß-Industrie, in der Hauptsache chemische und Industrie der Steine und Erden, in Viebrich in der Richtung nach Schierstein a. Rh., dort mit metallverarbeitender Industrie, Schaumweinindustrie der bekannten Schaumweinfabrik Soehnle in Rheingold A.-G., der Stadt ein weiteres Gepräge industrieller und kommerzieller Bedeutung verliehen, das gleichberechtigt zu den Interessen als Kur- und Badeplatz tritt.

In richtiger Erkenntnis der hier liegenden Notwendigkeiten hat die Stadtverwaltung in letzter Zeit alle Anstrengungen gemacht, um durch Schaffung von Bungalowen, Verbesserung der Verkehrsverhältnisse usw. weitere Industriezweige nach Wiesbaden zu ziehen. Dabei ist naturgemäß nach wie vor die besondere Sorge der Stadtverwaltung, in erster Linie solche Industrie- und Handelszweige nach Wiesbaden zu bringen, die durch ihre Anlagen und Tätigkeit der Entwicklung Wiesbadens als Kur- und Badeplatz keinen Abbruch tun.

So werden es neben der Pflege der Wohnstadt Wiesbaden diese beiden Richtungen sein, in denen sich die Weiterentwicklung Wiesbadens bewegen dürfte, um auch hier dem Worte „Arbeit ist Leben“ weiterhin Geltung zu verschaffen.

Wiesbadener Banken.

Von Dr. Schöor, Wiesbaden.

Aber die Entwicklung des Wiesbadener Bankwesens im allgemeinen ist bisher kaum geschrieben worden. Das vorliegende Material beschränkt sich in der Hauptsache auf die Entwicklungsgeschichte einzelner Institute, so der Vereinsbank, der Wiesbadener Bank und der Nassauischen Landesbank.

Während das Adreßbuch der Stadt Wiesbaden für das Jahr 1841 (für die Jahre 1850—1860 lag kein Adreßbuch der Stadt Wiesbaden vor) nur drei Bankinstitute aufwies, die Firmen Markus Berlé und Anton Scholz als Privat- und Wechselgeschäfte und die Nassauische Landeskreditkasse als herzoglich nassauisches Staatsinstitut, wurden im Einwohnerbuch für das Jahr 1861 bereits acht derartige Institute aufgeführt: Die Bankgeschäfte der Herren B. Berlé, M. Berlé, Herz (Fa. Raphael Herz Sohn), Kalb (Fa. Karl Kalb Sohn), Stern, Strauß, die Nassauische Landesbank als öffentliche Bank (die Nassauische Landeskreditkasse war durch Gesetz vom 2. Februar 1849

aufgehoben worden, um dem Drängen nach Einrichtung einer Landeshypothekenbank nachzugeben; die Rechte und Verbindlichkeiten der Landeskreditkasse gingen demzufolge mit dem Jahre 1849 auf die neu gegründete Nassauische Landesbank über) und die Sparkasse des Vorschußvereins (jetzige Wiesbadener Bank für Handel und Gewerbe, e. G. m. b. H.), die im Jahre 1861 als genossenschaftliches Unternehmen gegründet worden war. Im Jahre 1871 war die Zahl der Banken und Bankiers auf 14 angewachsen. Als Bankiers erschienen die Herren B. Berlé, M. Berlé, Jastrowitz, Kalb, Münzel, Stern, Strauß, Wiener, daneben eine sogenannte Königliche Bankagentur (Combard- und Wechselgeschäft) unter Leitung des königlichen Agenten Ludwig Klingelhöfer, als Bankunternehmen die Nassauische Landesbank, der Vorschußverein (die spätere Wiesbadener Bank) und der Allgemeine Vorschuß- und Sparkassen-Verein e. G. m. b. H. (die heutige Vereinsbank); letzterer war im Jahre 1865 geschaffen worden. Da-

neben ist noch ein Wiesbadener Konsum- und Sparverein in der Rubrik der Bankiers- und Wechselgeschäfte aufgeführt, der jedoch keinen eigentlichen Bank- oder Sparkassencharakter trug.

Im Jahre 1880 finden sich die Namen der Herren Liebmann und Neustadt neu in dem Verzeichnis der Privatbankiers. Für das Jahr 1890 lassen sich neu die Firmen Fischer & Co., Oppenheimer & Co., Pfeiffer & Co. und Strasburger feststellen, außerdem eine Reichsbankniederlassung. Erheblich größer wurde die Zahl der Bankinstitute bis zum Jahre 1900. Bis zu diesem Jahre waren hinzugekommen an Privatbankgeschäften: eine Bankkommandite Ladner & Co., eine Firma Goldstein & Co., eine Firma S. Viefeld & Söhne und die heute noch bestehende bekannte Bankfirma Gebrüder Krier. Daneben bestand damals eine Bankabteilung der Berliner Finanz- und Handelszeitung, die ihren Sitz in der Wilhelmstraße hatte und sich durch besondere Anzeige im Adreßbuch für den An- und

Verkauf von Wertpapieren per Kassa und auf Zeit an in- und ausländischen Börsenplätzen empfahl. Außerdem war im Jahre 1894 eine Genossenschaftsbank für Hessen-Nassau geschaffen worden und im Jahre 1898 sah sich zum ersten Mal eine unserer privaten Großbanken veranlaßt, in Wiesbaden eine Niederlassung zu errichten: „Die Mitteldeutsche Kreditbank“. Die Reichsbankniederlassung hatte inzwischen den Rang einer Reichsbankstelle erhalten. Bis zum Jahre 1910 hatten weitere drei Großbanken in Wiesbaden Filialen geschaffen: die Deutsche Bank (1902), die Direktion der Disconto-Gesellschaft (1908) und die Dresdner Bank (1909). Bald darauf (1911) ging auch die Darmstädter Bank, die damals noch die Bezeichnung „Bank für Handel und Industrie“ trug, dazu über, in Wiesbaden eine Niederlassung zu errichten. Im Adreßbuch 1920 wurden weiter zwei französische Bankfilialen aufgeführt, die Banque du Rhin und die Banque Nationale de Credit. Das zuletzt zur Ausgabe gelangte Adreßbuch 1926 nennt im ganzen 25 Bankgeschäfte. Von privaten Bankgeschäften, die in den letzten Jahren gegründet wurden, seien genannt die Firmen Allgemeine Elsassische Bankgesellschaft (Filiale), Andreae & Co., Böcker & Co., Steinebach & Co., Bankkommandite von Stutterheim & Co., außerdem als genossenschaftliches Bankunternehmen die Südwestdeutsche Beamtenbank, e. G. m. b. H., und als öffentliche Sparkasse die Kreis-Sparkasse Wiesbaden-Land.

Trotz der schweren Zeiten, die gerade die Wiesbadener Bankwelt nach der Inflation durchzumachen hatte, haben die maßgebenden und nennenswerten Institute nicht nur ihre Existenz, sondern auch ihren Ruf erhalten können und in geschäftlicher Beziehung gute Erfolge erzielt. Leider ist das älteste Bankinstitut, das Haus Berle, kurz vor der Feier des hundertjährigen Bestehens den Tücken der Krisenperiode erlegen.

In gleicher Weise, wie in anderen deutschen Städten arbeiten heute in Wiesbaden Schulter an Schulter Privatbankiers, Filialen deutscher Großbanken, genossenschaftlich gerichtete Anstalten und öffentliche, kommunale Bankunternehmungen. Alle haben ihren Platz und suchen in zäher Arbeit Erfolge zu erringen. Die ansässigen Kreise der Geschäftswelt, Handwerker, Handel- und Gewerbetreibenden fühlen sich in erster Linie mit den angesammlten und viele Jahrzehnte schon bestehenden Bankinstituten verbunden: der Wiesbadener Bank, der Vereinsbank und der Nassauischen Landesbank, der öffentlichen Bank und Sparkasse des Regierungsbezirks Wiesbaden. Aus

diesem Grunde sei ihre Entwicklung kurz in einigen Zahlen dargestellt:

Die Wiesbadener Bank, die im Jahre 1860 gegründet wurde, verzeichnete zu Ende ihres ersten Geschäftsjahres einen Mitgliederstand von 209, Ende 1900 eine Mitgliederzahl von 7361, Ende 1913 von 8910, Ende 1926 betrug die Zahl der Mitglieder 8309. An Geschäftsanteilen wurden von der Wiesbadener Bank Ende 1861 rund 1437 Mk. ausgewiesen, Ende 1900 248 Mill. Mk., Ende 1913 4,26 Mill. Mk., Ende 1926, also trotz der durch die Inflation entstandenen Entwertung, wieder 1 Mill. Mk. Der Gesamtumsatz, der 1861 die Höhe von 192 000 Mk. erreicht hatte, erhöhte sich bis zum Jahre 1900 auf 406 Mill. Mk., bis Ende 1913 auf 576 Mill. Mk., Ende 1926 waren wieder bereits 200 Mill. Mk. Gesamtumsatz auf einer Seite des Hauptbuches, oder ungefähr 30% der Friedenshöhe erreicht. Der Reingewinn, der sich Ende 1861 mit 195 Mk. bezifferte, belief sich im Jahre 1900 auf 295 000 Mk., für das Jahr 1913 ergab sich ein Reingewinn von 386 000 Mk., Ende 1926 war ein Reingewinn von 135 000 Mk. zu verzeichnen.

Die Vereinsbank hatte zu Ende ihres fünften Geschäftsjahres (1871) 319 Mitglieder, Ende 1900 1519, Ende 1913 4977 und Ende 1926 8069. Die Geschäftsanteile erreichten bis Ende 1871 eine Höhe von rund 32 000 Mk., bis Ende 1900 eine Höhe von rund 400 000 Mk., bis Ende 1913 einen Stand von 1,37 Mill. Mk. und Ende 1926 waren wieder 677 000 Mk. oder ca. 50% des Friedensbestandes zur Verfügung. Der Gesamtumsatz erhöhte sich von 859 000 Mk. Ende 1871 auf rund 56 Mill. Mk. Ende 1900, auf 256 Mill. Mk. Ende 1913, Ende 1926 belief sich die Umsatzziffer auf 208 Mill. Mk. oder 80% der Friedenshöhe. Für das Jahr 1871 ergab sich ein Reingewinn von 1070 Mk., für das Jahr 1900 ein solcher von rund 50 000 Mk., für 1913 ein Gewinn von rund 183 000 Mk. Die Bilanz des Jahres 1926 zeigt einen Reingewinn von 101 000 RM.

Die Nassauische Landesbank, die heute im ganzen Regierungsbezirk Wiesbaden durch 41 Filialen und 239 Sammelstellen vertreten ist, hatte ursprünglich die Geldgeschäfte für den Staat Nassau zu erledigen, daneben oblag ihr aber auch von Anfang an die Pflege des Kontokorrent-, Inasso- und Wechsel-Diskontgeschäfts. Im Jahre 1861 erhielt sie die Rechte, eigene Schuldverschreibungen auszugeben, im Jahre 1869 wurde sie — nach Einverleibung des Herzogtums Nassau durch Preußen — dem neu ge-

bildeten Kommunalverband des Regierungsbezirks Wiesbaden angeschlossen, unter dessen Verantwortung und Garantie sie seitdem arbeitet. Ihr Aufgabenkreis, der vor allem in der Pflege des Kommunal- und Real-Kredits lag, blieb erhalten. Zur Förderung des Sparfinns gründete man im Jahre 1870 die Nassauische Sparkasse, deren Aufgabe darin bestand, kleine und kleinste Einlagen aus den unteren und mittleren Schichten der Bevölkerung entgegenzunehmen und zinsbildend anzulegen durch Hergabe an kreditbedürftige Kreise des gewerblichen Mittelstandes oder der Landwirtschaft.

An eigenen Schuldverschreibungen waren von der Landesbank bis zum Jahre 1870 4,8 Mill. Mk. ausgegeben, bis zum Jahre 1900 80 Mill. Mk. und bis Ende 1913 164 Mill. Mk. Ende 1926 waren wieder Schuldverschreibungen in Höhe von 22,3 Mill. Mk. verkauft. Der Erlös aus den Schuldverschreibungen wurde zur Hergabe von Hypotheken- und Gemeindegeldern verwandt. Es wurden gewährt von der Nassauischen Landesbank bis zum Jahre 1870 10,4 Mill. Mk. als Hypotheken und 773 000 Mk. als Darlehen an Gemeinden, bis zum Jahre 1900 78,1 Mill. Mk. als Hypothekendarlehen und 9,7 Mill. Mk. als Darlehen an Gemeinden, bis zum Jahre 1913 145,5 Mill. bzw. 22,3 Mill. Mk. Ende Dezember 1926 betrug der Bestand an Hypothekendarlehen 19,8 Mill. Mk. und an Gemeindegeldern 9,7 Mill. Mk., zusammen also 29,5 Mill. Mk.

Die Nassauische Sparkasse verfügte Ende 1871 über rund 7000 Sparkassenbücher und 1,5 Mill. Mk. Spareinlagen, Ende 1880 über 18 000 Sparkassenbücher und rund 7 Mill. Mk. Spareinlagen, Ende 1900 über rund 142 000 Sparkassenbücher und 57,2 Mill. Mk. Spareinlagen, Ende 1913 über 220 000 Sparkassenbücher und 146 Mill. Mk. Spareinlagen. Ende 1926 lagen wieder 37,4 Mill. Mk. Spareinlagen mit 64 299 Sparkassenbüchern bereit. Ebenso wie die Gelder der Nassauischen Landesbank wurden die Spareinlagen dem Hypotheken- und Gemeindegeldgeschäft zugeführt. Der Einlagenbestand entsprach Ende 1926 $\frac{1}{4}$ oder 25% des Friedensbestandes und ist inzwischen (Ende September 1927) auf 50 Mill. Mk. oder $\frac{1}{3}$ des Friedensbestandes angewachsen.

Die Bilanzsumme der Nassauischen Landesbank betrug am 31. Dezember 1913 180 Mill. Mk., der Nassauischen Sparkasse 170 Mill. Mk., Ende 1926 35,2 Mill. Mk., bzw. 81,2 Mill. Mk. oder 1913 bei beiden zusammen 350 Mill. Mk., Ende 1926 zusammen 116,4 Mill. Mk. oder 33% der Friedenssumme.

Die Wiesbadener Hotel-Industrie.

Von Dr. Cramer, Syndikus der Arbeitsgemeinschaft der Hotel- und Gastwirte-Vereine Wiesbadens.

Die Entwicklung Wiesbadens als ausgesprochene Kur- und Badeort ist weit in das vorige Jahrhundert zurückzuführen. Aus der kleinen, nur wenige Tausend Einwohner zählenden Stadt zu Beginn dieses Zeitabschnittes, deren Bevölkerung vielfach die Landwirtschaft betrieb, wurde dank der natürlichen Heilfaktoren — der heißen Quellen — und der landschaftlichen Vorzüge, der am stärksten besuchte deutsche Badeort.

Neben der Anerkennung zahlreicher Fremden des In- und Auslandes, die zum Kurgebrauch und zur Erholung Wiesbaden aufsuchten, machte sich im wachsenden Maße eine Vorliebe zur dauernden Ansässigmachung bemerkbar. Das „Weltbad“ Wiesbaden gewann auch als Wohn- und Großstadt Bedeutung.

In der jüngsten Zeit wurde noch ein Schritt weiter getan: Die Eingemeindungen geben die Möglichkeit, das Wirtschaftsleben Wiesbadens durch Ansiedlung von Industrie in größerem Umfang, wie sie bisher schon bestand, zu stärken.

Gleichlaufend mit der Entwicklung unserer Stadt zum größten deutschen Badeort und Fremdenplatz und zur Großstadt vollzog sich die Gestaltung der Wiesbadener Hotelindustrie. Das Beherbergungsgewerbe wurde geradezu zum Träger des Wirtschaftslebens und stellte einen bestimmenden und einflussreichen Faktor im Aufblühen der Bäderstadt Wiesbaden dar.

Bei der Einverleibung des Herzogtums Nassau in Preußen im Jahre 1866 war Wiesbaden schon ein Fremdenplatz in der gedeiblichsten Entwicklung, der auf eine gute Vergangenheit zurückblicken konnte. In dem genannten Jahre hatten die Hotels und Gasthöfe schon etwa 30 000 Kurgäste — bei 27 000 Einwohnern der Stadt — zu beherbergen. Mit nur wenigen Rückschlägen wuchs der Fremdenstrom unaufhaltsam. Die alten Hotels und Gasthäuser mußten neuen Gebäuden Platz machen.

In den Jahren vor dem Kriege wurde Wiesbaden alljährlich von nahezu 200 000 Fremden aufgesucht, und nur ein ausgedehntes und auf der Höhe stehendes

Hotelgewerbe konnte diesem großen Verkehr Rechnung tragen. In über 150 Beherbergungsbetrieben aller Art und bei privaten Wohnungsgewerbern standen mehr als 13 000 Betten für den Fremdenverkehr zur Verfügung. Der Ausbruch des Krieges bereitete dem Aufschwung der Fremdenstadt unerbittlich ein Ende.

Schon zu Beginn des vorigen Jahrhunderts fand die Bedeutung des Verkehrs für das Wirtschaftsleben der Stadt Wiesbaden in folgenden Worten Anerkennung:

„Wenn wir den jetzigen Nahrungsstand der bürgerlichen Einwohner Wiesbadens beobachten, so werden uns seine Quellen nicht lange verborgen bleiben. Die erste ist das Kapital, welches nicht nur zur Sommerzeit die uns besuchenden Kurgäste, sondern auch die das ganze Jahr ab- und zugehenden Fremden zurücklassen und welches durch die Gastwirthe wieder auf so viele andere Zweige verteilt wird.“ (G. E. Eberhardt, Geschichte und Beschreibung der Stadt Wiesbaden, Gießen 1817).

Leider ist statistisches Material über die wirtschaftliche Bedeutung des Wiesbadener Hotelgewerbes nur in geringem Umfang vorhanden. Aus einer Statistik der Vorkriegszeit ist zu entnehmen, daß im Jahre 1910 die Hotelbetriebe etwa 20% der gesamten veranlagten Gewerbesteuer, etwa 43% der damaligen Betriebssteuer und etwa 18% der Lichtgebühren entrichteten. Neuere Zahlen über die Steuerkraft der Hotelunternehmungen wurden für das Jahr 1925 von der gastgewerblichen Organisation zusammengestellt. In dem genannten Jahre kamen in den Hotelbetrieben an Reichs-, Staats- und Gemeindesteuern folgende Steuern im einzelnen zur Erhebung: Staatliche Steuer vom Grundvermögen, städtischer Zuschlag dazu, Sandfang-Reinigung, Hauszinssteuer, Gewerbesteuer nach dem Ertrag und nach dem Kapital, Umsatzsteuer, Reichswohnsteuer, Einkommensteuer oder Körperschaftsteuer, Vermögenssteuer, Obligationensteuer, Weinststeuer, Vergnügungssteuer und Konzessionssteuer. Mit diesen Steuern waren im Jahre 1925

7 Wiesbadener Hotels in unterschiedlicher Lage der Stadt und von verschiedener Größe (mit insgesamt 907 Betten und 352 Angestellten) im Gesamtbetrag von 692 000 Mk. veranlagt; die steuerliche Last betrug pro Bett etwa 760 Mk.

Interessant ist die Höhe der Gebühren, die in dem gleichen Jahre 9 Hotels (1085 Betten) für Gas, Wasser und Licht entrichteten, nämlich über 118 000 Mk.

Einen erheblichen Einfluß auf die Steuerbelastung der Hotelbetriebe übt das investierte Kapital aus. Die Eigenart des Hotelgewerbes erfordert die Festlegung unverhältnismäßig hoher Beträge. Selbst der kleinste Betrieb muß mit zehntausenden von Mark Anlagkapital ausgestattet sein, um nur in bescheidenster Weise die Beherbergung und Verköstigung der Gäste vollziehen zu können. Wieviel höheres Kapital müssen die Mittel- und Großbetriebe investiert haben, zumal sie gezwungen sind, jede technische Vervollkommenung — fließendes kaltes und warmes Wasser, Fernsprechanlagen, Heizanlagen, Lichtsignalanlagen, Entlüftungen usw. — einzurichten. Nach einer Vorkriegsschätzung des zuständigen Vereins waren im Wiesbadener Hotelgewerbe etwa 200 Millionen Goldmark festgelegt.

Aus diesen wenigen Zahlen läßt sich immerhin die sehr beachtliche Steuerkraft der gastgewerblichen Betriebe erkennen. Daneben spielt jedes einzelne Hotel als Auftragneher für andere Gewerbe eine erhebliche Rolle. Direkt sind eine große Zahl der handwerklichen Berufe, ferner Baugeschäfte und Maschinenfabriken (Aufzüge, Eismaschinen, Heizungen, Küchenmaschinen), Möbelgeschäfte, Porzellan- und Glasgeschäfte, Hotel Silber-Fabriken, Teppich- und Gardinengeschäfte, Wäschereien, Brennstoffgeschäfte, Weinhandlungen, Lebensmittelgeschäfte und andere mehr als Lieferanten an den Hotelbetrieben interessiert. Hinzu treten alle die Berufe und Gewerbe, die mittelbar an dem Fremdenverkehr Interesse haben, wie Ärzte, Reisebüros, Garagen, Gepäcktransportfirmen, Dienstmänner, Droschken, Kraftfahrzeuge usw. Es darf

erwähnt werden, daß der im vergangenen Jahre den Hotels zur Verfügung gestellte Bädertredit in Höhe von über 900 000 Mk. nahezu restlos in Aufträgen an Wiesbadener Firmen zur Verwendung gekommen ist.

Von außerordentlicher Bedeutung ist die Tatsache, daß die Wiesbadener gastgewerblichen Betriebe durchweg im Jahre über 3000 Arbeitnehmern festen Verdienst verschaffen; die Eigenart des Gewerbes bietet dazu noch die Möglichkeit, in recht erheblichem Umfang für Auszubildende Arbeitsplätze zur Verfügung zu stellen. Für das Jahr 1925 wurde festgestellt, daß 7 Wiesbadener Hotels (mit 912 Betten) für Löhne und Gehälter rund 786 000 Mk. aufgewendet haben; es entfiel auf das einzelne Bett ein Lohnbetrag von etwa 862 Mk. Damit ist über die Höhe der Gesamtsumme an Barlöhnen (einige Millionen Mark), die in den Hotels zur Auszahlung kommt, ohne Berücksichtigung der in großem Maße gewährten Kost und Wohnung, ein Anhalt gegeben.

Ein weiteres Bild bieten die periodisch veröffentlichten Berichte der Fachabteilung für das Hotel- und Gastwirtgewerbe des städtischen Arbeitsamtes, die erkennen lassen, daß die genannte Abteilung die am meisten beanspruchte Fachgruppe zu bearbeiten hat. So schließt der Bericht für das Jahr 1926 mit den Worten: „Aus der Gesamtzahl der beim Arbeitsnachweis als stellensuchend Gemeldeten (gastgewerb-

lichen Arbeitnehmer) von rund 7000 Personen läßt sich ein Rückschluß gewinnen dafür, in welchem Umfang das heimische Hotel- und Gastwirtgewerbe als Nachfrage nach Arbeitskräften auf dem hiesigen Arbeitsmarkt in Betracht zu ziehen ist.“

Der schon erwähnte Mangel einer ausreichenden Statistik im allgemeinen und insbesondere auch für Wiesbaden zur genauen Festlegung der Bedeutung des Hotelgewerbes im Rahmen der deutschen Volkswirtschaft oder der örtlichen Wirtschaft nötigt auf einzelne Untersuchungen in dieser Richtung, die anderwärts angestellt worden sind, hinzuweisen. Nach einer Zusammenstellung über den Hamburger Fremdenverkehr sind im Jahre 1926 mindestens 30 Millionen, wahrscheinlich aber 40 bis 50 Millionen Mark von den Fremden ausgegeben worden. (Deutsche Hotel-Nachrichten Nr. 52 vom 29. Juni 1927).

Das über das in Wiesbaden in den Hotelbetrieben investierte Kapital und die Ziffer der beschäftigten Arbeitnehmer Gesagte findet eine treffende Ergänzung durch Zahlen, die für ganz Deutschland gelten.

Nach einer Darlegung des Direktors der „Reichszentrale für deutsche Verkehrswerbung“ steht fest, daß im deutschen Hotelgewerbe etwa 1. Milliarde Mark angelegt ist und daß dieses Gewerbe doppelt soviel Personen wie das gesamte deutsche Verkehrsgewerbe, viermal soviel wie die Lederindustrie und das graphische

Gewerbe zusammen und nur 57 000 Personen weniger wie der gesamte deutsche Bergbau einschließlich Hütten- und Salinenwesen beschäftigt.

Was so im Großen gilt, kann auch Anwendung finden auf unsere heimische Hotelindustrie: Der bedeutungsvolle Einfluß auf das örtliche Wirtschaftsleben ist nicht zu verkennen. Nur ein Rückschluß darf gezogen werden: Wenn wir die Zahl der festgestellten Übernachtungen der Wiesbadener Fremden im Jahre 1926 von rund 1 011 500 mit nur 15 Mk. als täglicher Einzelausgabe des übernachtenden Fremden vervielfachen, dann erhalten wir einen Gesamtausgabenbetrag in Höhe von über 15 000 000 Mk. der durch die Beherbergung der Fremden nach Wiesbaden geflossen ist.

Der schon vielfach geäußerte Wunsch, durch eine gute Statistik die Bedeutung des Fremdenverkehrs und damit seines vornehmlichsten Trägers, des Hotelgewerbes, für die deutsche Volkswirtschaft nachzuweisen, muß besonders in Wiesbaden, dem ersten deutschen Badeplatz, Widerhall finden. Das genaue Ergebnis einer Statistik für Wiesbaden wird erkennen lassen, daß es tiefe Verpflichtung ist, das Hotelgewerbe als hochbedeutsamen Faktor des Wirtschaftslebens unserer Stadt anzuerkennen und ihm die Möglichkeit zu geben, wie bisher als starker Träger der heimischen Wirtschaft seine Aufgaben zu erfüllen.

Das Handwerk in Wiesbaden.

Von Albert Schröder, Handwerkskammer-Syndikus i. R. und Stadtverordneter zu Wiesbaden.

Zu allen Zeiten war das selbständige Handwerk eine der stärksten und zuverlässigsten Stützen eines geordneten Staats- und Gemeindefens. Dies gilt, und zwar in gesteigertem Maße, auch für die Gegenwart. Sowohl auf nationalem als auch auf volkswirtschaftlichem Gebiete erscheint es als wichtiger Faktor. Deshalb sind auch Staat und Gemeinde, schon im Interesse der Selbsterhaltung, darauf angewiesen und einig in dem Bestreben auf seine Erhaltung und Stärkung und in dem Bemühen, dem selbständigen Handwerk seinen in der Gegenwart besonders schweren Existenzkampf zu erleichtern. Schwer ist dieser Existenzkampf allerdings und besonders schwer im besetzten Gebiet, namentlich in den auf den Fremdenverkehr eingestellten und angewiesenen Orten. Trotzdem ist das selbständige Handwerk im allgemeinen durchaus lebenskräftig und bewegt sich in aufsteigender Linie. Die gegenwärtigen Zeiten wirtschaftlicher Depression müssen allerdings überwunden werden.

Für heute interessiert uns lediglich das selbständige Handwerk in Wiesbaden. Wiesbaden als Großstadt, sowie als bedeutendste Kur- und Bäderstadt in Deutschland und über dessen Grenzen hinaus, mit seinem internationalen, feinen und kunstsinigen Publikum, stellt naturgemäß besonders hohe Anforderungen an die Geschicklichkeit und Leistungsfähigkeit des Handwerkers. Das Wiesbadener Handwerk ist diesen Anforderungen durchaus gewachsen und in der Lage, auch den verwöhntesten Ansprüchen zu genügen. Zurzeit gibt es im deutschen Reich keine zweite Stadt, in der das Handwerk unter den Folgen des Krieges so empfindlich leidet, als in Wiesbaden. Gerade diese Stadt ist mehr wie jede andere auf den Fremdenverkehr eingestellt und angewiesen. Wiesbaden hat keine nennenswerte andere Industrie als seine Kurindustrie, die bis zum Kriege immer sehr schwunghaft und stark genug war, seine Bevölkerung, namentlich auch seinen Handwerkerstand zu ernähren. Bis zum Kriege durfte man wenigstens noch von einer Bauindustrie in Wiesbaden sprechen. Es hatte starken Bestand und Zustrom an reichen und wohlhabenden Leuten, die sich ansiedelten und den Handwerker gut verdienen ließen. Die Zahl der Fremden erreichte im Jahre 200 000. Dabei hatte das Bau-, das Ausstattungs-, Bekleidungs- und Nahrungsmittelgewerbe, überhaupt das ganze Handwerk in Wiesbaden sein gutes Auskommen. Auf diese Verhältnisse war und ist das Wiesbadener Handwerk nach Quantität und Qualität eingestellt. Nun aber haben sich diese Verhältnisse sehr geändert. Die Kurindustrie wurde durch den Krieg und die nachfolgende Besetzung fast völlig vernichtet. Erst seit 2 Jahren zieht sie wieder etwas an, indessen ist sie noch lange nicht auf dem Vorkriegsstand angelangt, namentlich was die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit und Aufwendigkeit anlangt. Die Bauindustrie im Sinne der Vorkriegszeit ist ebenfalls fast völlig vernichtet, weil jetzt kaum noch ein Privater bauen kann. Wer jetzt noch baut, ist fast ausschließlich die öffentliche Hand, d. h. der Staat, Gemeinden und öffentliche Körperschaften. Die öffentliche Hand baut, weil sie, zur Linderung der Wohnungsnot, bauen muß. Sie will möglichst billig bauen, weil sie für erschwungliche Mieten sorgen und den Staats- bzw. Ge-

meinfiskus schonen muß. Daß darunter das private Bauhandwerk und das Kunsthandwerk sehr leidet, liegt auf der Hand.

In Wiesbaden ist Bauauftraggeber fast nur die Stadt. Auf diese Aufträge stürzt nun das zahlreiche Bauhandwerk, um nur überhaupt die Betriebe in Gang zu halten. Die Unterbietungen im Wettbewerb sind deshalb oft geradezu unverständlich. Wer normalerweise auf wirklich angemessenen Preis kalkuliert, hat auf Aufträge kaum zu rechnen. Die Folge ist, daß viele altrenommierte Bauhandwerksbetriebe darauf verzichten, an diesem Wettbewerb teilzunehmen. Zwar ist die städtische Bauverwaltung, das muß dankbar anerkannt werden, bemüht, nach Möglichkeit durch Zerlegung der Aufträge weitere Kreise des Bauhandwerks mit Aufträgen zu versehen und nicht immer gerade den billigsten Bewerber, sondern auch andere zu berücksichtigen. Dabei ist sie aber an gewisse Grenzen gebunden und muß sich Beschränkungen auferlegen. Daß sie wirklich das Handwerk in seinem schweren Existenzkampf unterstützen will, beweist der Umstand, daß bei der Stadt Wiesbaden ein besonderer ständiger Ausschuss eingesetzt ist „zur Förderung der privaten Bautätigkeit“, dem auch der Verfasser dieses Aufsatzes angehört. Das Bauhandwerk als Schlüsselgewerbe umfaßt den größten Teil des Handwerks überhaupt, eine ganze Reihe von Handwerksarten, die alle von ihm abhängen und in ihrer Gesamtheit einen großen Einfluß auf das Erwerbsleben und damit auf das wirtschaftliche Leben überhaupt ausüben. Ich nenne nur die Maurer, Zimmerer, Steinmetze, Dachdecker, Tüncher, Schlosser, Bauschreiner, Installateure, Stuckateure, Dekorationsmaler, Spengler, Glaser, Tapezierer, sowie die Holz-, Stein- und Gipsbildhauer, welche alle bei der Erstellung und inneren Ausstattung von Neubauten in Betracht kommen.

Das selbständige Handwerk ist in Wiesbaden aus den oben erwähnten Gründen in allen seinen Arten und Zweigen besonders stark vertreten. Daher ist auch die Konkurrenz groß und der gegenseitige Wettbewerb regt zur höchsten Kraftentfaltung des Einzelnen, aber auch, wie gesagt, stellenweise zu ungesunden Unterbietungen an.

Das Bekleidungs-, Ausstattungs- und Nahrungsmittelgewerbe leidet natürlich auch schwer unter den vorher geschilderten Verhältnissen, weil es eben auch auf eine blühende Kurindustrie eingestellt und auf sie angewiesen ist. Immerhin können und dürfen diese Handwerke wenigstens für ihre Erzeugnisse zeitgemäße Preise fordern, während dies dem Bauhandwerk oder doch den Herstellern von Neubauten durch die Verhältnisse verwehrt ist. Es kann kaum ein Privater einen Neubau wagen, weil dieser nicht rentabel wird. Deshalb nicht, weil das Bauen fast doppelt so teuer ist als vor dem Kriege und weil die Hausmieten im allgemeinen zwangsweise niedrig gehalten werden, im Einzelfalle aber unter den heutigen Verhältnissen meist nicht aufgebracht werden können. Zwar können die Hausmieten bei Neubauten an sich nicht durch Gesetz niedrig gehalten werden, aber sie können sich gegenüber den zwangsweise niedergehaltenen Preisen der Altwohnungen nicht durchsetzen. Wenn auch letztere in-

zwischen 110% der Friedensmiete erreicht haben, so kann doch eine neue Wohnung lange nicht dafür ersetzt werden.

Das selbständige Handwerk zu Wiesbaden ist nicht nur fachlich und qualitativ, sondern auch in den großen Fragen des Handwerks überhaupt auf der Höhe. Seine Organisation ist umfassender und besser, wie die mancher anderen Großstadt. Die gesetzliche Organisationsform (Innungen) hat in Wiesbaden feste Wurzeln geschlagen. Sie umfaßt den weitaus größten Teil aller selbständigen Handwerker. So sind in Fachinnungen organisiert: 1. die Bäcker, 2. die Bildhauer, 3. die Damenschneider und Schneiderinnen, 4. die Dekorationsmaler, 5. die Friseure, 6. die Glaser, 7. die Herrenschneider, 8. die Küfer, 9. die Konditoren, 10. die Messer, 11. die Pflasterer, 12. die Sattler, 13. die Schlosser, 14. die Schmiede, 15. die Schornsteinfeger, 16. die Schreiner, 17. die Schuhmacher, 18. die Spengler und Installateure, 19. die Tapezierer, 20. die Tüncher, Lackierer und Stuckateure, 21. die Uhrmacher. Von diesen 21 Innungen sind 16 Zwangs- und 5 Freie Innungen. Die Mitgliederzahl beträgt insgesamt ca. 2000. Zur Erläuterung sei hier kurz eingeschoben, daß die Zwangsinnung alle diejenigen kraft Gesetzes erfasst, welche das betreffende Handwerk selbständig betreiben, während die „Freie Innung“ diese nur insoweit erfasst, als sie der Innung freiwillig beitreten. Das Wiesbadener Handwerk ist aber auch in seinen „Freien Innungen“ fast restlos vertreten.

In Freien Vereinigungen organisiert sind: 1. die Asphaltateure, 2. die Buchbinder, 3. die Dachdecker, 4. die Elektroinstallateure, 5. die Fotografen, 6. die Gold- und Silberschmiede, 7. die Maurer, 8. die Putz- und Malerinnen, 9. die Steinhauer, 10. die Wagner, 11. die Zimmerer und außerdem die verschiedensten Handwerksarten in dem Lokalgewerbeverein. Die Gesamtmitgliederzahl ist hier ca. 800.

Die Wiesbadener Innungen sind sämtlich zusammengeschlossen in einem „Innungsausschuss“. Sie sind im allgemeinen gut, teilweise sogar sehr gut geleitet und leisten erhebliche Arbeit zum Nutzen ihres Standes. Alle diese Handwerker, einschl. des Innungsausschusses, sind wiederum zusammengeschlossen in dem Wiesbadener Stadtverband für Handwerk und Gewerbe, der ebenfalls sehr rührig und fleißig arbeitet.

Für die Handwerker Wiesbadens bestand bis vor einigen Jahren ein „Handwerksamt“, welches von dem Innungsausschuss, der Handwerkskammer und dem Gewerbeverein errichtet war. Es befasste sich in der Hauptsache mit der Einziehung von Handwerkerforderungen und Vertretung derselben bei Gericht, insbesondere beim Gewerbegericht, sowie mit unentgeltlicher Ratserteilung. Die Nützlichkeit und Notwendigkeit dieses Handwerksamtes war in Handwerkerkreisen voll anerkannt. Dieses Handwerksamt ist vor einigen Jahren von der Handwerkskammer für den Regierungsbezirk Wiesbaden übernommen worden, die ihren Sitz in Wiesbaden hat.

Einige der Wiesbadener Innungen haben eigene Krankenkassen, die in einem Verband zusammengeschlossen sind. Diese Innungsrankenkassen sind

durchweg gut geleitet und als sehr nützliche Einrichtungen des Wiesbadener Handwerks anerkannt.

Auch das Genossenschaftswesen wird durch das Wiesbadener Handwerk gepflegt. Es bestehen bewährte und sehr leistungsfähige Einkaufs-, Verkaufs- und Lieferungs-genossenschaften für die Bäcker, Friseur, Glaser, Konditoren, Metzger, Sattler, Schlosser, Schneider, Schreiner, Schuhmacher, Tapezierer, Tüncher, Lackierer, Studateure und Wagner. Die Schlosser, Schreiner, Tapezierer, Tüncher, Lackierer und Studateure haben ihren Wirkungskreis auch auf die Übernahme größerer Arbeiten ausgedehnt und betätigen sich auch auf diesem Gebiete mit gutem Erfolg. Die Tapezierer haben sogar in bester Lage der Stadt ein großes Lager und Ladengeschäft mit kaufmännischer Einrichtung. Die Bäcker und Metzger führen ihren Mitgliedern durch den gemeinsamen Bezug von Hefe und Kohlen, bzw. durch gemeinsame Verwertung von Häuten und Fett erhebliche wirtschaftliche Vorteile zu. Die Metzger unterhalten außerdem für ihre Mitglieder eine genossenschaftliche Viehverversicherung. Geradezu musterhaft und bahnbrechend ist die Wiesbadener Bäcker-genossenschaft vorgegangen. Sie hat u. a. eine Pensionskasse für ihre Mitglieder gegründet, die gut fundiert, gut geleitet und verwaltet ist und ihren Mitgliedern ansehnliche Pensionen für das Alter sichert. Diese Sicherung des Lebensabends der Handwerker, denen es sonst im Alter oft recht kümmerlich geht, ist besonders wertvoll und verdient recht häufige Nachahmung.

Die Bildungsgelegenheiten für die Handwerker sind in Wiesbaden gute und reiche. Zunächst ist zu nennen die Handwerker- und Kunstgewerbeschule und die allgemeine Berufsschule, sowie die laufenden Aus- und Fortbildungskurse der Handwerkskammer. Bei der Handwerker- und Kunstgewerbeschule steht außerdem den Handwerkern eine gute und reichhaltige Bibliothek zur Verfügung. Ferner unterhält der Gewerbeverein für Nassau, dessen Zentralvorstand in Wiesbaden seinen Sitz hat, noch reiche Bildungsgelegenheiten, wie Bibliothek, Muster- und Modell-

sammlung, Patentmaterial, Vorträge usw. Dadurch, daß die Handwerkskammer für den Regierungsbezirk Wiesbaden hier ihren Sitz hat, ist den Handwerkern der Stadt die Benutzung der Einrichtungen und Tätigkeit der Kammer besonders leicht gemacht. Insbesondere stehen ihm hier die Güte- und Schlichtungsstelle, Steuer- und Aufwertungsberatung, Lehrlings- und Prüfungseinrichtungen, Prüfungs- und Sitzungszimmer, überhaupt rasche und fachverständige Unterstützung in allen, auch den schwierigsten Fällen, zur Verfügung.

Das so außerordentlich wichtige Kreditwesen des Wiesbadener Handwerks liegt in der Hauptsache in den Händen der hiesigen Genossenschaftsbanken „Wiesbadener Bank“, Friedrichstraße und „Vereinsbank“, Mauritiusstraße, beide alte, bewährte und bedeutende Bankinstitute, denen nicht nur fast alle vorgenannten handwerklichen Genossenschaften korporativ, sondern auch Tausende von Einzelhandwerkern als Mitglieder angehören. Auch die Nass. Landesbank macht sich um das Kreditwesen der Wiesbadener Handwerker verdient; die meisten der letzteren sind allerdings der „Wiesbadener Bank“ oder der „Vereinsbank“ angeschlossen. Das war von jeher so und hat sich in steigendem Maße entwickelt.

Das handwerkliche Prüfungswesen ist in Wiesbaden reiflos organisiert. Es liegt in der Hand der Handwerkskammer und der Innungen. Es bestehen in Wiesbaden Gesellenprüfungsausschüsse, sowie Meisterprüfungskommissionen für fast sämtliche Handwerksarten. Dadurch ist dem Nachwuchs des Wiesbadener Handwerks an Gesellen und Meistern die Erledigung der gesetzlich geregelten Prüfungen und die Erwerbung der damit verbundenen Rechte besonders leicht gemacht. Im ganzen bestehen in Wiesbaden 55 Gesellenprüfungsausschüsse und 34 Meisterprüfungskommissionen.

Die städtische Verwaltung zu Wiesbaden nimmt gegenüber dem einheimischen Handwerk im allgemeinen eine freundliche und förderliche Stellung ein. Sie sucht ihm nach Möglichkeit die städtischen Aufträge

zuzuweisen und es zu unterstützen in dem Kampf gegen die Schleuderpreise. Dies äußert sich insbesondere darin, daß die Stadtverwaltung längst nicht mehr auf dem Standpunkt steht, ihre Aufträge ohne weiteres an den Billigsten zu vergeben, daß sie vielmehr nach Möglichkeit den angemessenen Preis entscheiden läßt. Dies war nicht immer so, ist aber nun glücklicherweise so geworden infolge der energischen und dabei doch maßvollen Vertretung der handwerklichen Interessen durch die berufenen Stellen (Handwerkskammer, Innungen und Stadtverband für Handwerk und Gewerbe), und nicht zuletzt dadurch, daß das Handwerk in der Stadtverordnetenversammlung und im Magistrat stärker und besser als in früheren Zeiten vertreten ist.

Daß das Wiesbadener Handwerk während des Kriegs und in der Nachkriegszeit, die wirtschaftlich schlimmer war als die Kriegszeit selbst, unendlich schwer gelitten hat, ist bekannt. Geradezu entsetzliche Verhältnisse hatte es während des Ruhrkampfes durchzulämpfen. Auch die Zeit der wilden Streiks nach dem Kriege stellte ungeheure Anforderungen an das selbstständige Handwerk. Gerade ihm ist es zu danken, daß der drohende Zusammenbruch der Wirtschaft abgewendet wurde. Wenn alles streifte, trat der Handwerker mit seinen Angehörigen, Lehrlingen und seinen treugebliebenen Gesellen in die Bresche, schaffte mit verdoppelter Kraft und erhielt das Fundament der Wirtschaft, auf dem diese später sich wieder aufrichten konnte. Das darf dem Wiesbadener Handwerk nicht vergessen werden. Alle diese schweren und schwersten Verhältnisse hat unser Handwerk gemeistert und damit bewiesen, daß ein guter Kern, eine gesunde Kraft in ihm steckt und daß es für das wirtschaftliche und bürgerliche Leben unserer Stadt bedeutsam ist.

So sind denn die Grundlagen für eine gesunde Entwicklung und wirtschaftliche Erstarkung des Wiesbadener selbstständigen Handwerks vorhanden, sodaß bei der anerkannten Intelligenz und Regsamkeit desselben man ihm für die Zukunft, wenn nur einmal die allgemeine wirtschaftliche Krise überwunden sein wird, eine günstige Prognose stellen darf.

Wohnungsbedarf und Bautätigkeit in Wiesbaden.

Von Fritz Hildner, Architekt, B. D. U.

Durch seine reizvolle, landschaftlich und klimatisch günstige Lage ist Wiesbaden eine der bevorzugtesten Weltgast- und Wohnstätten Deutschlands geworden. Geschützt in den südlichen Talausgängen des Taunusgebirges liegend, ist die Stadt an die Hauptverkehrslinien der Reichsbahn und der Rheinschiffahrt günstig angeschlossen. Außer den Heilquellen und den gepflegten Wäldern, den herrlichen Gärten und sauberen Straßenanlagen der Stadt, bilden die vielen Stätten des gesellschaftlichen und künstlerischen Lebens einen Anziehungspunkt für Wiesbaden, der, unterstützt durch vernünftige Gemeindesteuerpolitik vor dem Kriege, den Zug nach Wiesbaden und so die Entwicklung der Wohnstadt besonders förderte. Seit Jahrzehnten genießt Wiesbaden deshalb in weiten Volkskreisen den Ruf einer angenehmen Wohnstadt. Der Zug verstärkte sich fortgesetzt, das Wohnungsbedürfnis war groß und so entwickelte sich eine rege Bauindustrie, die bis kurz vor dem Kriege voll und maßbringend beschäftigt war.

Wohnungen für die Wohnstadt Wiesbaden wurden in großer Zahl geschaffen. Finanziell stützte sich dieser Aufschwung auf die Entwicklung der Hypothekenbanken, welche die Beleihung von Wiesbadener Bauobjekten an erster Stelle sehr bevorzugten. Die private Bautätigkeit beschränkte sich zunächst auf die Herstellung von Mietwohnungen in der Größe von zwei bis fünf Zimmern, dehnte sich aber im Laufe der Entwicklung auch auf größere Wohnungen von sechs bis acht Zimmern aus. Auch Häuser zum Alleinbewohnen in der Größe von fünf bis acht Zimmern und mehr wurden in den Landhausbezirken durch private Bauunternehmungen in großer Zahl errichtet. So entwickelte sich der Wohnungsbau in den verflochtenen Jahrzehnten vor dem Kriege sehr umfangreich. Die lebhafteste Bauindustrie gab nicht nur den einzelnen Bauberufsgruppen, Unternehmern und Arbeitern lohnende Beschäftigung, sie brachte auch dem Gesamtgeschäftsleben der Stadt einen Aufschwung.

Kurz vor dem Kriege ließ die Bautätigkeit besonders für größere Wohnungen etwas nach, da eine leichte Überproduktion von größeren Wohnungen eingetreten war.

Mit Ausbruch des Krieges und in der Nachkriegszeit erfuhr die private Bautätigkeit durch Kapitalnot, Geldentwertung, Zwangsverwertung sämtlicher Wohnungen und Baukostenüberhöhung einen fast vollständigen Stillstand. Gleich sich auch der Wohnungsbedarf anfangs durch Aufgabe oder Verkleinerung von Haushaltungen, Wegzug, Todesfälle und dergl. etwas

aus, so trat doch sehr bald auch in Wiesbaden ein Wohnungsmangel, besonders an Klein- und Mittelwohnungen, auf.

Die private Bautätigkeit konnte aus den oben geschilderten Gründen nicht helfend eingreifen und so blieb der Stadtverwaltung kein anderer Ausweg, als den Bau von Wohnungen für den Bedarf der ansässigen Einwohner selbst in die Hand zu nehmen. Seit Jahren ist deshalb die Stadtverwaltung dazu übergegangen, Wohnungen für eigene Rechnung in größerem Umfange herzustellen.

Die Stadtgemeinde ist auf diesem Wege bis jetzt in den Besitz einer großen Anzahl von Wohnhäusern gekommen. Der Besitz umfaßt bis jetzt:

Baublock an der Klarenthaler Straße-Elsasser Platz
Vier Häuser an der Niederwaldstraße
Baublock an der Westerwaldstraße
Baublock an der Eckenfördestraße
Baublock Riedricher-Rheingauer Straße
Baublock Klopstockstraße Nord und Süd
Einzelne Häuser an der Keller- und Adlerstraße
Einzelne Häuser an der Ringkirche-Raenthaler Straße
Einzelne Häuser an der Wolfram von Eschenbachstraße
Einzelne Häuser an der Platter Straße
Baublock Germaniaplatz-Rüdesheimer Straße
Drei Baublöcke am Loreleiring
Baublock Eichendorff-, Wieland-, Rückertstr.
Baublock Elsasser Platz-Nettelbeckstraße

In der Ausführung sind zur Zeit begriffen:

Baublock an der Lorcher Straße
Baublock Elsasser Platz-Blumenthalstraße
Baublock an der Waldstraße Süd.

Für das Baujahr 1928 ist ein weiteres Baugelände an der Waldstraße zur Bebauung vorgesehen. Die Zahl der durch die Stadtgemeinde auf diesem Wege erschaffenen Wohnungen wird etwa 1100 bis 1200 betragen. Während etwa 900 Wohnungen bereits an die Mieter übergeben sind, wird der Rest aus dem Bauprogramm 1927 im Laufe dieses Jahres, spätestens zum Frühjahr 1928 bezugsfertig. Die Wohnungsgrößen entsprechen den vom Wohnungsmarkt aufgestellten Bedürfnissen. Es sind bis jetzt hauptsächlich Wohnungen in der Größe von zwei und drei Zimmern mit Zubehör gebaut. In der Gesamtzahl ist ein geringer Anteil von Einzimmerwohnungen und eine beschränkte Zahl Wohnungen in der Größe von vier und fünf Zimmern mit Zubehör enthalten. Bei den Projekten für das

Jahr 1928 ist wieder eine große Anzahl von Kleinwohnungen vorgesehen in der Größe von 1—3 Zimmern.

Wie aus dem Vorhergesagten ersichtlich, verteilen sich die städtischen Wohnhausgruppen auf die verschiedensten Stadtteile. Die Bebauung sah Massivbauten für Dauermwohnungen vor. Größe und Art der Wohnungen schließen sich im Wesentlichen den Bedürfnissen der Stadtwohnungen, wie sie den hiesigen Erfordernissen und Erfahrungen entsprechen, an. Teilweise ist man dazu übergegangen, die Wohnungen hinsichtlich der Grundrisse nach bewährten Größen zu typisieren. Bezüglich der Baukonstruktion, Verwendung der Baumaterialien sowohl wie die Konstruktion der Dächer, Wände, Zwischendecken, Treppen usw. hat man sich bisher auf die bewährten Konstruktionen der Wohnhausbauten beschränkt. In den äußeren Formen mußte man sich Einschränkungen an Vorbauten und Erkern auferlegen, um die erhöhten Bau- und Unterhaltungskosten der Zeit entsprechend einzuschränken oder auszugleichen.

Dagegen ist ein besonderer Vorteil der städtischen Bauten die Errichtung von Wohnhausbauten in Gebäudegruppen und Baublöcken, die gute städtebauliche Lösungen in einheitlicher Architektur ermöglichen. Ein wesentlicher Fortschritt ist auch in Bezug auf die Blockgestaltung erzielt worden. Es wurde nicht jedes einzelne Baugrundstück auf das zulässige Maß der Bebauung ausgenutzt, sondern besondere Sorgfalt auf die Ausbildung der Innenhöfe für Gärten und Spielplatzanlagen gelegt. Hinterhäuser und Seitenbauten, die in früheren Jahren die einzelnen Baublöcke in Bezug auf Verteilung von Licht und Luft stark benachteiligten, sind vermieden.

Bei beschränkten und städtebaulich gegliederten Baugeländen ist bei der Art des Wohnungsgrundrisses in gesteigertem Maße auf die Himmelsrichtung jeweils Rücksicht genommen, sodaß hygienische und praktische Wohnungen entstanden sind. Die neugeschaffenen Baugruppen können deshalb als ein wesentlicher Fortschritt in städtebaulicher und wohntechnischer Beziehung betrachtet werden.

Die Ausstattung der einzelnen Wohnungen ist unter Bezugnahme auf die einzelnen Baugelände und Ansprüche der Mieter verschieden. Es sind Wohnungen von 2, 3 und mehr Zimmern teils ohne, teils mit Badeanlagen ausgeführt. Im allgemeinen ist die Ausstattung eine gut bürgerliche. Die Wohnungen sind mit den Einrichtungen der Neuzeit bezüglich der Be- und Entwässerung und Beleuchtung vollkommen auf der Höhe.

Bezüglich der Beheizung sind die kleineren Wohnungen bis jetzt mit Ofenheizung ausgestattet. Neuerdings sind in verschiedenen Baublocks (Coreleiring, Germaniaplas, Kiedricher Straße und Umgebung) die Häuser an ein städtisches Fernheizwerk angeschlossen, das ebenfalls die Warmwasserversorgung dieser Räume übernommen hat. Einige Häuser (Ringkirche, Rauen-thaler Straße, Eichendorff-, Wieland-, Rückert- bzw. Klopstockstraße Nord) haben eine selbstständige Zentral-Heizungsanlage.

Was die Mietpreise für die, auf diesem Wege geschaffenen Wohnungen betrifft, so sind die Grundmieten nach den Anlagelosten unter Berechnung einer bescheidenen Verzinsung ermittelt. Die Zuschläge errechnen sich dann nach den allgemeinen amtlichen Festsetzungen. Die Kosten für Zentralheizung und Warmwasserversorgung werden nach dem Verbrauch festgestellt, bzw. berechnet.

Die Stadtgemeinde errichtet die Wohnungen auf eigene Rechnung unter Ausschaltung von Generalunternehmern. Die Arbeiten werden auf dem Wege der öffentlichen Ausschreibung an Einzelunternehmer

der verschiedenen Berufsgruppen vergeben. Es kann festgestellt werden, daß durch die Bautätigkeit der Stadt den selbstständigen Baugewerbetreibenden als auch den Bauarbeitern nach dem bisherigen Stand eine ausreichende Beschäftigung geboten war.

Die Finanzierung geschieht unter Zuhilfenahme der Hauszinssteuermittel, soweit dieselben der Stadt zur Verfügung gestellt sind, und durch Aufnahme von Hypotheken bzw. Reichs-Baudarlehen.

Neben diesen durch die Stadt Wiesbaden geschaffenen Wohnungen sind auch während der letzten Jahre eine größere Anzahl von mittleren Kleinwohnungen durch das Reichsvermögensamt errichtet worden (Schiersteiner Lach). Ferner bauten verschiedene Siedlungsgenossenschaften auf eigene Rechnung Kleinhäuser zum Alleinbewohnen oder für zwei Familien berechnet, zum Beispiel „Eigene Scholle“ in der Lahnstraße und „Siedlung Selbsthilfe“ in der Platter Straße und andere mehr. Neuerdings sind auch wieder Privatbauinteressenten dazu übergegangen, sich für den eigenen Wohnbedarf Bauten in offenem Landhausgebiet zu errichten. Es kann angenommen werden,

daß sich dieses Verfahren weiter ausdehnt, sobald die Baugelder wieder flüssiger werden und die Hypothekenbanken in der Lage und bereit sind, Bauunternehmungen hypothekarisch zu beleihen. Die Bautätigkeit auf dem allgemeinen Bauplatz durch Private macht zwar noch langsame Fortschritte, da die Übersteuerung der Baukosten gegen die Vorkriegszeiten und die dadurch höher werdenden Mieten Hemmnisse bedeuten. Der allmähliche Abbau der Baustoffpreise, die Möglichkeit der Geldbeschaffung durch die Hypothekenbanken und die Angleichung der Mieten an die Übersteuerung sowie die Erleichterungen des Zuzuges werden hier die Wege ebnen, und dann ist zu hoffen, daß auch für Wiesbaden die Gelegenheit zur Schaffung von Wohnungen in größerem Umfang als für den dringenden Eigenbedarf gegeben und der Weg für den Zuzug von Bau- und Wohnungsinteressenten frei wird. Aufgabe der Stadt wird es sein, neben der Schaffung von Wohnungen für den eigenen Bedarf auch die Möglichkeit der Errichtung von Wohnungen für die private, freie Bautätigkeit, besonders für den Zuzug zu schaffen bzw. diese Bestrebungen in jeder Hinsicht zu unterstützen.

Die Aufgaben der Bezirksverwaltung.

Von Landeshauptmann W. Lutsch.

Die Organisation und die Festlegung der dem Bezirksverband obliegenden Aufgaben beruht im wesentlichen auf der Provinzialordnung vom 8. Juni 1885. Neben den in dieser Ordnung den Provinzen durch das Gesetz zugedachten Aufgaben haben sie freiwillig weitere übernommen. Die Gesamtrichtung dieser ist bei den gesetzlichen wie bei den freiwillig übernommenen Aufgaben die gleiche und diese ist auch heute trotz Anwachsens der Aufgaben, deren Erfüllung die Provinzen jetzt übernommen haben, in der Grundrichtung die gleiche geblieben. Es sind drei Gebiete, welche in der Hauptsache die Tätigkeit der Provinzen erfüllen. Das sind vor allem die sozialen Aufgaben, der Wegebau, dann solche allgemeiner Art, welche sich teils auf kulturellem Gebiet, Kunst und Wissenschaft, teils auf wirtschaftlichem Gebiet bewegen, teils diese beiden Gebiete in sich vereinen. Es ist nicht verwunderlich, daß der Umfang der Aufgaben, welche die Provinzialordnung von 1885 den Provinzen auferlegte, sich erheblich erweitert hat. Es gilt dies vor allem für die gesetzlichen und hierbei insbesondere wieder für die Aufgaben, deren Erfüllung auf sozialem Gebiet liegen. Die Entwicklung hat seit 4 Jahrzehnten auch auf den Gebieten, welche ursprünglich den Provinzialverwaltungen überwiesen waren, dem Landarmenwesen, den Landarmen- und Wohltätigkeits-Anstalten, den milden Stiftungen, dem Besserungswesen, dem Irren-, Taubstummen-, Blinden- und Idiotenwesen, derartige Veränderungen herbeigeführt, daß die Tätigkeit, welche dem Gesetzgeber im Jahre 1885 vorschwebte, heute dem Umfang und dem Wesen nach eine ganz andere geworden ist. Es hat insbesondere der Umfang der bereits erwähnten Zweige der Betätigung der Provinzen sich durch folgende Pflichtaufgaben, welche seit dem Jahre 1913 dazu gekommen sind, vermehrt: es obliegt den Provinzen heute die Krüppelfürsorge, es obliegt ihnen die Jugendfürsorge, erstere hat Umstellungen im vorhandenen Anstaltswesen herbeigeführt, letztere hat Erweiterungen bestehender Anstalten, wie Idstein im Taunus zur Folge gehabt und verlangte Neueinrichtungen, wie das Landesaufnahmehaus Steinmühle und das Landesaufnahmehaus Schloß Dörn. Im engen Zusammenhang hiermit steht die Einrichtung des Landesjugendamtes, die Organisation der Kriegsbeschädigten und Kriegshinterbliebenen-Fürsorge, die Übernahme der Blindenschule in Wiesbaden und die Beteiligung bei dem Landes-Arbeitsamt in Frankfurt am Main.

Bei den freiwilligen Aufgaben bedingte die Wohlfahrtspflege, da der Gedanke der vorbeugenden Gesundheitsfürsorge sich mehr und mehr durchgerungen hat, die Übernahme der Gesundheitsfürsorge, der ge-

hobenen sozialen Fürsorge, die Errichtung des Nassauischen Kinderanatoriums Weilmünster, sowie der Nassauischen Kinderheilstätte Mammolshain für tuberkulös gefährdete Kinder. Im Zusammenhang mit der Erfüllung vorgenannter Aufgaben bildete der Bezirksverband einen Darlehensfonds für private Anstalten des Bezirks, die den Bezirksverband in seinen Aufgaben auf dem Gebiete der Wohlfahrtspflege unterstützen.

Diese tatsächlichen Angaben sollen nur ganz kurz die Arbeitsgebiete des Bezirksverbandes in Erfüllung seiner sozialen Aufgaben umreißen, und nur ganz kurz dartun, in welcher Weise die Ausdehnung und die Intensität der Arbeit zugenommen hat. Daß bei der Erfüllung dieser Aufgaben eine starke finanzielle Inanspruchnahme des Bezirksverbandes erfolgte, ist selbstverständlich.

Aber nicht nur der Umfang der sozialen Aufgaben hat zugenommen, es ist vor allem die Arbeitsweise und die Methode in der Lösung der sozialen Aufgaben eine andere geworden. Das Anstaltswesen hat sich in seiner ganzen Handhabung geändert. Es ist heute ein stärkeres Eingehen auf die Persönlichkeit des einzelnen Pflüglings bedingt wie früher. Es ist heute das vorwiegende Moment das Hervorstechendste, und das Moment der reinen Disziplin und der reinen Aufrechterhaltung der Ordnung in der Anstalt tritt ihm gegenüber zurück.

Neben diesen Aufgaben haben heute vor allem die Aufgaben des Wegebauwesens einen Umfang angenommen, welcher finanziell gerade in unserem Gebiete mit Rücksicht auf den Krieg, die Nachkriegszeit und die Besatzungszeit kaum zu erfüllen ist. Es hat stets zu einer der Hauptaufgaben Nassaus auch in der Zeit vor 1866 gehört, das Wegenes in einer vorbildlichen Weise zu unterhalten. Es haben nun nicht nur die Ereignisse der vorgenannten Zeiten dazu gedient, das Nassauische Wegenes einer außerordentlichen Belastungsprobe aussetzen, sondern es hat auch der Umfang der Verkehrssteigerung, insbesondere des Personen- und Lastwagenverkehrs eine vollständige Änderung der Inanspruchnahme des Wegenes herbeigeführt. Es wird auf die Dauer unmöglich sein, daß die Mittel zur Instandsetzung der gesamten Straßen des Bezirksverbandes ausreichen, wenn sie nur in der bisherigen Weise zur Verfügung gestellt werden können. Es wird für die Zukunft nicht möglich sein, ohne Erschließung anderweitiger Quellen alle die Aufgaben zu erfüllen, welche an den Bezirksverband hinsichtlich der Errichtung eigener Autostraßen usw. herantreten werden. Bis jetzt sind diese Dinge der Allgemeinheit noch nicht zum Bewußtsein gekommen, da die Provinzen, vor-

allem die im Westen gelegenen, ihren Verpflichtungen unter Hintansetzung der Erfüllung anderer Aufgaben nachgekommen sind. Dies wird aber, wie gesagt, auf die Dauer, ohne daß die Interessenten, die Benutzer der Kraftfahrzeuge, in erheblichem Maße wie bisher zur Unterhaltung des Straßenwesens, sei es auch eines nur ihnen zur Verfügung stehenden Straßenwesens, herangezogen werden, unmöglich sein. Es ist bereits darauf hingewiesen worden, daß neben den genannten Aufgaben auch die Pflege für Kunst und Wissenschaft dem Bezirksverband obliegt. Auch in dieser Richtung sind Fortschritte gemacht worden. Der Ernst der Zeit bedingt jedoch hier ein Tempo, das allerdings geboten, aber wenig wünschenswert erscheint.

Die den Provinzen ihrem inneren Wesen nach obliegenden Aufgaben des Denkmalschutzes und ähnlicher Belange können zur Zeit fast nur programmatisch erfüllt werden. Es gilt, im Auge zu behalten, daß in verstärktem Maße diese Aufgaben erfüllt werden, wenn auch nur in etwas unsre allgemeinen finanziellen Verhältnisse sich gebessert haben.

In stärkerem Maße wie seither hat sich in den letzten Jahren, teils aus allgemeinen organisatorischen Gesichtspunkten, wie aus rein wirtschaftlichen Erwägungen, das Arbeiten der Provinzen auf übergemeindlicher Basis entwickelt. Man darf annehmen, daß gerade diese Tätigkeit der Provinzen, welche wie in Fragen der Elektrizitätswirtschaft, der Gasfernversorgung über den Umfang der einzelnen Gemeinden der einzelnen Kreise hinausgeht, in Zukunft verstärkt von den Provinzen wahrgenommen werden wird. Die Provinzen werden von den Selbstverwaltungskörpern am besten geeignet sein, Schwierigkeiten, welche sich aus den erwähnten wirtschaftlichen Aufgaben zwischen den einzelnen Verwaltungskörpern ergeben, auszugleichen. Es ist dies eine Aufgabe der Provinzen, welche erst im Entstehen begriffen ist, welche aber aufs dringendste ihre Mitarbeit erheischt.

Aus den vorstehenden Ausführungen ergibt sich in ganz kurzen Umrissen der ursprüngliche Aufgabenkreis der Provinzen und sein durch die Entwicklung bedingter vermehrter Umfang. Es kann aber nicht unterlassen werden, darauf hinzuweisen, daß seitens des Staates in nicht genügender Weise dieser Entwicklung Rechnung getragen wird. Es kann nicht verschwiegen werden, daß die Tatsache des Vorhandenseins der Demokratie nicht dazu geführt hat, der Selbstverwaltung im allgemeinen und den Provinzen im besonderen die Berücksichtigung zu bringen, die ihnen im Hinblick darauf, daß ihre Arbeit auf der unmittelbaren Mitwirkung vom Volke gewählter Verwaltungsorgane beruht, gebührt.

Die preußischen Landkreise, insbesondere der Landkreis Wiesbaden.

Von Landrat Schlitt.

Die Vorstellungen, die sich der normale Bewohner einer Stadt von dem Wirkungskreis und den Aufgaben einer Kreisverwaltung, eines Landkreises macht, sind in der Regel sehr merkwürdiger Natur, da er sich von dieser Verwaltung kein klares Bild machen kann. Wohl liest der Ausflügler hin und wieder die Aufschrift auf einer Tafel am Wege, durch die irgend etwas vom Landrate verboten wird. Er weiß auch, daß man sich bei einer Differenz mit dem Gendarm, jetzt „Land-

jäger“ genannt, beim Landrate über diesen beschweren kann. Der Jäger kennt das Landratsamt als die Behörde, welche die Jagdscheine ausstellt, und bei der Abschußgenehmigungen in der Schonzeit beantragt werden können. Wer radelt oder Auto fährt, weiß oder glaubt zu wissen, daß der Landrat für die Straßen verantwortlich ist und schließt aus deren Zustand oft auf dessen Befähigung. Gelegentlich sieht man Gebäude mit der Aufschrift: „Kreissparkasse, Kreishaus oder

Landratsamt“; man weiß wohl aus eigener Anschauung, was man auch in der Zeitung durch gelegentliche Berichte bestätigt findet, daß es Landkreise und an deren Spitze Landräte gibt. Damit erschöpft sich aber häufig das Wissen des Privatmannes und auch mancher anderer im öffentlichen Leben stehender Persönlichkeiten und sie verraten gelegentlich durch ihre Äußerungen, daß ihnen Wesen und Inhalt ländlicher Verwaltung verhältnismäßig fremd sind. Andere wieder werden

sagen, wozu ist ein Kreiskommunalverband notwendig? Genügen denn nicht für die geringen kommunalen Aufgaben, die auf dem Lande vorkommen mögen, die Gemeinden vollauf?

Was in normalen Landkreisen auf kreiskommunalem Gebiete geschieht, blieb und bleibt heute noch vielfach unbeachtet. Die Gründe hierfür sind mehrfacher Art.

Zunächst ist die städtische Selbstverwaltung über 60 Jahre älter als die ländliche. Sodann ist der Kreis, ebenso wie die Provinz ein Kommunalverband, eine Zusammenfassung von anderen Kommunen, Gemeinden und Städten, nicht von Einzelpersonen, seine Betätigung also für den Alltagsmenschen nicht so in die Augen springend. Schließlich liegen ja der städtischen Öffentlichkeit, wie sie durch die Presse vertreten wird, schon rein äußerlich, d. h. räumlich, die ländlichen Verhältnisse viel ferner, als die der Stadt, sie widmet ihnen darum auch ein weit geringeres sachliches Interesse. Spricht man also von Selbstverwaltung, so meint man damit die der Städte, unter Umständen auch die der Dörfer, nicht aber die der Kreise.

Als jüngeres Glied der Entwicklung der kommunalen Selbstverwaltung sind die Kreise ein Erzeugnis der neueren Gesetzgebung. Während die ländliche Gemeinde, das Dorf und besonders die Stadt aus unvorstelligen Zeiten im In- und Auslande eine Körperschaft zur Verwaltung ihrer Angelegenheiten gewesen ist, verdanken die Landkreise ihre Existenz der Gesetzgebung, und zwar ist diese eine ausgesprochen deutsche Entwicklung, da unseren Kreiskommunalverbänden zu vergleichende Gebilde im Auslande nicht vorhanden sind. Das Charakteristische der deutschen Entwicklung ist, daß grundsätzlich für die kommunale Betätigung der Kreise ebenso wenig eine starre Grenze gezogen ist, wie für die Einzelgemeinden. Das Wesentliche bei der Organisation der Landkreise und in den Landkreisen ist somit, daß es sich um Selbstverwaltungskörper mit fließigen Grenzen zwischen dem Kreise und seinen Gemeinden und um Gebietskörperschaften handelt, die aus einer Mehrheit von Einzelgemeinden zusammengefaßt sind.

Die Preussische Kreisverfassung hat sich in der Mark Brandenburg als ein Ausfluß ständischer Verhältnisse zuerst entwickelt. Die erste Veranlassung zur Bildung der Kreisverbände gaben die Wahlen zu den Ausschüssen der Landstände. Aus diesen kreisständischen Zusammenkünften des ständischen Adels haben sich dann die Kreisverbände zu eigenen Körperschaften entwickelt, die immer weitere öffentliche Angelegenheiten an sich zogen oder zugewiesen erhielten. In erster Linie handelte es sich damals um die Unterverteilung der Staatssteuern auf die einzelnen Kreisverbände, da die Steuern nur den Kreisen als solchen auferlegt wurden. Da sich der Landesherr unter Umgehung des Landtages unmittelbar an die Kreisstände wegen Bewilligung von Abgaben wandte, wuchs die Bedeutung dieser Stände mehr und mehr. Sehr wesentlich für die Entwicklung war auch, daß sie in der Gestalt des Landrats eine ständische Spitze erhielten. Ursprünglich Vertrauensmann des Kreises vollzog sich allmählich die Entwicklung des Landrats zum landesherrlichen Beamten. Heute ist die Entwicklung wieder gerade umgekehrt. Im wesentlichen war daher damals der Kreis ein rein staatlicher Verwaltungsbezirk. Von einer kommunalen Ausgestaltung kann man erst seit den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts sprechen.

Erst die Kreisordnung für die östlichen Provinzen brach mit dem altständischen Prinzip. Ein Selbstverwaltungsrecht im weiteren Umfange wurde hierdurch begründet. Für die Provinzen Hannover, Westfalen, die Rheinprovinz, Schleswig-Holstein und Hessen-Nassau folgten die Kreisordnungen nacheinander in den 80er Jahren, und zwar für die Provinz Hessen-Nassau am 1. April 1886.

Zunächst langsam kam die Tätigkeit der Kreise auf kommunalem Gebiete in Fluß. Allmählich aber sind in den letzten 50 Jahren in der Entwicklung der Kreiskommunalverwaltung auf allen Gebieten beispiellose Veränderungen eingetreten.

Man denke nur an die Elektrizitätsversorgung in allen ihren Erscheinungen, an den Bau der Straßen, an die Volkswohlfahrts- und Jugendpflege in allen ihren Zweigen, deren Wichtigkeit für die kommunale Verwaltung durch die Kriegs- und Nachkriegsverhältnisse geradezu überragend geworden ist.

Wie wäre auf allen diesen Gebieten eine Lösung der dringendsten Fragen möglich gewesen, ohne die Landkreise, in denen auch heute noch in Preußen 22 300 000 Einwohner leben, gegenüber 16 700 000 in den Stadtkreisen? Die glänzende Entwicklung der Stadtkreise in allen Ehren, aber ist es nicht die vornehmste Aufgabe des Staates, das Wohl der Gesamtheit zu fördern, das weite Land, der Jungbrunnen des Volkes vor Ver-

kümmern zu bewahren und auch ihm die Segnungen des Fortschritts in Wirtschaft und Kultur in angemessenem Umfange zu vermitteln?

Diese Frage bejahen heißt: Die Landkreise stärken in ihren wichtigsten Aufgaben zur Förderung des Gesamtwohls, ihnen durch zweckmäßigste Organisation die Möglichkeit dazu zu gewähren und sie sichern in ihrem äußeren Bestande, zur Erhaltung der Leistungsfähigkeit und zur Ermöglichung des sozialen Ausgleichs unter ihren einzelnen Gliedern. Die zweckmäßigste Regelung der Beziehungen der Landkreise nach oben und unten, insbesondere gegenüber ihren eigenen Gemeinden ist daher äußerst wichtig. Die Lösung dieser zentralen Frage wird sich vielfach zu richten haben nach der Größe des Kreises und Lagerung seiner ganzen Verhältnisse. Die Landkreise bewegen sich hinsichtlich der Bevölkerungszahl im allgemeinen zwischen 20 000 und 250 000 Einwohnern. Die Verhältnisse liegen verschieden im Westen und Osten, in Landwirtschaft und Industrie, in Kreisen mit großen leistungsfähigen Gemeinden und solchen mit Zwerggemeinden. In den letzteren ist der Kreis, und wird er immer fein müssen, ein Kommunalverband gewissermaßen erster Ordnung, der vieles für die Bevölkerung unmittelbar regelt, während im großen Industriekreis die einzelnen Gemeinden im weiten Umfange ihre gleichgearteten Angelegenheiten auch weiterhin selbständig ordnen wollen, können und sollen. Hier hat der Kreis nur die Fragen überörtlicher Art nach Befugnis in seine Hand zu nehmen, ferner solche Aufgaben, welche die Leistungsfähigkeit auch der großen Gemeinden übersteigen oder die gleichmäßig geregelt werden müssen und in einer Hand besser und billiger geregelt werden können. Auch dann sind seine Aufgaben groß und weitgehend genug. Das wird sich aber vielleicht am klarsten erweisen, wenn ich einiges über die Beziehungen sage, wie sie im Landkreis Wiesbaden sich gestaltet haben.

Der Landkreis Wiesbaden in seinem Umfange bis zum 1. Oktober 1926 war am 1. April 1886 entstanden, und zwar auf Grund des Gesetzes vom 7. 6. 1885. Er war ein Teil des ehemaligen Landkreises Wiesbaden, auch Mainkreis genannt, der in die Kreise Höchst und Wiesbaden-Land unter Abzweigung der Orte Rödellheim und Heddenheim an den Landkreis Frankfurt abgegangen ist.

Der Landkreis Wiesbaden hatte am 1. 4. 1886 in 2 Städten Biebrich und Hochheim sowie 25 Landgemeinden 36 000 Einwohner. Das gesamte Steueraufkommen der Gemeinden betrug 221 000 Mk. Der erste Kreisetat wies einen Schlußbetrag von 11 500 Mk. auf. In den 40 Jahren seines Bestehens hat sich die Einwohnerzahl fast um 100% vermehrt. Denn der Landkreis Wiesbaden hatte am 1. April 1926 mehr als 70 000 Einwohner. Der Kreisetat für 1925—26 betrug mehr als 1 Million Mark. Das kommunale Leben des Kreises war bei seiner Gründung sehr gering. Von einem Wettbewerb zwischen den verschiedenen Selbstverwaltungskörpern, der eine genauere festgelegte Aufgabenverteilung erfordert hätte, war lange nicht die Rede. Dieser Wettbewerb entwickelte sich erst im Laufe der neueren Zeit. Der Kreis hatte bei seiner Gründung nur einen angestellten Beamten, der die Rassen- und Verwaltungsangelegenheiten mit einem Gehilfen und einem Ranglisten erledigte.

Im Jahre 1890 stellte der Kreis einen hauptamtlichen Obstaubelehrer an, zu dem sich im Jahre 1892 ein Kreisvollziehungsbeamter gesellte. Im Jahre 1897 wurde das Kreisbauamt eingerichtet. Im Jahre 1902—03 errichtete der Kreis in Gemeinschaft mit der Stadt Wiesbaden die Dampfwaschmeisterei auf dem Gelände zwischen den Gemeinden Bierstadt und Erbenheim. Die Verwaltungsgemeinschaft dieser Anlage besteht noch heute weiter.

Entscheidend für die Entwicklung der Landkreise war auch der Kriegsbeginn, weil in diesem großen und langen Kriege der Landkreis Wiesbaden nicht nur die Lebensmittellieferung, sondern vor allem auch die Lebensmittelerfassung in der Zwangswirtschaft bearbeiten mußte. Die Not der Zeit gebot die Zwangswirtschaft und der Landkreis Wiesbaden hat in glänzender Organisation große Mengen Vieh und Lebensmittel erfaßt, verteilt und abgeliefert. Es waren ungefähr 20 Beamte und Angestellte notwendig, um die ungeheuren Lebensmittelmengen richtig zu erfassen und ebenso richtig zu verteilen. Sicherlich sind bei dieser Arbeit schwere Fehler gemacht worden, aber die Arbeit war auf der einen Seite so neuartig und schwierig, wie sie auf der anderen Seite heftig angefeindet wurde. Gerade deshalb ist diese mühsame Arbeit niemals richtig gewertet worden.

Erst nach dem Kriege kam das kommunale Leben des Landkreises völlig in Fluß. Die Zwangswirtschaft mußte noch eine Reihe von Jahren beibehalten werden, doch dann tauchte alsbald eine Menge anderer Probleme auf,

die der Lösung harren. Die Wohlfahrts- und Jugendpflege wurde von dem Kreise in die Hand genommen, ein ausgedehntes Wohlfahrts- und Jugendamt geschaffen, 1 Kreiskommunalarzt verpflichtet und 3 Fürsorgerinnen angestellt, die die weitverzweigte Fürsorgearbeit auf dem Lande leisteten. Ein Hauptarbeitsfeld war die schulärztliche Versorgung des Landkreises, die zum größten Teil von dem Kreiskommunalarzt durchgeführt wurde. Daneben wurde ein Schulzahnarzt mit einer Schwester hauptamtlich berufen, der mit einer fliegenden Schulzahnklinik von Ort zu Ort zieht, um so systematisch die Schulzahnpflege durchzuführen.

Fürsorgestellen für Tuberkulose und Mutterberatungsstunden für Säuglinge wurden überall eingerichtet und den Leuten auf dem Lande klargemacht, daß diese Arbeit dort ebenso wichtig, ja vielleicht viel notwendiger ist, wie in der Stadt. Ebenso trat die Krüppelfürsorge stark in den Vordergrund.

Um all diesen gesundheitlichen Maßnahmen für die Jugend besonderen Nachdruck zu verleihen, errichtete der Kreis 1920 ein eigenes Kindererholungsheim in Niedernhausen, in dem 70 schulpflichtige Kinder untergebracht werden können.

Es ist Zweck und Bestimmung dieses Heims, den dort weilenden Kindern nicht nur körperliche Erholung zuteil werden zu lassen, sondern vor allem auch in sittlicher und erzieherischer Hinsicht auf die Kinder einzuwirken. Die Erfolge in dieser Richtung zeigen, daß der Kreis den richtigen Weg gegangen ist. Um auch die schulentlassenen jungen Mädchen, die im Beruf stehen, in ihrer Gesundheit zu fördern, errichtete der Landkreis Wiesbaden im Jahre 1926 ebenfalls in Niedernhausen ein Mädchenerholungsheim, in dem jedesmal 20 Mädchen aufgenommen werden können.

Die Aufgaben des Kreises als Bezirksfürsorgeverband sowie die Arbeit auf dem Gebiete des Jugendamts stehen heute ebenfalls im Vordergrund der kreiskommunalen Tätigkeit. Die Lasten der Wohlfahrtspflege drücken zwar schwer auf den Kreishaushalt, doch die Not der Zeit und die geschwächte Gesundheit der Menschen bedingen diese großen Ausgaben. Auch werden vom Kreise die Sozial- und Kleinrentner sowie die Kriegsbeschädigten und Kriegerhinterbliebenen betreut.

Auch die Wohnungsnot nach dem Kriege hat den Kreis auf den Plan gerufen. Eine Menge hübscher Siedlungen in größerem und kleinerem Ausmaße sind entstanden in Dögheim, Bierstadt, Flörsheim, Igstadt, Nordenstadt und Sonnenberg. Nicht weniger als 350 Einzelhäuser mit 753 Wohnungen sind seit dem 1. 4. 1924 im Landkreis Wiesbaden erstellt worden. Die Stadt Biebrich ist hierbei nicht berücksichtigt, da diese ihre Wohnungsbauten selbst durchgeführt hat. Der Kreis war darauf bedacht, einfache aber geschmackvolle Häuser und Wohnungen erstehen zu lassen. Gar manches ist auf diesem Gebiete zur Pflege der Heimatliebe beigetragen worden.

Ebenso ist nach dem Kriege das Kreisarbeitsamt entstanden, das neben der Arbeitsvermittlung auch die Betreuung der Erwerbslosen durchführt. Unterstützung von Spiel und Sport durch die Anlegung von Spiel- und Turnplätzen, deren produktiver Wert nicht verkannt werden darf, hat sich der Kreis sehr angelegen sein lassen.

Auch heute noch spielt die Landwirtschaft im Landkreis Wiesbaden eine ausschlaggebende Rolle, daher ist die Arbeit, die der Kreis auf dem Gebiete der landwirtschaftlichen und landeskulturellen Aufgaben zu leisten hat, eine außerordentlich vielseitige. Er fördert die Tierzuchtbestrebungen vom Pferd herunter über das Rindvieh, Ziegen und Schweine, bis zum Kaninchen und nicht zuletzt den Obstbau, dem innerhalb des Kreises mit seinen ausgedehnten Obstbauanlagen eine besondere Bedeutung zukommt. Die von Zeit zu Zeit stattfindenden Ausstellungen unterstützen der Landkreis auf alle mögliche Weise. Er zahlt erhebliche Zuschüsse zur landwirtschaftlichen Schule, sowie zur Haushaltungsschule für Mädchen und versucht durch seinen eigenen Kreisobstaubeamten den Obstbau im Kreise auf eine hohe Stufe zu bringen. Die gelegentlichen Ausstellungen haben gezeigt, daß auf dem Gebiete der Sortenwahl, der Pflanzungen, der Pflege, der Veredelungen und der Schädlingsbekämpfung der richtige Weg angebahnt ist, wenn auch noch viel zu tun übrig bleibt.

Der Landkreis Wiesbaden beschaffte drei Motorbaumpriisen und stellte diese unentgeltlich den Obstaubeamten zur Verfügung.

Wenn auch noch nicht alles, was mit Landwirtschaft und Bodenbearbeitung zusammenhängt — ich denke hier vor allem an die Frage der Konsolidation der einzelnen Gemarkungen — bei der Landwirtschaft selbst eine willige Aufnahme gefunden hat, so macht sich doch durch die dauernden Anregungen seitens des Kreises ein stetiger und reger Fortschritt bemerkbar. Hier liegt für den Kreis

eine zwar nicht immer angenehme, aber doch lohnende und dankbare Tätigkeit.

In der Tätigkeit der Kreisverwaltung hatte sich das Fehlen einer Kreisparlasse sehr unangenehm bemerkbar gemacht. Die Kreisparlassen dienen bekanntlich in erster Linie dazu, die Kreisangehörigen mit billigen Real- und Personalkrediten zu versorgen, gleichzeitig sollen sie auch der eigenen Finanzwirtschaft des Kreises und der ihm angehörenden Gemeinden durch Hergabe von Kommunalkrediten dienen.

Die im Jahre 1925 neu gegründete Kreisparlasse des Landkreises Wiesbaden hat eine glänzende Entwicklung genommen und ist ihrer Aufgabe voll und ganz gerecht geworden. Heute arbeitet die Kreisparlasse Wiesbaden-Land mit fast 5 Millionen RM. Kapitalien.

Viele Hunderte von Krediten in kleinen und kleinsten Beträgen sind von der Kreisparlasse ausgegeben und hierdurch viele kleine und kleinste Existenzen über Wasser gehalten worden.

Auch die Versorgung des Landkreises Wiesbaden mit Elektrizität, Gas und Wasser sowie die Verkehrsmittel und das Straßennetz sind eine ständige Sorge der Kreisverwaltung.

Fehlt auch dem Landkreis Wiesbaden noch manches an eigenen Einrichtungen, so haben sich die berufenen Vertreter der Kreiskommunalverwaltung um so mehr bemüht, auf vielen Gebieten anregend, fördernd und unterstützend mitzuwirken, um so zum Wohle des Ganzen Wirtschaft, Wohlfahrt und Kultur in seinem Bereich zu fördern.

Seine vielseitige Tätigkeit in dieser Richtung eingehend zu beschreiben, würde Raum und Zweck dieser Darstellung überschreiten.

Am 1. Oktober 1926 sind die Stadt Viebrich und die Landgemeinden Schierstein und Sonnenberg von dem Landkreis Wiesbaden abgetrennt und mit dem Stadtkreis Wiesbaden vereinigt worden. Durch diese Eingemeindung ist der Landkreis Wiesbaden in seiner Leistungsfähigkeit und wahrscheinlich auch in seinem Bestande stark gefährdet, denn er hat nicht weniger als 30 000 Einwohner verloren, die 57% aller Steuern für den Landkreis Wiesbaden aufbrachten. Der steuerkräftigste Teil des Kreises ist somit verloren gegangen. Er gehört nunmehr zu den sogenannten mittleren Kreisen Preußens. Er müßte deshalb an und für sich noch voll lebensfähig sein. Jedoch ein Vorortkreis hat auf dem Gebiete der Kultur- und Wohlfahrtspflege weit höhere Aufwendungen zu machen, wie ein Landkreis, der weitab von den Toren einer Großstadt liegt, zumal die großzügig angelegte kulturelle Arbeit einer Großstadt sich nachhaltig auf ihre Umgebung auswirkt und daher auch die Bewohner eines solchen Kreises höhere Anforderungen an die Verwaltung ihres unteren Gemeindeverbandes stellen, wie die Bewohner rein ländlicher Kreise. Auf vielen anderen Gebieten liegen die Dinge ähnlich.

Die Kreiskörperschaften haben daher wiederholt und nachdrücklich die Forderung erhoben, daß in absehbarer Zeit der Landkreis Wiesbaden wieder voll lebenskräftig und lebensfähig gemacht wird. Wenn nicht alles trägt, scheinen diese Dinge ja in Bewegung zu sein.

Recht oft kann man nunmehr in den Zeitungen lesen, wie mehr oder weniger fach- und fachkundige Herren sich die zukünftige Gestaltung des Landkreises Wiesbaden denken. Man merkt sofort dem Artikelschreiber an, wo er wohnt und wohin seine Interessen gehen. Solche Probleme müssen natürlich einmal öffentlich erörtert werden, denn schon sehr oft sind von einfachen Leuten, deren Denken nicht durch die Bürokratie beschwert ist, sehr vernünftige Gedanken ausgegangen, die später auch eine praktische Lösung gefunden haben.

Man zerbricht sich stark den Kopf darüber, ob der Landkreis Wiesbaden ergänzt oder zu einem anderen Kreise geschlagen werden soll und vor allen Dingen, wo in Zukunft die Kreishauptstadt liegen soll. Hierzu kann an dieser Stelle nur gesagt werden, daß die Kreishauptstadt der wirtschaftliche und kulturelle Mittelpunkt eines jeden Kreises sein muß; denn wirtschaftliche und kulturelle Tendenzen lassen sich nicht künstlich verlegen.

Auch Wiesbaden-Stadt hat nach allen Seiten ihr wirtschaftliches Hinterland, von dem sie gar manches erhält und an das sie viel zu geben hat, es ist ein gegenseitiges Geben und Nehmen. Auf diese Begebenheiten und Tatsachen muß auch der Gesetzgeber bei der zukünftigen Neugestaltung des Landkreises Rücksicht nehmen.

Wir haben im Landkreis Wiesbaden die Hoffnung und Zuversicht, daß die maßgebenden Stellen diesen Belangen in vollem Umfange Rechnung tragen nach dem schönen Sage: „Salus publica suprema lex esto“, „Das Staatswohl über Alles“.

Die Fortschritte der Nassauischen Landwirtschaft in den letzten 75 Jahren.

Von Direktor Dr. phil. S. Bill.

Die Landwirtschaft hat auf rein technischem Gebiet in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts und mit Unterbrechung während der Jahre 1914—1924 auch in der Folgezeit bis zur Gegenwart beträchtliche Fortschritte erzielt.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts befand sich die Art der Bodennutzung noch auf einem recht niedrigen Stande. Mit möglichst wenig Aufwand nahm der Bauer das hin, was der Boden brachte. Die landwirtschaftlichen Bildungsstätten begnügten sich hinsichtlich der Betriebsweise und der Kultur der Pflanzen in der Hauptsache mit der Sammlung von Erfahrungen einzelner tüchtiger Landwirte. Die Landwirtschaftswissenschaft als solche ist bekanntlich noch jung. Erst 1840 erschien Justus von Liebig's Werk: „Die Organische Chemie und ihre Anwendung auf Agrikultur und Physiologie“, das den Begriff der Düngung d. h. des Ersatzes der durch die Pflanzen entnommenen Nährstoffe wissenschaftlich begründete und der Praxis Richtlinien gab. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erschienen die grundlegenden Werke von Maercker-Halle, Wagner-Darmstadt u. a. über die Anwendung der künstlichen Düngemittel. Einen großen Fortschritt brachten die Erfolge der chemischen Wissenschaft, die den Luftstickstoff für die Gewinnung des teuersten Düngers nutzbar machten. Es bleibt nunmehr bloß noch zu wünschen, daß diese Dünger der Landwirtschaft noch billiger zur Verfügung gestellt werden als bisher, weil gerade damit eine wesentliche Verbilligung der Erzeugnisse erreicht werden kann.

Während man früher auf die Auswahl des Saatgutes nur wenig Aufmerksamkeit verwandte, ist dies heute eine der vornehmsten Sorgen des Betriebsleiters. Der Saatkraft und wissenschaftlichen Arbeit deutscher Pflanzengzüchter ist es gelungen, aus den alten Landsorten von Weizen, Kartoffeln usw. durch scharfe Auslese, künstliche Kreuzung und andere Zuchtmethoden Sorten herauszubringen, die bei Beachtung der Wachstumsbedingungen einen wesentlich höheren Ertrag ermöglichen als die Landsorten.

Der moderne Landwirtschaftsbetrieb benötigt allerdings eine ganze Anzahl von Maschinen, die den Boden in einen für die Kulturpflanzen günstigen Zustand versetzen und die Erntearbeit erleichtern. Die Folge ist, daß die Landwirtschaft trotz der höheren Rohertträge mit verhältnismäßig wenig Arbeitskräften auskommt. Aber dafür müssen dies zum größten Teil geschulte Kräfte sein. Die Landwirtschaft ist auf diese Weise für die Landmaschinenindustrie ein guter Abnehmer geworden. Allerdings muß diese sich noch mehr als bisher auf die Bedürfnisse des Landwirts einstellen, z. B. sind bezüglich der Maschinen für die Bodenbearbeitung bisher nur sehr wenig Fortschritte erzielt worden. Die Pflege der Kleinlebewesen und die Durchlüftung des Bodens, die wohl die wesentlichsten Aufgaben der Bodenbearbeitung sind, stellen dem Wissenschaftler und dem Maschinenbauer Aufgaben, die vorerst noch ihrer Lösung harren.

Wie hat sich nun die nassauische Landwirtschaft der Entwicklung der Dinge angepaßt? Die dem Kleinbesitz dabei zugefallenen Aufgaben sind bestimmt groß, zumal mit der abnehmenden Betriebsgröße die Erzielung einer Rente unter Zuhilfenahme von Maschinen usw. sehr schwierig wird. Dem Bauer wird oft nachgesagt, daß er überaus vorsichtig sei in der Annahme von Neuerungen. Diese Vorsicht ist durchaus am Platze, denn da der Landwirt bei seiner Erzeugung im Jahre nur mit einem einmaligen Güterumlauf rechnen kann, muß er Neuerungen sorgfältig prüfen. Soweit Boden und Klima es zulassen, hat der nassauische Bauer sich als durchaus fortschrittlich erwiesen und hat die Verbesserungen, die Wissenschaft und Technik ihm auf ackerbaulichem Gebiet empfohlen haben, voll ausgenutzt. Der nassauische Bauernstand braucht, verglichen mit dem Landvolk anderer Teile Deutschlands, durchaus nicht zurückzustehen. Die Rohertträge der Felder halten jeden Vergleich mit anderen Teilen Deutschlands aus.

Die Viehhaltung wurde Mitte vorigen Jahrhunderts wenig gepflegt, weil der Absatz tierischer Erzeugnisse wenig lohnend war. Erst mit der Zunahme der Bevölkerungsdichte und der Zusammenballung der Menschen in den Großstädten änderte sich diese Sachlage. Dementsprechend hat sich das Landvolk bemüht, die Haustiere auf Leistung zu züchten. In Nassau liegen hinsichtlich des Rindviehs die Verhältnisse besonders schwierig, weil die Bedingungen für die Futtererzeugung außerordentlich verschieden sind. Infolgedessen haben wir ein buntes Gemisch von Rassen auf sehr kleinem Raum: Westerwälder-, Vogelsberger-, Lahm-, Nassauisches Höhen-Fleischvieh und schwarz-buntes Niederungsvieh. Aber allenthalben haben wir Züchtervereine, die sich die Auswahl der besten Tiere und Nachzucht nur von diesen zur Aufgabe gemacht haben. Im Rhein-Maingebiet herrscht intensive Milch-wirtschaft vor. Eine Vereinheitlichung hinsichtlich der Rassen wird neuerdings angestrebt. Wenn in der Rindviehzucht in Nassau, verglichen mit anderen Teilen Deutschlands (etwa Ostfriesland und Ostpreußen), nicht gerade große Erfolge erzielt worden sind, so liegt dies an der Bodenzersplitterung und den klimatischen Verhältnissen, die vor allem im Süden Nassaus die Weidebeschaffung erschweren.

Ähnlich sind die Verhältnisse in der Pferde-zucht. Bevorzugt wird das Kaltblutpferd und zwar ein etwas gängigerer Typ als das rheinische Kaltblut. In der Vorkriegszeit waren die Zuchterfolge recht günstig, nur wurden leider zu viel Jungtiere — und oft die besten — an andere Zuchtgebiete abgegeben. Wenn man die wirklich schönen Erfolge des nassauischen Pferde-zuchtverbandes auf der D. L. G.-Ausstellung in Dortmund in diesem Jahre, bei der alle deutschen Schläge vertreten waren, als gutes Anzeichen buchen will, dann darf man glauben, daß die Schlappe, die der Krieg der nassauischen Pferde-zucht gebracht hat, wieder gut gemacht ist, und man für die weitere Arbeit eine gute Grundlage geschaffen hat.

Die Schweinezucht als solche wird gerade in der Nachkriegszeit planmäßig betrieben, während vorher die Auswahl der Zuchttiere viel zu wünschen übrig ließ. Der Belieferung des Marktes mit geeigneten Masttieren wird genügende Aufmerksamkeit entgegengebracht.

Die Schafzucht ist wie im übrigen Deutschland besonders im südlichen Nassau sehr zurückgegangen. Dies ist wohl berechtigt, denn in einem Bezirk mit intensiv betriebener Landwirtschaft ist dem Schaf der Nährboden entzogen; es ist der typische Ausnager magerer Grünlandflächen.

Die Ziegenzucht (weiße Saanenziege) stand besonders in der Umgegend von Dauborn schon in der Vorkriegszeit in voller Blüte; in der Nachkriegszeit haben die Orte um Wiesbaden herum besonders schöne Erfolge in der Ziegenzucht aufzuweisen.

Es muß hervorgehoben werden, daß in Nassau die wirtschaftlichen Bedingungen außerordentlich verschiedenartig sind. Das südliche Nassau des Rhein-Maingebietes hat günstige Boden- und Absatzverhältnisse; dementsprechend finden wir in diesem Gebiet recht intensive Betriebe, die keinen Aufwand scheuen, um dem Boden Höchsterträge abzurufen. Das Taunus- und Westerwaldgebiet hat weniger günstige Erzeugungs- und Absatzbedingungen. Hier spielen die Grünlandflächen eine größere Rolle und demgemäß tritt die Rindviehzucht mehr in den Vordergrund. Soweit die Kapitalknappheit, die sich bei dem langfristigen Umlauf in der Landwirtschaft besonders störend bemerkbar gemacht hat, es zuläßt, wendet der Einzelne alles auf, um rationell zu wirtschaften. Der in der Nachkriegszeit erfolgte Ausbau der landwirtschaftlichen Schulen und des Beratungswesens wird sich in der Folgezeit noch günstig auswirken. Große Aufgaben harren allerdings noch der Lösung, die der Einzelne nicht in Angriff nehmen kann. Am bei gesteigertem Aufwand eine Rente herauszuwirtschaften, ist z. B. eine Zusammenlegung der Felder auf große Stücke unbedingt erforderlich. In den meisten Gemeinden ist die Parzellierung so stark durchgeführt, daß etwa 10 ha an 80 bis 100 Parzellen liegen. Ebenso warten noch große Flächen zäher und undurchlässiger Tonböden auf die Entwässerung. Für den Absatz der Erzeugnisse sind Neuorganisationen notwendig, die eine engere Verbindung zwischen Erzeuger und Verbraucher ermöglichen. Für alle diese Aufgaben sind billige, langfristige Darlehen unentbehrlich. Erst nach Erledigung dieser Arbeiten wird eine Rente herauszuwirtschaften sein. In den letzten Jahren haben in Nassau wie auch in dem übrigen Deutschland die meisten Wirtschaften (Klein- und Großbetriebe) von der Substanz gezehrt. Soll ein gesunder Bauernstand erhalten werden, der dem Volksganzen gegenüber große Aufgaben zu erfüllen hat und erfüllen muß, so bedarf die Landwirtschaft eines entsprechenden Schutzes und besonderer Pflege von Seiten des Staates und des Reiches.

Polizei und Publikum.

Von Kriminalkommissar Dost, Wiesbaden.

Jedes Land hat die Polizei, die es verdient. Die Polizei eines Landes ist ein Spiegelbild seines Wesens, ihr Charakter ein Ausschnitt, ein Extrakt aus dem Volkscharakter. Polizei und Volk sind so fest zusammengehörige Begriffe, daß die Geschichte der ältesten Zeiten sie bereits eng aneinander gereiht hat: in allerdings stark verändertem Verhältnis. Dieses Verhältnis ist früher lediglich durch die Staatsform bedingt gewesen, weil die Form zwangsläufig den Charakter des Staatsinhaltes bestimmte, heute ist es weniger die Form als der Staatsgedanke, und zwar nicht nur seit der Revolution, sondern seit dem Zeitalter der Aufklärung, am stärksten betont von Friedrich dem Großen. Von vereinzelten Rückfällen abgesehen, ist seitdem die Polizei Diener des Volkes, Diener am Volke der ideellen Art nach, Diener schlechthin in den Augen des einen Extrems im Volke, Büttel nach wie vor nach Meinung der Antipoden.

Was soll die Polizei? Nach der glänzenden, berühmten, von den Polizeigegnern deswegen so angefeindeten Rahmendefinition im Allgemeinen Landrecht von 1794 soll sie der Hauptsache nach Gefahren vom Publikum abwenden, soll nichts Neues schaffen, keine neuen Wege geben, sich keine positiven Erfolgsziele stellen, sondern rein negativ darüber wachen, daß nichts Unrechtes geschieht und Ruhe, Sicherheit und Ordnung bestehen bleiben. Schon dieser so ungemein wichtige Lehrsatz, der fast dogmatisch wirkt, stellt die Polizei mitten in das Publikum hinein, in das Volk, das sie selten versteht, das so selten begreift, wozu die Polizei da ist, was es der Polizei zu danken hat. Wenn man das Band zwischen Polizei und Publikum fest und dauernd knüpfen will, muß man sich vergegenwärtigen, ob ein Zustand ohne Polizei denkbar wäre, oder eine Polizei ohne Publikum. Das klingt wie ein Scherz: und doch sind beide Annahmen der Idealzustand. Im

idealen Ordnungsstaate, den es nahezu — fast an der Vollendung — in den Nordländern gibt, bedarf es keiner Polizei oder nur einer schwachen: das Volk ist selbst Polizei. Ob Volksjustiz auch ein erstrebenswertes Ziel ist, mag dahingestellt bleiben. Aber ein Polizeivolk, d. h. ein Volk mit einheitlichem Ordnungsempfinden, dessen Glieder selbst Ordnung schaffen und fremdgeartete Elemente ausstoßen oder dem Richter zuführen, wird dem Ordnungsideal, dem höchsten Ziele völkischer Sitte, am nächsten kommen.

Wir sind von diesem Ziele weit, sehr weit entfernt. Es finden sich kaum Ansätze zur Mitarbeit der Allgemeinheit an der Ordnungsarbeit der Polizei. Daß ein hochentwickelter Industriestaat eine Polizei an sich braucht, ist selbstverständlich, ohne Polizei sind unsere Staatsgebilde heute undenkbar. Aber daß diese Polizeikörper so groß sein müssen, mit so ungeheuren Aufwendungen an Geld, körperlicher und geistiger Kraft zu arbeiten haben, wie es nun einmal nach Lage der Dinge notwendig ist, ist zu bedauern. Die Polizeibeamtenschaft arbeitet — selbstverständlich auch im Broterwerb, im Kampf um das tägliche Brot — im kategorischen Imperativ, sine ira, sine studio, nur auf das Wohl des Publikums bedacht, des von ihr betreuten Volkes, dessen Beauftragte, dessen Kommissionäre sie stellt; und dieses Volk denkt gar nicht daran, daß es der Polizei dankbar dafür sein müßte, daß es selbst teilnehmen soll an der gewiß doch hohen Aufgabe, den irdischen Sünden dem irdischen Richter zuzuführen und Gerechtigkeit walten zu lassen. Statt dessen mißachtet oft der Bürger den Polizeibeamten und sieht es unter seiner Würde an, ihm Hilfe irgendwelcher Art zu leisten. Das ganze Volk teilt diese Stellungnahme, nur in anderer Form. Der Straßenvögel greift den Beamten tätlich an oder verweigert ihm tätliche Hilfe, der „Bourgeois“ meidet ängstlich

jeden Verkehr mit der Polizei, insbesondere der Kriminalpolizei. Polizei kommt in seinen Augen gleich hinter dem Scharfrichter, Abbecker, Hundefänger. Ihn reizt nur das „Interessante“ des Polizeiberufes, am abendlichen Stammtisch sucht er den Kriminalbeamten — der am Biertisch sehr rar geworden ist — und läßt sich von ihm Sherlock-Holmes-Geschichten erzählen; das ist alles. Mitarbeit sieht er für schimpflich an. Gewiß, es ist etwas Widerliches um den „Achtgroßengungen“, der für einen Silbergroschen seinen Freund verrät, der ihm als Mitwisser Vertrauen geschenkt hat. Aber der Bürger muß der Polizei helfen, er dient ja nicht ihr, sondern der Allgemeinheit. Denn nicht er ist der Diener der Polizei, sondern umgekehrt, die Polizei ist der Diener am Volke, ist „primus inter pares“, der Bürger bei der Bekämpfung des Bösen.

Der Mittler zwischen Bürger und Polizei ist die Presse, die heute längst, im Gegensatz zu vergangenen Zeiten, ihre Macht in den Dienst des „polizeilich“ Guten gestellt hat. Die Presse ist der Mund der Polizei zum Aufruf an die Bürgerschaft, sie kann auch der Mittler sein — wo es noch eines solchen bedarf — zum Verkehr des Bürgers mit der Polizei, er kann der Presse sagen, was er der Polizei nicht mitteilen will. Die Polizei mit Nachrichten über Schädlinge der Menschheit zu versorgen, ist eine gute Tat, ist kein Verrat, sondern ein Schritt zum Wohle des Schädlings selbst, dem die Gerechtigkeit das Beste ist, was ihn treffen kann.

Arbeit mit der Polizei lehrt sie zu verstehen, heißt Ordnung dem Lande aufrichten helfen. Sind wir erst so weit, dann können wir die Polizei umformen, ihr Aufbauarbeit geben, können die Kriminalpolizei nach höheren Gesichtspunkten als bisher — im Kleinram sich verlierend — arbeiten lassen, weil jeder Bürger Polizei ist, dann hat Preußen, dann hat Wiesbaden die Polizei, die es verdient!

Wiesbaden als rheinische Weinstadt.

Von Dr. Wilhelm Ruthe.

Unter den Eigenschaften Wiesbadens, die seit vielen Jahrhunderten mit seltsamer, schier unerschöpflicher Kraft Heilung suchende, wie gesunde und lebensfrohe Menschen der ganzen Erde nach dem Weltbad zwischen Taunus und Rhein führen, stehen die Beziehungen Wiesbadens zur rheinischen Landschaft und zu ihrem edelsten Produkt, dem Rheingauer Wein, an hervorragender Stelle.

Wenn sich das Wort „Wiesbaden am Rhein“ dem Buchstaben nach erst vor Kurzem erfüllen konnte, so bedeutet das gegenüber dem starken Einfluß, den Rhein und Wein auf die Geschichte und die Entwicklung der Stadt ausgeübt haben, kaum mehr als das äußere Zeichen eines längst vollzogenen Vorganges.

Bereits im 8. Jahrhundert stoßen wir auf die Anfänge rechtsrheinischer Weinkultur im Gebiete des heutigen Regierungsbezirkes Wiesbaden. Fleißige Mönchshände schufen damals die ersten Weinbergsanlagen in den sonnigen Hochtälern des Taunus bei Dauborn, Burgschwalbach und an anderen Plätzen. Diese Kulturen verschwanden aber wieder, als die Bewohner des Landes die für den Weinbau so außerordentlich günstigen Verhältnisse längs des Rheinstromes am Südhang des Taunusgebirges erkannten.

Wiesbaden selbst hatte mindestens im 11. Jahrhundert umfangreichen Weinbau in seiner nächsten Umgebung und die alten Chroniken berichten von einem zeitweise außerordentlich starken Weinkonsum. Der allmählichen Ausdehnung der Stadt fiel jedoch ein großer Teil dieser Anlagen, von denen heute nur noch der vom Preussischen Staat erworbene etwas über 5 ha große Weinberg am Neroberg und der im Osten der Stadt gelegene Langelsberg vorhanden sind, zum Opfer. Der Neroberg gilt zugleich als Wahrzeichen der Stadt und als erster Vorposten des Rheingauer Weinbaues. Sein Traubengold hat von alters her nicht nur Herz und Sinne der Wiesbadener Bürger und ihrer Gäste erquickt, sondern auch manch wichtiges Geschäft und feierliche Amtshandlung beschloffen und besiegelt. Diesem alten Brauch zufolge freibezog die Stadt im Jahre 1907 bei der Einweihung des neuen Kurhauses dem letzten deutschen Kaiser einen goldenen Pokal, der eine 1893er Neroberger Trockenbeeren-Auslese enthielt.

Wie Wiesbaden sich in verkehrspolitischem und wirtschaftlichem Sinne immer mehr zur Ein- und Ausgangspforte des Rheingaus entwickelte, so ist es auch für den Rheingauer Wein zum Haupt-Umschlagplatz geworden. Dem Beispiel der Staatsdomäne folgend, haben in den letzten Jahren im Wiesbadener

Paulinen-Schlößchen zahlreiche Weinversteigerungen der Rheingauer Weingüter stattgefunden, bei denen zum Teil außergewöhnliche Preise erreicht worden sind. Am 26. April 1926 wurde eine 1921er Steinberger Cabinerfeinste Trockenbeeren-Auslese nach hartem Kampf zu einem Flaschenpreis von Mk. 172.90 zugeschlagen!

Der Handel in Rheingauer Weinen, der sich in früheren Zeiten entweder im Rheingau selbst vollzog oder sich auf die benachbarten Städte verteilte, hat seinen Schwerpunkt längst nach Wiesbaden verlegt. Zahlreiche Weinhandelsfirmen und Kommissionäre haben sich heute im Stadtbezirk niedergelassen. In der Rheingauer Weinbändler-Vereinigung E. V. mit dem Sitz in Wiesbaden sind etwa 130 Firmen zusammengeschlossen. Die Bedeutung des Rheingauer Weinhandels beruht auf dem besondere Rennerchaft voraussetzenden Ausbau der in der ganzen Welt berühmten Rheingauer Konsum- und Originalweine. Besondere Verdienste auf diesem Gebiete hat sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der in Wiesbaden ansässige nassauische Prokurator August Wilhelmj erworben, dessen feines Verständnis für die Entwicklung hochwertiger Weine dem Rheingauer Gewächs großes Ansehen und viele einflußreiche Freunde verschaffte.

Der wachsenden Bedeutung Wiesbadens als Weinstadt hat auch der Deutsche Weinbau-Verband Rechnung getragen und im Jahre 1926 erstmalig seinen jährlich stattfindenden Kongreß mit seiner Rekordbeteiligungsziffer in Wiesbaden abgehalten. Zahlreiche Schreiben und Pressereferate legen Zeugnis ab von dem glänzenden Verlauf des 33. Deutschen Weinbau-Kongresses mit jenen beiden denkwürdigen Proben (Probe der Tausend im Großen Kurhaussaale und die Probe alter und historischer Weine im Weinsaal des Kurhauses), die den Ruf Wiesbadens auch als Pflegestätte deutscher Kultur und Tradition trotz Besatzung und schwerer Nachkriegsjahre aufs neue bekräftigt haben. — Auch der dem Reichswirtschaftsministerium angegliederte Weinbeirat hat im vorigen Jahre in Wiesbaden getagt.

Als Hauptort eines der bevorzugtesten Weinbaugebiete der Welt verfügt Wiesbaden über eine Reihe von Gaststätten, in denen eine selten reichhaltige Auswahl preiswerter und vorzüglicher Weine dem Besucher köstliche Steigerungsmöglichkeiten bietet. Die Weinlarte des Wiesbadener Kurhauses in ihrer Zusammenstellung von nur naturreinen Weinen ist einzigartig. Jugendliche Fülle und Rasse wechseln ab mit milder Gelehrtheit edelfirmer Rekonvaleszentenweine. Das Flaschenweinemuseum des Kurhauses bietet mit

seinen Spitzen aus einem Zeitraum von über 200 Jahren auch dem Denologen manch Sehens- und Probenswertes! Und wer mit Liebe und Verständnis in den gemühtlichen Weinstuben der Stadt, oder in den stimmungsvollen Gasthöfen der nahegelegenen Weinorte seine Studien betreibt, der wird gar bald auch für seine Wissenschaft den alten Spruch gelten lassen: „Gut Ding braucht Weile“.

Aber auch die Kurstadt Wiesbaden hat sich die Nachbarschaft des Rheingaus zunutze gemacht und im Herbst für seine Besucher eine sich seit Jahren größter Beliebtheit erfreuende Traubentur eingerichtet.

Der Handelskammerbezirk Wiesbaden umfaßt den bei weitem größten Teil der deutschen Sekt-Industrie. Einige Firmen, darunter das größte deutsche Unternehmen, befinden sich innerhalb des Stadtbezirkes. — Bekanntlich lag die Sekt-Industrie bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts im Reich verstreut und verlegte erst dann ihren Schwerpunkt an den Rhein, um sich die für den Einkauf von Wein und Rohmaterialien, für Transport und Vertrieb gleich günstigen Verhältnisse zunutze zu machen.

Im Zusammenhang mit dieser Entwicklung entstanden in oder bei Wiesbaden zahlreiche industrielle Betriebe für die Beschaffung von Hilfsmaterialien aller Art für Weinbau, Weinhandel und Sektfabrikation. Unternehmungen für die Herstellung von Kapseln und Korken, für Strohhüllen und Risten, Flaschenvertriebe und Transportunternehmen haben sich dem Bedarf entsprechend an der Peripherie Wiesbadens entwickelt, ohne jedoch dem Zentrum den Charakter als Kur- und Wohnstadt zu nehmen.

Es soll nicht unterlassen werden, auf zahlreiche weinkulturhistorisch bedeutungsvolle Gegenstände des Landesmuseums Nassauischer Altertümer in Wiesbaden hinzuweisen. Ein interessantes und frühes Stück dieser Art finden wir z. B. in der Reliefplatte des bei Hedderheim ausgegrabenen Mithras-Altars, auf der dargestellt ist, wie der Sonnengott Sol nach der Stiertötung Mithras die Weintraube als Symbol der Erfüllung überreicht.

Schließlich darf an dieser Stelle die Hoffnung ausgesprochen werden, daß neben den genannten Beständen auch andere im Regierungsbezirk verstreute Gegenstände, die den Einfluß des Weines auf die Kultur und die wirtschaftliche Entwicklung unseres Landes veranschaulichen, in nicht allzu ferner Zeit in der geschlossenen Sammlung eines Wiesbaden längst gebührenden Weinmuseums würdig zur Geltung gebracht werden. —

Der Rheingau als Weinbaugebiet.

Von Graf Matuschka-Griffenclau, Vorsitzender des Rheingauer Weinbauvereins.

Vor mir liegt die Rheingauer Geschichts- und Wein-Chronik von Robert Haas, Direktor des publizistischen Büros zu Wiesbaden, aus dem Jahre 1854. Die Chronik enthält unter anderem interessante Einzelheiten über die Versteigerungsspreise der Domänen-Weine von 1816—1853 und über die in den Versteigerungen Rheingauer Privatgüter von 1843—1854 erzielten Preise. Wir erfahren, daß der Wein des Jahres 1852 „wenig aber gut war wie 1848“. Einem kalten Winter war ein warmer Sommer gefolgt, aber die Blüte wie die Lese hatte Regen gestört. Die Domäne Rüdesheim erzielte 1853 für 40 Ohm (1 Ohm = 160 Ltr. ca.) und 2½ Viertel insgesamt 5075 fl. (1 fl. = 2 Mk. ca.); für 1 Stück (1200 Liter) im Durchschnitt also 914 fl. Die Gräfl. von Schönbornsche Verwaltung erhielt für ihr bestes Stück 1852er Rüdesheimer im Jahre 1853 einen Preis von 3377 fl., also beinahe 6 Mk. für das Liter; die Fürstlich Metternich'sche Verwaltung 1854 für das beste Stück 1852er 3650 fl.

Der Bau der Weinberge und die Kellereiwirtschaft im Rheingau standen vor 75 Jahren wie heute in hohem Ansehen. Der Großherzoglich Badische Oekonomierat Bronner sagt 1833 in seiner Beschreibung des rheinischen Weinbaues (erschienen in Heidelberg bei Winter): „Das Rheingau ist die Hochschule des Deutschen Weinbaues“. Der Rheingauer Weinbau beruht auf uralter Tradition. Ob die Rebentkultur zurzeit römischer Herrschaft bereits im Rheingau heimisch war, ist bisher nicht einwandfrei erwiesen. Die ursprünglich lateinischen Ortsbezeichnungen Lorch, Rüdesheim, Winkel, (Vini-cella?) Niedrich und andere, sowie verschiedene Umstände lassen dies vermuten. Urfundlich bestand der Rheingauer Weinbau in der Zeit der Karolinger. Karl der Große, der gerne in seiner Rheinpfalz zu Ingelheim residierte und der Legende nach sich die Betreuung des Weinbaues im Rheingau besonders angelegen sein ließ, gilt als Schutzherr der Rebentkultur im Rheingau.

Infolge seiner günstigen, gegen Norden und Osten durch den Taunus geschützten Lage, seiner vorzüglichen Bodenbeschaffenheit und seines milden, vom breiten Spiegel des Rheines beeinflussten Klimas gedeiht die Rebe im Rheingau, trotzdem er über den 50sten Breitengrad hinausragt, auf das Beste. Sie erzeugt einen Wein, der in seiner herrlichen Eigenart und Feinheit nicht übertroffen wird.

Die hervorragendsten Förderer des Rheingauer Weinbaues im frühen Mittelalter waren die Klosterherren. Mit der Zunahme der Bevölkerung im 12., 13. und 14. Jahrhundert wurde der Weinbau immer mehr zum Haupterwerbszweig des Rheingauers. Das an den Südhängen urbar gemachte Gelände eignete sich nicht zum Ackerbau, umso mehr fand der Weinbau hier seine Heimat. Mit den Klöstern Eberbach, Johannisberg, Eibingen und den geistlichen Stiften wetteiferten die Rheingauer und die rheinische Ritterschaft in der Gewinnung neuen

Weinberggeländes. In späterer Zeit haben namentlich kleinere Winzer und Bauern eigenes Gelände gerodet und als Weinberg angelegt. In den letzten 75 Jahren sollen im ganzen 400 ha neu bestockt worden sein. Heute ist etwa ein 1/3 der erwerbstätigen Bevölkerung des eigentlichen Rheingaukreises haupt- oder nebenberuflich im Weinbau tätig. Von dem Wohlergehen des Weinbaues hängt ein großer Teil der handels- und erwerbstätigen Bevölkerung des Rheingaues ab.

Die Zahl der kleinen Winzer im Rheingaukreis ist eine sehr große. Nach der Betriebsstatistik von 1895 hatten von 2917 Betrieben 2468 eine Rebfläche von weniger als 1 ha. Von der gesamten Rebfläche entfallen 1/3 auf kleine und Mittelbetriebe und 1/3 auf Großbetriebe über 5 ha. Von den Großbetrieben ist weitestgehend die Preussisch Staatliche Domänen-Weinbau- und Kellerei-Direktion in Eltville am Rhein, mit Domänenweingütern in Hochheim, Rauenthal-Eltville-Niedrich, Hattenheim-Erbach, Steinberg, Rüdesheim, Ahmannshausen. Außer den Weinbauorten Ahmannshausen (300 Morgen Rebfläche), Aulhausen (40 Morgen Rebfläche), Eibingen (480 Morgen Rebfläche), Eltville (752 Morgen Rebfläche), Erbach (520 Morgen Rebfläche), Geisenheim (784 Morgen Rebfläche), Hallgarten (600 Morgen Rebfläche), Hattenheim (475 Morgen Rebfläche), Johannisberg (332 Morgen Rebfläche), Niedrich (400 Morgen Rebfläche), Lorch (952 Morgen Rebfläche), Lorchhausen (320 Morgen Rebfläche), Mittelheim (500 Morgen Rebfläche), Neudorf (272 Morgen Rebfläche), Ober- und Niederwalluf (97 Morgen Rebfläche), Destrach (1000 Morgen Rebfläche), Rauenthal (450 Morgen Rebfläche), Rüdesheim (860 Morgen Rebfläche) Winkel (848 Morgen Rebfläche) werden zum Rheingauer Weinbaugebiet noch gerechnet die Gemarkungen Laub (im Kreis St. Goarshausen) mit 932 Morgen Rebfläche und Hochheim (im Landkreis Wiesbaden) mit 1000 Morgen Rebfläche. Die Gesamtanbaufläche des Rheingauer Weinbaugebietes beträgt z. St. also rund 12 000 Morgen = 3000 ha.

Hervorragenden Weltruf genießen die Rheingauer Edelgewächse, die Auslesen, Beeren- und Trockenbeerenauslesen. Sie werden in sonnigen Jahren aus edelfaulen Rieslingbeeren gewonnen, die mit besonderer Sorgfalt ausgelesen werden. Sie erfordern eine besonders eingehende Kellereipflege. Ihr Ausbau nimmt meist mehrere Jahre, nicht selten 8, 10 und mehr in Anspruch. Sie zeichnen sich aus durch edle Süße, herrliches Bukett, feine Art und verbinden diese Eigenschaften miteinander in vollendeter Form. Sie bleiben auf der Höhe durch Jahrzehnte hindurch und übertreffen auch hierdurch die Weine anderer Weinbaugebiete.

Der Rheingauer Weinbau ist fast ausschließlich Qualitätsweinbau. Die so sehr gegen Witterung und

Schädlinge empfindliche Rieslingrebe überwiegt weit aus. Sie wird einem besonderen Schnitt unterworfen, der die Qualität ihres Produktes steigert. Die Lese schiebt man bis in den November hinaus, um eine möglichst große Reife zu erzielen. Infolge des Qualitätsbaues sind die Erträge im Rheingau je nach der Witterung der Jahre außerordentlich schwankend; so schwankend, wie in keinem anderen Zweige der deutschen Landwirtschaft und auch wie in keinem anderen Weinbaugebiete. In dem vorzüglichen Jahre 1921 wurde auf mehreren mir bekannten Weingütern 1/2 Stück (600 Liter) pro Morgen Anbaufläche geerntet. Im Jahre 1923, einem besonderen Mißjahre, dagegen auf 20 Morgen nur 1/2 Stück, und der Wein des Jahres 1923 hatte im Durchschnitt nur 1/5 des Wertes des Weines von 1921.

Seit 1924 befindet sich der Rheingauer Weinbau in einer schweren Krise. Hervorgehoben ist dieselbe durch mehrere Umstände: einmal durch die geringen Ernten 1922, 1923, 1924, 1925, 1926, dann durch Verlust des baren Betriebskapitals infolge der Inflation und durch die auch heute noch viel zu hohen Zinsen für Leihkapital, ferner durch die Überlastung mit Steuern, namentlich Grund- und Vermögenssteuern, Rentenbankzinsen usw. und endlich durch das Schwanzen der Weinölle. In besonders empfindbarer Weise macht sich das Schwinden des landwirtschaftlichen Einflusses in der deutschen Handelspolitik wie in der Steuergegebung und der gesamten inneren Gesetzgebung dem Weinbau bemerkbar. Andererseits können wir feststellen, daß jetzt auch ein Teil der mehr industriell eingestellten städtischen Bevölkerung einsieht, daß ohne entsprechenden staatlichen Schutz und staatliche Förderung der Weinbau, aber auch die übrige Landwirtschaft zu Grunde gehen muß. Mit der Hoffnung, daß durch Abbau der Überbürdung mit öffentlichen Lasten und durch angemessenen Zollschatz gegen ausländische Weine eine Grundlage für das Fortbestehen des deutschen Weinbaues geschaffen wird, ergreift die Winzerschaft eine machtvolle Bewegung, die der modernen Wirtschaftsweise entsprechend eine Betriebsvereinfachung und Verbesserung im Weinbau zum Ziele hat. Diese Bewegung, die gerade auch im Rheingau sich immer mehr ausbreitet, erstrebt den Betrieb durch Parzellenaustausch, Umlegung, Wegebau, Nebenauslese und Motorisierung ertragreicher zu gestalten. Wie in der Kellereiwirtschaft durch genossenschaftlichen Zusammenschluß das Produkt des kleineren Winzers gehoben und zu hohem Ansehen gebracht worden ist, soll auch der Bau der Weinberge durch genossenschaftlichen Zusammenschluß gefördert werden. Möge es dem jähren Streben der Winzerschaft wie den Bemühungen aller Freunde des Weinbaues gelingen, unsere mehr als tausendjährige Rebentkultur im alten Ansehen zu erhalten und unserem fleißigen Winzerstande wieder zum Wohlergehen zu verhelfen.

Wiesbaden und der Taunus.

Von Heinrich Leis.

Am Südhang waldreichen Gebirges, zwischen Taunus und Rhein, ist Wiesbaden ausgezeichnet durch eine einzigartige landschaftliche Umgebung. Wie kaum anderswo berühren und vereinigen sich hier Natur und Kultur und geben in ihrem Zusammenfließen dem Bild der weltbekannten Bäderstadt sein ganz besonderes Gepräge. Durch die Straßen wogt der bunte Strom eleganten, modischen Lebens, prunkvolle Gebäude stehen als Wahrzeichen von Tatkraft und Schöpfergeist, weit über Deutschlands Grenzen hinaus geht der Ruf von den heilkräftigen Quellen des Kochbrunnens, von dem Monumentalbau des Kurhauses; luxuriöse Großstadt-

hotels bieten dem Kurfremden allen Komfort der Unterkunft und eine Fülle gesellschaftlicher Zerstreuung. In

Einzelzweigen zur Wirkung. Den Charakter von Eleganz, Vornehmheit und Gepflegtheit trägt in seinen Hauptzügen schon das Straßensbild; breit öffnen sich die schnurgerade gezogenen Alleen, als ein besonderes Merkzeichen Wiesbadens zumal die große, verkehrsdurchwogte Promenade der Wilhelmstraße mit ihrem eigentümlichen Kontrast von heiterem, glänzendem Kurleben und geschäftiger Bewegung, gleichsam mit dem doppelten Gesicht der Großstadt und des Weltbades. In die Fluchten der Häuserlinien sind grüne Flächen von Parks und Gartenanlagen reichlich eingestreut, sie werden vorherrschend in den Villenvierteln der



Ansicht von Wiesbaden um 1835.

Theater, Kurhaus und Museum hat die Kunst Heimat und vorbildliche Pflege; nicht weniger kommt mit Wettkämpfen und Turnieren auch der Sport in allen

Außenbezirke, wo das strömende Wesen des Verkehrs mächtig verehbt und die große, ewige Natur mit aller Frische und Lebendigkeit spürbar wird inmitten einer hohen gesellschaftlichen, geistigen und künstlerischen Kultur.

Diese Kultur aber hat auch dem Außengelände der näheren Umgebung überall ihre Spuren aufgeprägt, sorgsam angelegt und gepflegt sind die Spazierwege in den hochstämmig-dunklen, weithin gedehnten Wäldern, welche auf leicht welligen Hügeln die Stadt mit grünem Kranz umwinden. Natur und Kultur werden eins in den bevorzugten Ausflugs- punkten, dem Neroberg, zumal mit der benachbarten Griechischen Kapelle, deren Goldkuppeln in Buchengrün leuchtend einen Anblick bieten von immer wieder anziehender und reizvoller Eigenart. Von dem Nerobergtempel, über Wald und rebenbestandene Hänge, eröffnet sich eine erste Fernsicht, die Wiesbaden als einen Edelstein zeigt in der Fassung herrlicher, wechselvoller Landschaft, die Stadt weitentfaltend mit ihren Straßenzügen, den gereckten Kirchtürmen, den gründurchmusterten Flächen der Villenbezirke, umfriedet von Waldstreifen, Parkanlagen und Alleen bis zu dem Silberband des Rheins, während

von fern noch die Dächer von Mainz herübergrüßen und irgendwo der Rauch aus Fabrikfornsteinen in das Bild weht, wie ein fremdes Ahnen rauher Alltagsarbeit in der Ruhe heiteren Sonnenfriedens. Und noch einmal erschließt der Ausblick einen neuen Reiz, wenn die Sonne hinter den Baumkronen verlobt ist, wenn im Tal die Dämmerung braut und mächtig die Lichtketten aus der Tiefe aufblitzen, unzählige, das Dunkel durchwachende Augen und Offenbarung des unter der Hülle der Nacht fortwirkenden, ewig bewegten Lebens. Unter schattendem Laubdach der Waldwege, den Taunus hinan, aber führt die Wanderung immer tiefer in die Stille, näher dem Urquell der Natur, hier heimatet das große Schweigen, durchfungen nur von der alten Melodie des Blätterrauschens. Traumische Waldwinkel loden, vielfältig wechselnde Bilder tauchen vorüber, Ausblick öffnet sich über Waldblößen und Heidegrund zu fernen Bergkuppen oder nieder ins Tal, auf die Vororte, die Sonnenberger Ruine und den schroffgesteigten, wie eine Narbe in den Hügelrücken gerissenen Steinbruch, auf die üppig grünen Felder, die freundlichen Städtchen und Dörfer des Rheingaus. Weithin geben dem Wanderer die gewellte Höhenlinie der hohen Wurzel, die runde Kuppe des Kellerskopfes das Geleit, grüßt der durch einen schönen, in altertümlichem Stil errichteten Turm auffallende Schläferkopf und auf kahler Berghöhe das stolze Jagdschloß Platte. Quellschnee- und Felsenent, das Weilburgertal, das Kesselbachtal, kühl und schattig auch an heißen Tagen, wirken mit eigenem romantischem Reiz, und malerisch tritt mit den zerfetzten Formationen des Grauen Steins, des Altensteins nackter Fels aus dem Überwurf grünwuchernden Wachstums.

Aus Waldeinsamkeit mündet die Wanderung zurück zur Kultur, zum Leben, wenn die anmutigen Dörfer,

die Badestädtchen erreicht werden, die nur wenige Wegstunden von der Bädermetropole am Taunusstrand entfernt, gewissermaßen als Vorposten der Stadt sich ihr eigenes Wesen geprägt haben, landschaftlich bevorzugt und von klingenden Namen. Über die Höhe von Georgenborn, prächtigen Ausblick auf Rauenthal und die Hallgarter Zange zur Linken, führt der Weg nach dem idyllischen Schlangenbad, das zwischen steilen

des Nebelflugs über Waldwiesen zur Dämmerung werden von Riesen, Zwergen und Elfen die uralten Sagen eindrucksnah und lebendig. In freier Höhe liegen Dörfer, die durch ihre herbe, kräftige und auch zur heißen Zeit frischbewegte Luft zu bevorzugten Kurorten geworden sind, Ober- und Nieder- reifenberg, Schmitten und das ganz schwarzwald- ähnlich von Taunuswald umfriedete Glashütten.

Nicht weniger als der Taunus aber wirkt auch der Rhein mit an dem Gesamtbild von Wiesbadens natürlicher Eigenart und dem wechselvollen Zauber seiner Umgebung. Von immer wieder anziehendem Reiz ist eine Dampferfahrt durch den Rheingau, vorbei an Viebrich mit seinem prachtvollen Park und der stolzen Fassade des altnaissaufischen Herzogschlosses, an dem bunten umblühten Walluf, dem freundlichen Eltville, Erbach mit seiner reizenden gotischen Kirche. In der Ferne ragend, geben die Taunusberge das Geleit, mit dem Scharfenstein und der Hallgarter Zange treten sie näher an den Strom. Sattenheim, Johannisberg, Geisenheim künden die Namen von Weinorten be-

rühmten Kluges. Rheinromantik webt sich dichter um die Flußbiegung, wo Rüdesheim mit schönem Kai und breiter Strandpromenade liegt wie eine echte Seestadt, wo das Nationaldenkmal auf dem Niederwald ragt als ein Hoffnungszeichen deutscher Zukunft, wo vom jenseitigen Ufer her die Dächer und Türme von Bingen grüßen und der Mäuseturm inmitten des von grünen Auen gespaltenen Stromes sich erhebt. Und traumhafter noch wirkt das Erlebnis der Heimfahrt im weichgebreiteten Dunkel, wenn die Uferflächen schwarz mit dem tiefblauen Wasserspiegel zu versinken scheinen, ferne Lichter wie glühende Tropfen durch die Finsternis verspritzt sind und strahlender Schimmer um den Dampfer in langsam gleitender Bewegung eine Lichtbrücke baut über der sanftgekräuselten Flut.

Waldberge und Strom, fruchtbare Täler und freundliche Heimstätten verbinden sich im Bilde der Landschaft zwischen Taunus und Rhein zu schöner Harmonie, und Wiesbaden, die Stadt, die teil hat an den vielfältig wechselnden Reizen, deren Vororte hier bis zum Flußufer geschoben sind, dort bis an die Ausläufer des Waldgebirges reichen, ist der natürliche Mittelpunkt, die Metropole; Erfüllung finden in ihr die

tausendfachen Möglichkeiten einer gesegneten Lage. Natur und Kultur wirken zusammen zur Ausprägung eines Gesamtbildes mit dem Reiz harmonisch gelöster Gegensätze. Noch in den Steinstraßen der Häuser wird etwas spürbar von der Seele der Landschaft, mit der geschäftigen Hast des Verkehrs paart sich die Ruhe und Gelassenheit heiteren, modischen Kurlebens, und immer wieder überrascht jene Doppeldeutigkeit der Erscheinung, mit der in ganz einzigartigem Zusammenfließen Wiesbaden das Wesen zugleich von Großstadt und Weltbad in sich vereint.



Sonnenberg im Anfang des 19. Jahrhunderts.

Ruppen liegt wie in einem Sonnentraum; und durch Taunuswald bei der Eisernen Hand, durch die Waldbezirke um Hahn und Bleidenstadt wandert die Straße, mündend in Bad Schwalbach, das altbekannt ist mit der Heilkraft seiner staßhaltigen Quellen. Nordostwärts in den Hochtaunus geleitet das in Wiesengrund freundlich eingebettete Niedernhausen, das altertümliche Idstein, Eppstein mit seiner Ruine, und hier, dicht



Das Viebricher Schloss um 1850.

am Herzen des Hochgebirges, ist in Königstein noch einmal ein Vorposten städtischen Lebens in die freie Natur hinausgeschoben. Hier trönten den Taunus seine drei höchsten Zinnen, Großer und Kleiner Feldberg und Altkönig, hier ist am unverfälschtesten die Romantik von Wald, Bergen und Tälern, die charakteristische Schau des welligen, grünüberbuschten, zugleich sanften und majestätischen deutschen Mittelgebirges. Als wäre das Märchen hier zuhause, schließt sich dicht die grüne Blätterfülle, und im Anblick der machtvoll ragenden Stämme, der krummen Büsche und Wurzelknorren,

Wiesbaden im Wandel der Zeiten.

Von Prof. Dr. Ferdinand Heymach.

Weisen auch zahlreiche Siedlungsspuren auf dem Boden des heutigen Wiesbaden weit in die Frühzeit der Menschheitsgeschichte zurück, so haben doch erst die Römer den unschätzbaren Wert seiner heilkräftigen Quellen recht erkannt und sind durch das von ihnen hier Geschaffene die eigentlichen Begründer des Kurorts geworden, der bald Besucher aus allen Teilen des weiten Reiches anzog und durch den ständig wachsenden Verkehr im 2. und 3. Jahrhundert zu hoher Blüte gelangte. An Wiesbaden hielten die Römer auch dann noch mit zäher Beharrlichkeit fest, als die Erschütterung ihrer Machtstellung in Germanien sie zur Preisgabe ihrer übrigen rechtsrheinischen Besitzungen nötigte. Damals wurde von ihnen das gewaltige Bollwerk der Heidenmauer aufgeführt, in deren Schutz und auf das nahe Mainz und seinen Brückenkopf gestützt, sie den ihnen besonders teuren Besitz noch bis in die Mitte des 4. Jahrhunderts behaupteten.

Als sie schließlich den Alamannen weichen mußten, war es um ihre stolze Schöpfung schnell geschehen. Was nicht gewaltsam zerstört ward, wie die verhasste Zwingburg auf dem Heidenberg, zerfiel allgemach, und nur die Heidenmauer blieb als stummer Zeuge glanzvoller Tage zurück.

Der Sieg Chlodwigs über die Alamannen brachte das Taunusland unter seine Herrschaft, und die Franken errichteten auf dem heutigen Schloßplatz den königlichen Fronhof, dessen durch Mauer und Graben umschlossener Bezirk fortan den Mittelpunkt des ganzen Gemeinwesens bildete. Außerhalb dieser Begrenzung entstand wohl um dieselbe Zeit wie der Fronhof auf dem Mauritiusplatz die erste christliche Kirche.

Die vielfachen Wirren und Kämpfe, die unter Merowingern und Karolingern das Reich heimsuchten, haben Wiesbaden gewiß des öfteren empfindlich geschädigt und seine Entwicklung gehemmt. Ob der Fronhof den fränkischen Königen bisweilen zum Aufenthalt diente, ist nicht zu erweisen. Fest steht hingegen, daß der Sachse Otto I. im April 965 und der Staufer Friedrich II. auf Pfingsten 1236 darin Rast hielten. Adolf von Nassau hat vor seiner Erhebung auf den deutschen Königsthron den ihm gehörigen Ort, der während einer Fehde mit den benachbarten Herren von Eppstein hart mitgenommen worden war, stärker befestigen lassen und ihn dadurch in den Stand gesetzt, einer längeren Belagerung Ludwigs des Bayern und der ihm verbündeten Kurfürsten von Mainz und Trier im Herbst 1318 erfolgreich Trost zu bieten. Bald nachher brachte der Mainzer Bistumsstreit, in dem König Adolfs gleichnamiger Enkel für seinen Bruder Gerlach Partei ergriff, über Stadt und Land neue Bedrängnis. Dazu hatte damals die Menschheit allgemein infolge von Mißwachs, Teuerung und der Pest schwer zu leiden.

Ein besonders unheilvoller Tag in der weiteren Folge der Geschehnisse war für Wiesbaden der 25. April des Jahres 1547, an dem eine Feuersbrunst entstand,

die fast die ganze Stadt einäscherte. Und ehe noch der Wiederaufbau vollendet war, brach im Juni 1561 ein neuer Brand aus, der abermals schlimme Verheerungen anrichtete. Wie aber Zeichnungen aus dem Anfang

angeseindeten Bemühungen des Fürsten. Die Einwohnerzahl ging schnell in die Höhe, und dementsprechend steigerten sich die städtischen Einnahmen. Der wachsende Wohlstand gab überdies dem Kurbetrieb die Mittel an die Hand, seine Einrichtungen zu verbessern und dadurch zugkräftiger zu wirken.

Glücklich traf es sich dabei, daß Fürst Karl im Jahre 1744 die Regierung von Usingen nach Wiesbaden verlegte und sich der Pflege des Kurlebens eifrig annahm. Bald jedoch wurde diese erfreuliche Entwicklung durch den Ausbruch der französischen Revolution und die kriegerischen Ereignisse, die sie im Gefolge hatte, von neuem gestört. Erst nach dem Frieden von Lunéville setzte die unterbrochene Aufwärtsbewegung wieder ein. Jetzt wurde auch der erste Schritt zu einer stehenden Bühne damit getan, daß man den Saal des Schützenhofs ausschließlich für die Vorstellungen der wandernden Theatergesellschaften bestimmte, während diese bisher

da Unterkunft gefunden hatten, wo gerade ein geeigneter Raum frei war. Daneben wurde 1808 der Grundstein zu einem in erster Linie dem Behagen und Unterhaltungsbedürfnis der Kurgäste dienenden Gesellschaftshaus gelegt und der vollendete Bau zwei Jahre später dem Verkehr erschlossen. Dann führte der politische Umschwung wieder Tage herauf, in denen Wiesbaden einem Heerlager glich und im neuen Kurhaus die gefeierten Helden der Befreiungskriege sich zwischen den Schlachten froh ergingen.

Nach dem Frieden wurden die obersten Verwaltungsbehörden des Herzogtums sämtlich in der Landeshauptstadt Wiesbaden vereinigt. Dazu waren die nun folgenden ruhigen Zeitläufte ihrem Wachstum höchst förderlich. Auch der Fremdenverkehr zeigte eine gewaltige Zunahme, der wieder durch erhöhte Leistungen von Seiten der Stadt Rechnung getragen werden mußte. So entstanden 1826 und 1827 vor dem Kurhaus zunächst die alte und 1840 die neue Kolonnade, die im gleichen Stil wie das Hauptgebäude gehalten waren und ein reizvolles Gesamtbild hervorriefen. Gleichzeitig wurde der Theatersaal im Schützenhof als unzureichend aufgegeben und von 1825 bis 1827 ein eigenes Schauspielhaus erbaut. Schon vorher waren mit alleiniger Ausnahme des Uhrturms, der bis 1873 bestehen blieb, die letzten Reste der Stadtbefestigung

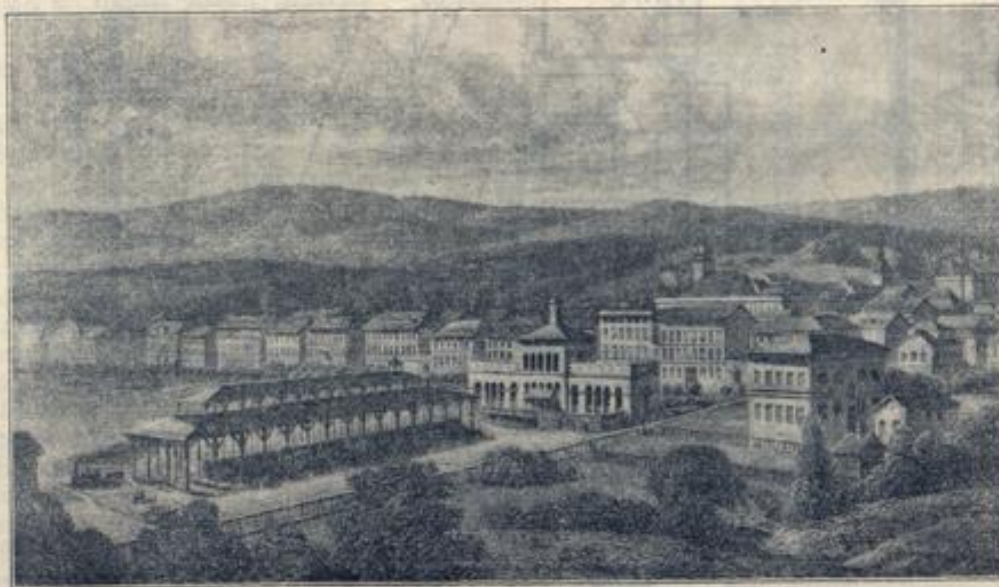
niedergelegt worden, und die aus dem ehemaligen Fronhof mit der Zeit erwachsenen Schloßbauten versielen bald dem gleichen Los. An ihre Stelle trat auf Veranlassung Herzog Wilhelms das zum Winteraufenthalt des Hofes bestimmte Residenzschloß. Von besonderer Bedeutung war auch die damals hergestellte Eisenbahnverbindung mit Frankfurt, durch die eine weitere beträchtliche Verkehrssteigerung in die Wege geleitet wurde.

Recht stürmisch ging es in den Märztagen von 1848 her. Zu blutigen Ausschreitungen kam es indessen nicht, und Wiesbadens Lebensinteressen wurden durch die Vorgänge nicht nachhaltig geschädigt. In den nächsten



Ansicht von Wiesbaden um 1815.

des nächsten Jahrhunderts erkennen lassen, muß Wiesbaden den Schaden bald verwunden haben und stattdlich wohlbewehrt aus den Trümmern erstanden sein. Da machte der unselige dreißigjährige Krieg das kaum Geschaffene von neuem zunichte. Am Ende des Krieges bot der Ort einen beklagenswerten Anblick grauenhafter Verwüstung. Nur das 1610 erbaute Rathhaus entging wie durch ein Wunder dem allgemeinen Verderben. Auch das Badewesen, das nach langer Vernachlässigung seit dem 14. Jahrhundert wieder mehr



Taunusbahnhof mit Rheinstraße im Jahre 1840.

zur Geltung gelangt war, erfuhr einen argen Rückschlag. Noch 50 Jahre später war ein großer Teil der zerstörten Badehäuser nicht wiederhergestellt, und auch sonst blieben die Spuren der furchtbaren Leidenszeit noch lange sichtbar. Unter dem Fürsten Georg August Samuel, der alles aufbot, die Stadt aus ihrem tiefen Zerfall möglichst bald wieder emporzuheben, wurde zum besseren Schutz eine Erneuerung und Erweiterung der Wehranlagen ins Werk gesetzt und der Zuzug baulustiger Fremder auf jede Weise begünstigt, daneben durch strenge Verordnungen für eine regelmäßige Straßensanierung Sorge getragen. Der Erfolg rechtfertigte denn auch die von der Bürgerschaft heftig

Jahren bis zum Aufhören der politischen Selbständigkeit Nassaus wuchs die Bevölkerung sogar an

Großstädten eingereiht werden konnte. Nachdem Rathaus und Theater bereits vorher durch Neubauten ersetzt worden waren, wie sie die veränderten Verhältnisse forderten, sah das erste Jahrzehnt des neuen Jahr-

Da kam der Weltkrieg, an dessen Nachwehen die Stadt noch immer schwer zu tragen hat. Auch die infolge der Eingemeindung von Viebrich, Schierstein und Sonnenberg vollzogene Ausbreitung bis an den Rhein hat ihre wirtschaftlichen Sorgen nicht verringert. Doch unrecht wäre es, um der gegenwärtigen Notlage willen den Mut sinken zu lassen. Gerade der Rückblick auf Wiesbadens Geschichte darf uns mit der Zuversicht erfüllen, daß es, wie so oft in der Vergangenheit, auch



Das alte Rathaus mit Uhrturm vor 1826.



Uhrturm mit Marktstraße 1872.

stärksten an. In der schnell aufsteigenden Richtung bewegte sich dann die Entwicklung fort und führte dahin, daß Wiesbaden im Jahre 1905 den deutschen

hundert auch ein größeres Rathaus und statt der drei nebeneinanderliegenden Stationsgebäude einen Zentralbahnhof erbauen.

diesmal aus der Anfechtung ungebrochen hervorgehen und seinem beharrlichen Weiterstreben ein neuer Aufstieg beschieden sein wird.

Vom römischen Wiesbaden.

Von Dr. F. Rutsch.

Mit der Eroberung Galliens durch Caesar wurde der Rhein in den 50er Jahren vor Christus des römischen Reiches Grenze, und damals mögen Einheimische oder streifende Patrouillen zum ersten Mal den Römern Kunde von den heilenden Quellen gebracht haben, die sie später nach dem germanischen Stamm der Mattiäler Aquae Mattiacorum nannten. Freilich dauerte es noch fast ein halbes Jahrhundert, bis auch das rechtsrheinische Gebiet zur Sphäre tieferen Interesses für die Römer wurde. Erst nach der Befriedung von Gallien griff Kaiser Augustus den Plan auf, die Reichsgrenze bis zur Elbe vorzuschieben. Die Feldzüge, die in den Jahrzehnten um Christi Geburt zu diesem Zweck geführt wurden, gingen zum Teil durch das Maintal und die Wetterauer Senke nach dem inneren Deutschland, und die militärische Basis Mainz (Moguntiacum) erforderte zur Sicherung des Aufmarsches einen rechtsrheinischen Brückenkopf, in dessen Zone Wiesbaden mit einbezogen wurde. Denn hier mußte für die Züge das Maintal hinauf auch eine Flanken- und Rückendeckung gegen das damals von den Chatten besetzte Taunusgebirge geschaffen werden. So war der Zweck der ersten Befestigung Wiesbadener Geländes durchaus militärisch.

Die Wahl des Heidenberges, also des heutigen Krankenhausgebietes, für das befestigte Lager begreift man am besten an Ort und Stelle. Denn hier kommt die Platter Straße, eine der wichtigsten Lahn-Rheinverbindungen vom Ramm des Gebirges herab, von hier aus blickt man westlich auf die Vogelsberger Höhe, auf den Rücken der Lahnstraßenhöhe, schaut man unmittelbar in das Nerothal hinab, übersieht man den den Geisberg herabkommenden Idsteiner Weg, überwacht man das Sonnenberger Tal und die Straße, die auf der Höhe südlich davon von der Niederrhauer Senke herüberkommt. Wenn irgend ein Punkt, so war also der Heidenberg außerordentlich günstig für die Anlage eines römischen Kastells.

Von den Resten dreier Erdlager, die im Bereich der drei großen Krankenhausflügel zwischen Platter und Schwalbacher Straße angetroffen wurden, ist wahrscheinlich der Graben parallel der Platter Straße

mit Tor noch der augusteischen Zeit zuzuweisen, also den Kämpfen, die durch den Sieg der Germanen

beiden folgenden Generationen die anderen Grabenzüge, die mindestens noch drei Erdkastelle anzeigen (Abb. 1 B, C, D), zuzuschreiben sind, ist leider nicht mehr auszumachen. Doch blieb nach Ausweis von Soldatengrabsteinen und Kleinfunden Wiesbaden auch nach Aufgabe der Unterwerfung Germaniens bis zur Elbe im Rahmen des Mainzer Brückenkopfes besetzt. Wir kennen eine 5. Dalmater-, eine 1. Pannonier- und eine 4. Thraetorhorte, die im Laufe des ersten nachchristlichen Jahrhunderts nacheinander hier lagen.

Trotz unruhiger Perioden, wie die Kriege des Kaisers Caligula in den Jahren 39—40 und eines Chatten-einfalls 50—51 entwickelte sich im Anschluß an die Kastelle auf dem Heidenberg eine bürgerliche Niederlassung, die die Höhe hinab zu den heißen Quellen wuchs, sich dort um höchst wahrscheinlich schon damals errichtete Badhäuser entfaltete und vom Kranzplatzgelände bis zur Friedhofstraße und vom Gang des Heidenberges bis gegen die Niederung am Schloßplatz erstreckte.

Diese Ansiedelung teilte im Vataveraustand des Jahres 69—70 das Schicksal der rheinischen Garnisonstädte und wurde von Chatten und Mattiälern von Grund auf zerstört. Die starke Brandschicht dieses Jahres schließt im Boden nach oben alles Ältere unter klarer Scheidung gegen das Jüngere ab, das darüber wieder erstand.

Nur ganz allmählich scheint sich Wiesbaden in den nächsten Jahren wieder erholen zu haben. Eine stärkere Belegung erfuhr dieser Prozeß erst durch den günstigen Ausgang des Chattenkrieges, der die Organisation einer streng überwachten Reichsgrenze, einer Verkehrs- und Zollsperrung gegen das unbefestigte Germanien zum Erfolg hatte: die Anlage des Limes (Pfahlgrabens).

Als Rückhalt für die Posten- und Patrouillenkette im Taunus wurde auf dem Heidenberg ein neues Kastell, nunmehr mit Mauern und Türmen aus Stein errichtet. Von ihm gibt der Plan Abb. 1 einen Begriff: Um das Mittelgebäude (praetorium, B) mit Fahnenheiligtum (sacellum, hinten in der Mitte) und Verwaltungsräumen gruppieren sich südlich zunächst Intendanturgebäude (a Kornspeicher, b Magazin

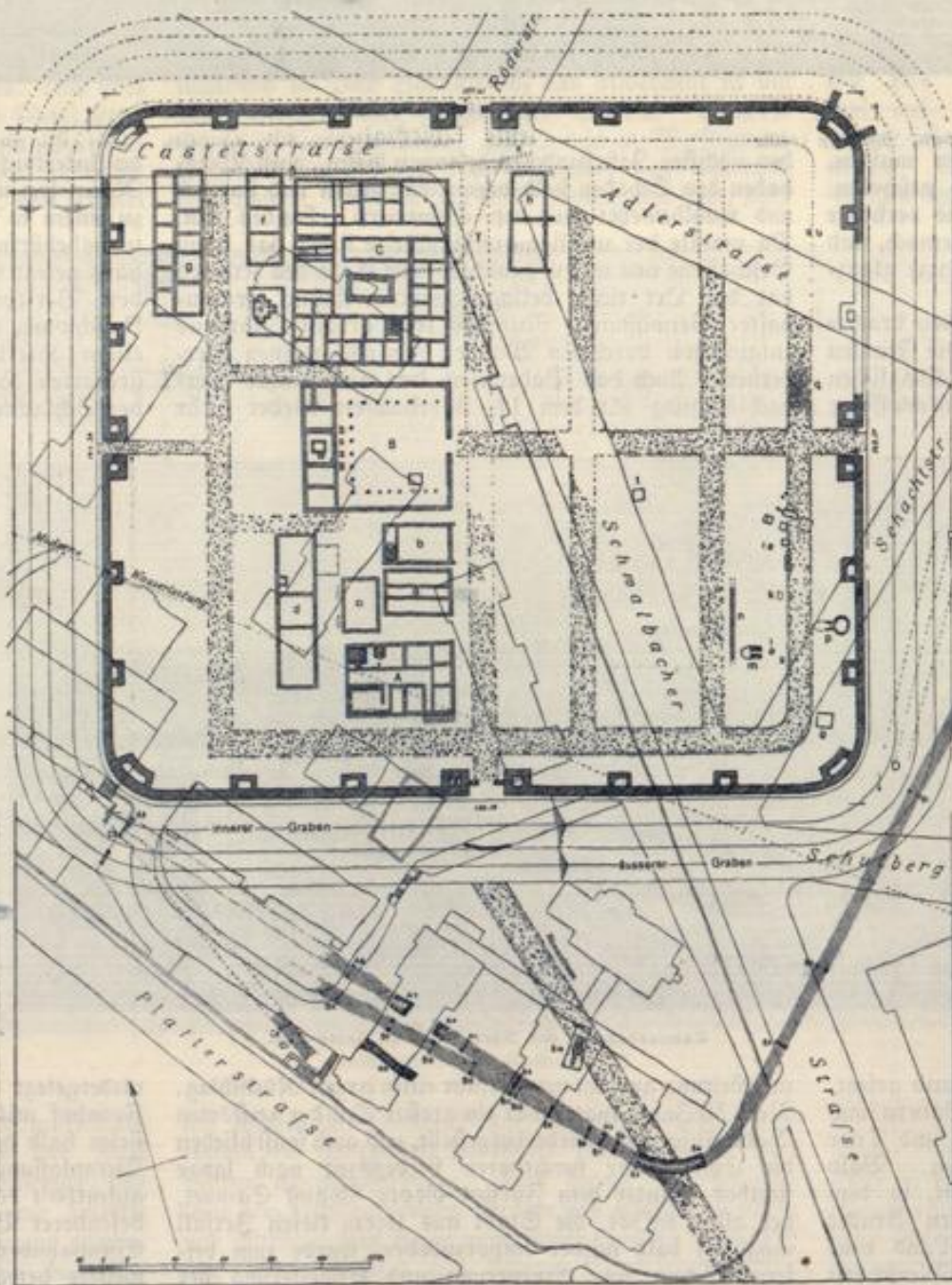


Abb. 1. Römische Kastelle auf dem Heidenberg. Maßstab 1:1500.

über Varus im Teutoburger Walde 9 n. Chr. die Elbgrenze nicht erlangten. Welchen Jahren der

und Verwaltungsräumen gruppieren sich südlich zunächst Intendanturgebäude (a Kornspeicher, b Magazin

und Verwaltungsraum, c Scheune), dahinter Stallungen (d), schließlich das Kommandantenhaus (A),

wurden, die äußerste links oben aber als kohlenfaures Bad. Dabei wurde die Kohlenfäure durch den Fußbodenbelag aus Kalk und übergeleitetes Kochbrunnenwasser erzeugt.

Außer diesen Bädern am Palasthotel sind noch weitere Anlagen in der Gegend des Kochbrunnens gewesen, und man darf auf die Ergebnisse, die hoffentlich bei der Umgestaltung des Kochbrunnens gewonnen werden können, gespannt sein.

Auch die Adler- und Schützenhofquelle sind von den Römern ausgenutzt worden. Vielleicht ist der bisweilen als Tempel angesprochene Rundbau im Terrain von Langgasse 36 (Hotel und Badhaus Continental) als laconicum (Trockenheißbad) zu deuten. Die von hier aus bis zu Langgasse 34 sich erstreckenden langen Gebäude waren wahrscheinlich Gasthäuser. Leider sind die im Schützenhofgebiet beobachteten Hausreste zu lückenhaft, als daß sie im einzelnen sicher beurteilt werden könnten.

Der östliche Abschluß der genannten langen „Hotels“ läßt erkennen, daß die Langgasse schon in römischer Zeit dort ungefähr die gleiche Flucht hatte wie heute, und ihre Fortsetzung, die Kirchgasse, wird nach Ausweis der unter der Mauritiuskirche gefundenen (Tempel?) Fundamente auch so gelaufen sein wie heute. Dieser ganze Strahlenzug war auch damals schon die Längsachse der Stadt und in der Gegend des Mauritiusplatzes ein gewisser Mittelpunkt der Niederlassung. Denn dort ist die Bauinschrift einer Borse (schola) gefunden worden, die die Kaufleute Wiesbadens im Anfang des dritten Jahrhunderts errichtet haben.

Aus verschiedenen Tempeln haben wir Weihinschriften, ohne daß es immer möglich wäre, sie bestimmten

Dolichenus-Heiligtum anzusprechen, da eine ihm geweihte Bauinschrift in unmittelbarer Nähe gefunden wurde. Von der Sirona aber, dem Apollo Toutiorix, keltisch-römischen Heilgöttern, können wir nur sagen, daß sie im Gebiet der Schützenhofquelle, ihrem „Wirkungsbereich“, ihre Kultstätte hatten.

Einzig das Heiligtum des Mithras, jenes von den Truppen aus dem Orient eingeführten Gottes, ist mit einem großen Teil seiner Weihdenkmäler in der Straßenschleife zwischen „am Römertor“ und der Coulinstrasse gefunden (Abb. 3, III).

Außer den öffentlichen Gebäuden waren wohl auch manche Privathäuser aus Stein errichtet, der größere Teil freilich wird weniger üppig nur aus Fachwerk oder Holz gebaut gewesen sein.

So zeigen uns die im Verhältnis zur einstigen Stadt spärlich beobachteten Reste doch einen gewissen Wohlstand an, der z. T. auf dem Ertragnis der heißen Quellen beruhte — hat man doch auch Farbfiguren aus dem Kochbrunnensinter bis Rom exportiert, wo ergraute römische Frauen sich das begehrte Blond der Germaninnen damit zauberten — z. T. aber auch auf dem Handel zu den umliegenden Gutsböden, den Truppen an der Grenze und darüber hinaus in das freie Germanien.

Störungen dieser friedlichen Verhältnisse sind im ausgehenden 2. und beginnenden 3. Jahrhundert, z. B. bei dem Chatten- und Alamanneneinfall 213 wohl vorgekommen, doch hat erst der Zusammenbruch der Reichsgrenze, des Pfahlgrabens, um die Mitte des dritten Jahrhunderts Wiesbaden den Untergang gebracht.

Etwas ein Menschenalter später erwacht wieder ein gewisses neues Leben. Zeugen davon sind die Münzfunde und Gräber des späten 3. und frühen 4. Jahrhunderts. Auch sind in einem der großen Bassins der Thermen am Kranzplatz noch constantinische Münzen erhoben. Um die Mitte des vierten Jahrhunderts aber ist Wiesbaden von den Römern aufgegeben und in alamannische Hand. Von Ammianus Marcellinus, einem zeitgenössischen römischen Schriftsteller hören wir, daß 371 der römische Kaiser Valentinianus einen mißglückten Versuch machte, den Alamannenfürsten Matrian in Wiesbaden auszuheben.

Dieses Unternehmen fällt mit dem Versuch des Kaisers zusammen, die Rheingrenze noch einmal energisch zu sichern. Er baut die burgi von Ultrip bei Speyer und Niederlahnstein, zwei bisher allein erfasste Punkte aus einem größeren Befestigungssystem, und durch den Vergleich des dort gefundenen Scherben- und Siegelmaterials mit dem von der Heidenmauer

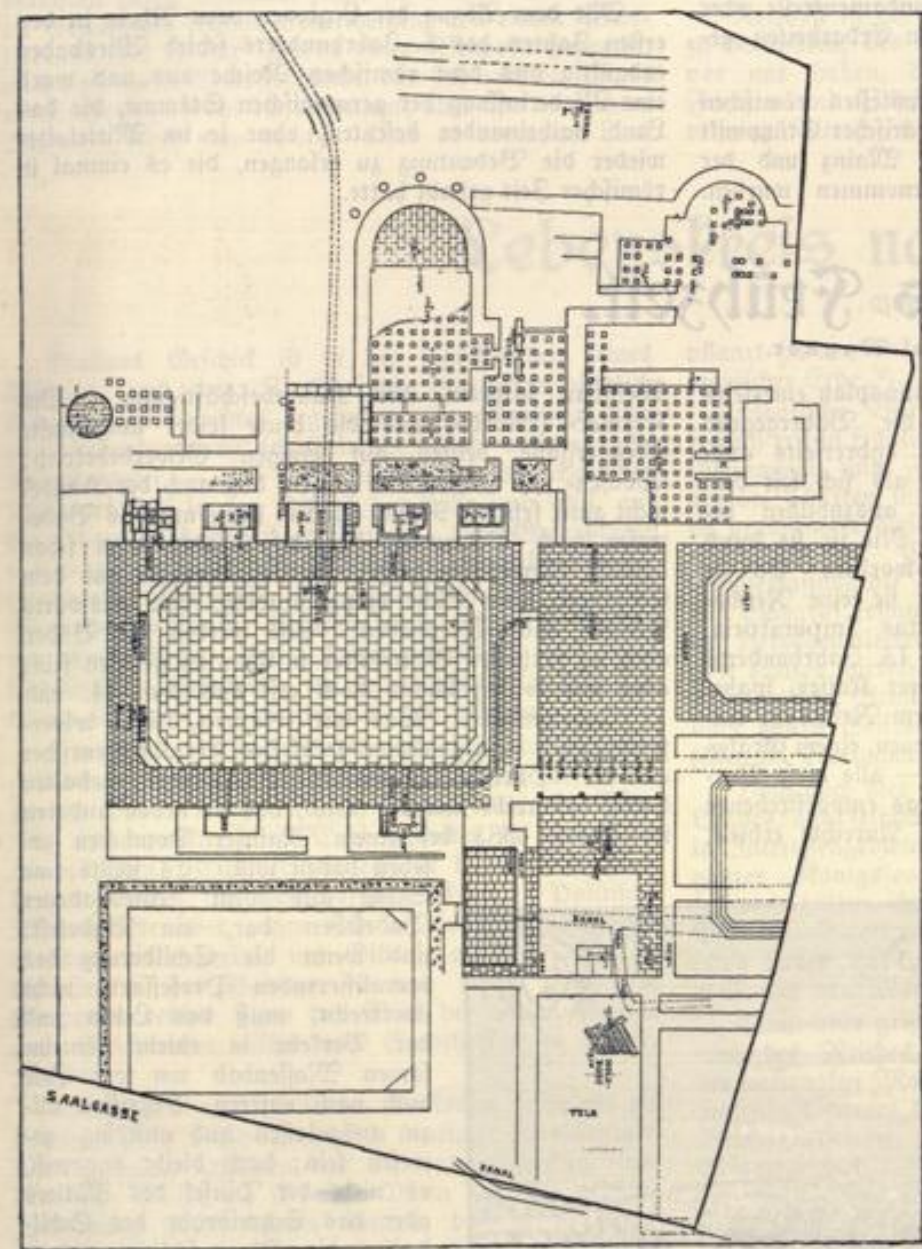


Abb. 2. Thermen am Kranzplatz. Maßstab 1:300.

nördlich die fabrica (C, Werkstätte der Militärhandwerker), ein technisches Bassin (e), endlich wieder Ställe (f). Der übrige Raum verblieb den Mannschaftsbaracken, von denen wenigstens ein Teil (g) im Grundriß festgehalten ist. Dieses Steinastell bestand, bis 120–21 der Kaiser Hadrian die Kastelllinie Wiesbaden-Hofheim-Hedderheim-Darben-Friedberg aufhob und die Truppen zu dichter Besetzung an die Grenze selbst vorverlegte. Danach ist Wiesbaden etwa 250 Jahre ohne Garnison geblieben.

Unter dem Schutz des Limes und der in Wiesbaden bis 120–21 untergebrachten Cohorten, der 3. Dalmater- und der 2. Raetorcohorte (83 bis ca. 100, bzw. 100–120; die Raetorcohorte kam dann nach der Saalburg) und vollends in den ruhigen Jahrzehnten des 2. Jahrhunderts entwickelte sich die Niederlassung von Wiesbaden, die bei der domitianisch-trajanischen Neuordnung der Provinz Obergermanien zum Vorort der civitas Mattiacorum, des Mattialergaues, erhoben war, zu einem blühenden vicus (unbefestigte Stadt). Schon Truppen, die an dem domitianischen Chattenkrieg teilgenommen hatten, haben nach Ausweis der Ziegelstempel der 1., 8., 14. und 21. Legion, die in Mainz untergebracht waren, in den achtziger Jahren nicht nur Hypocauste (von unten heizbare) Bäder für die alltägliche Körperpflege, sondern auch ausgedehnte Badhäuser zum Kurzgebrauch der heißen Quellen errichtet. Ursprünglich für das Militär bestimmt, sind sie wohl bald dem allgemeinen Gebrauch zugänglich gemacht worden. Für die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt waren die Bäder natürlich von entsprechender Bedeutung wie auch heute wieder.

Zwischen Kranzplatz und Saalgasse sind im Bereich des Palasthotels Reste solcher Bäder zu Tag getreten (Abb. 2). Deutlich scheiden sich auf dem Plan Bäder mit Heizung (die mit den vielen Pfeilerchen, oben) und Thermen (untere Hälfte). Hier interessieren uns vornehmlich diese. Zu beiden Seiten eines Flurs mit Zugang von der Saalgasse her gruppieren sich je zwei Bassins (die rechts sind schräg abgeschnitten), kunstvoll gebichtet, mit Ziegeln ausgeplättet und mit Zu- und Ableitung versehen. Der eine (linke, obere) Behälter ist von einem Kranz von Einzelzellen umgeben, von denen die meisten für gewöhnliche Thermalbäder benutzt

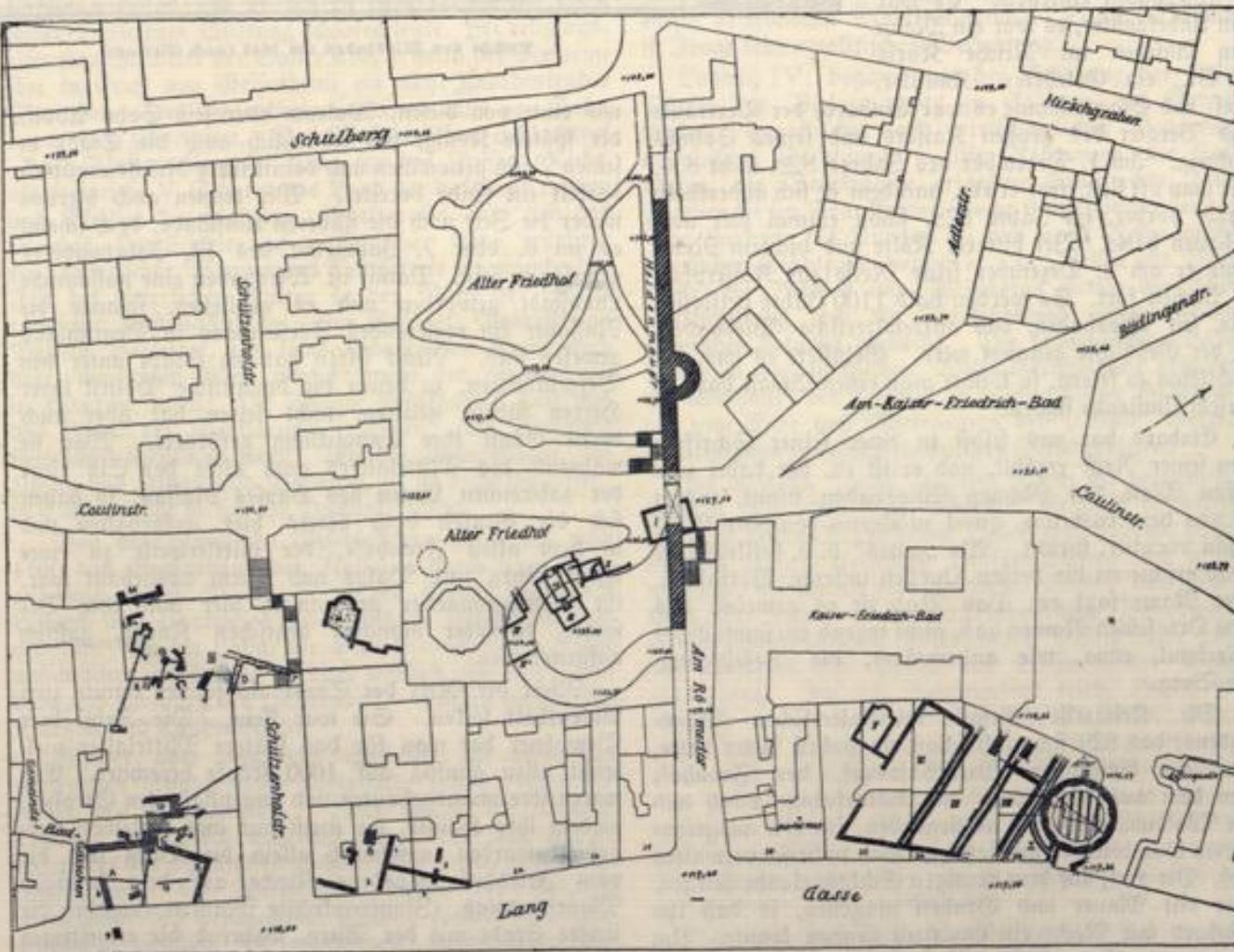


Abb. 3. Römische Gebäudereste im Gebiet des Schützenhofs, der Heidenmauer und der Adlerquelle. Maßstab 1:1500.

Baulichkeiten zuzuweisen. Mit einiger Wahrscheinlichkeit ist das rechteckige Gebäude mit Apfisis (V auf Abb. 3) neben den langen Gasthäusern als Jupiter

wird es sehr wahrscheinlich gemacht, daß auch die Wiesbadener Heidenmauer erst in dieser späten Zeit errichtet ist. Daß sie mitten durch die ältere Stadt streicht und

gerade auf die Tempel und Thermen des Adlerterrains und Kochbrunnengebietes gar keine Rücksicht nimmt, zeigt, daß dieser Teil der Siedelung zerstört und belanglos geworden war.

Im Vergleich mit den valentinianischen Kastellen und burgi läßt sich aber auch die an sich wenig befriedigende bisherige Anschauung, die Heidenmauer sei nur eine Abschnittsmauer vom „Sumpfgelände“ im Salzachtal hinauf zum Heidenberg gewesen, nicht aufrecht erhalten. Sie muß vielmehr der Rest einer

umfassenden Stadt- oder Kastellmauer sein, deren übrige Teile bisher nur nicht erfasst wurden, weil sie im Laufe der Jahrhunderte zerstört worden sind. Vielleicht werden aber doch einmal Fundamentreste oder wenigstens -gruben gelegentlich von Erdbarbeiten gewonnen.

Wiesbaden war also in der spätesten römischen Zeit wieder wie im Anfang ein militärischer Stützpunkt zur Sicherung des Brückenkopfes Mainz und der Feldzüge, die mainaufwärts unternommen wurden.

Es war mit einer Miliztruppe besetzt, deren Wirtschaftsleben und Kultur wir nicht allzu hoch einschätzen dürfen.

Mit dem Abzug der Legionen vom Rhein in den ersten Jahren des 5. Jahrhunderts schied Wiesbaden endgültig aus dem römischen Reiche aus und ward eine Niederlassung der germanischen Stämme, die das Land nacheinander besetzten, ohne je im Mittelalter wieder die Bedeutung zu erlangen, die es einmal in römischer Zeit gehabt hatte.

Aus Wiesbadens Frühzeit.

Von Geh. Archivrat Dr. Paul Wagner.

Städte sind organisch sich entwickelnde Gebilde, die wie Lebewesen einen Anfang, eine Jugend, haben, manche sogar eine doppelte. Bei unserem Wiesbaden liegt die erste in grauer Vorzeit, in die auch das schärfste Auge des Forschers nicht einzudringen vermag. Mattiacum war das Ende dieser Entwicklung. Die andere begann, als germanische Stämme die Herrschaft der Römer am Rhein vernichteten und der Frankenkönig Chlodwig den Mittelrhein seinem weiten Reiche einverleibte. Mit dem Volke, das sie gebracht, verschwand dann die hochentwickelte, aber fremde Kultur des Südens, die auch auf der rechten Rheinsseite Platz gegriffen hatte, und eine neue, die fränkische, trat im Laufe der Zeit an ihre Stelle. Fränkisch war die Oberschicht der Bevölkerung, fränkisch wurden Recht, Verfassung, Wirtschaft, und die Führung der Geister übernahm die mit der fränkischen Herrschaft eng verbundene Kirche des Christentums. Jahrhunderte hindurch wirkte sich diese neue Kultur aus. Das Frankenreich wurde inzwischen zu dem Reiche der Karolinger umgebildet, dem dessen großer Begründer den Stempel seines Geistes unauslöschlich aufgeprägt hatte.

In dieser karolingischen Zeit taucht Wiesbaden auf; und wie eine Vorbedeutung für die einstige Fremdenstadt scheint es, daß die erste Nachricht, die wir von ihm besitzen, den Aufenthalt eines Reisenden betrifft, der hier eine Nacht zubrachte, der erste Fremde also, von dem wir wissen, daß er in Wiesbaden einkehrte. Es war kein Unbekannter, es war ein Mann von Ansehen im Reiche Karls d. Gr., ein Gelehrter, Künstler, Hof- und Staatsmann; es war Einhard, der Vertraute und Berater des großen Kaisers und seines Sohnes Ludwig. Am 1. Dezember des Jahres 829, nicht 830, wie man oft liest, traf er ein, nachdem er sich anderthalb Jahre vorher, im Jahre 828, schon einmal hier aufgehalten hatte. Bei bitterer Kälte und dichtem Nebel setzte er am 2. Dezember seine Reise zur Kaiserpfalz in Aachen fort. So werden bald 1100 Jahre verflossen sein, seit Wiesbaden, das mittelalterliche Wiesbaden, in der Geschichte genannt wird. Gelüste es uns, ein Jubiläum zu feiern, so könnte man einen Anlaß dazu in diesem Umstande finden.

Einhard hat uns selbst in einer seiner Schriften von seiner Reise erzählt, und er ist es, der dabei zum ersten Male den Namen Wiesbaden nennt, indem er von dem castrum, quod moderno tempore Wisbada vocatur, spricht. Als „gutes“ d. h. heilkräftiges Bad erschienen die heißen Quellen unseren Vorfahren. Der Name sagt es: Das Bad ist es gewesen, das dem Orte seinen Namen gab, nicht irgend ein sinnfälliges Merkmal, etwa, wie anderwärts, die Befestigung, die Burg.

Die Keimzelle dieses mittelalterlichen Wiesbadens, das 829 sicherlich schon ein hohes Alter hatte, war ein königlicher Wirtschaftshof, der Fronhof, von dem aus der König das kulturfähige Land und die Waldungen in dem umliegenden, für ihn ausgesonderten Gau bestellen und letzteren auch politisch verwalten ließ. Der Hof, auf dem heutigen Schloßgelände gelegen, war mit Mauer und Graben umgeben, so daß ihn Einhard mit Recht ein castrum nennen konnte. Um ihn waren die unfreien Bewohner ansässig, Dienstmannen, Handwerker, Adersleute, die das Domänenland des Königs zu bestellen hatten, gewiß auch Freie, die den ihnen vom König überlassenen Grundbesitz bewirtschafteten. So entstand neben dem Hof allmählich eine Siedlung, die sich im Laufe der Zeit nach der

heutigen Kirchgasse und dem Mauritiusplatz einerseits (Vorstadt oder Flecken) und in die Bädergegend um den Kochbrunnen (Sauerland) andererseits ausdehnte. Die Mauern gaben ihr, als sich seit dem 12. Jahrhundert das Städtewesen auszubilden begann, den Charakter einer Stadt. Nie ist sie durch eine Urkunde zur Stadt gemacht worden. Da sie den König zum Herrn hatte, war sie eine Reichsstadt, und als solche, als civitas imperatoria, kommt sie noch in der Mitte des 13. Jahrhunderts vor. Vorher aber hatte einer unserer Kaiser, wahrscheinlich Friedrich I., den Fronhof dem Reichsgut entzogen, indem er ihn einem seiner Getreuen, einem Grafen von Leiningen, übertrug, durch den — alle diese Vorgänge sind freilich dunkel — auch das emporstrebende Geschlecht der Grafen von Nassau Anrechte erhielt,



Ansicht von Wiesbaden um 1640 (nach Merian).

und einer von diesen, Walram oder sein Sohn Adolf, der spätere König, hat schließlich auch die Stadt in seinen Besitz genommen und damit ihrer Reichsunmittelbarkeit ein Ende bereitet. Wir kennen auch hiervon weder die Zeit noch die näheren Umstände, doch scheint es im 6. oder 7. Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts gewesen zu sein. Damit ist Wiesbaden eine nassauische Landstadt geworden und es geblieben, solange die Nassauer ein regierendes Fürstenhaus in Deutschland gewesen sind. Nicht selten hat die Stadt unter den Verwicklungen, zu denen die dynastische Politik ihrer Herren führte, gelitten, nicht selten hat aber auch deren Günst ihre Entwicklung gefördert. War sie während des Mittelalters auch nicht der Sitz einer der zahlreichen Linien des Hauses Nassau, so haben sich die Grafen doch öfters hier aufgehalten und in dem alten Fronhofe, der mittlerweile zu einer festen Burg mit Palas und Turm ausgebaut war, ihr Absteigequartier genommen, hier auch ihre Besucher, darunter manchen deutschen Kaiser, gastlich aufgenommen.

Nicht der Reiz der Stadt als solcher konnte zum Aufenthalt locken. Sie war klein. Die Zahl ihrer Bewohner hat man für das spätere Mittelalter vielleicht allzu günstig auf 1000 Köpfe berechnet. Eng waren ihre unausgebauten und ungepflasterten Straßen, niedrig ihre Häuser, die meist nur aus Holzwerk hergestellt wurden, ansehnlich allein die Burg und die vom Friedhof umgebene Kirche auf dem heutigen Mauritiusplatz. Zinnengekrönte Mauern umgaben die innere Stadt mit der Burg, während die erweiterten Teile (Flecken und Sauerland) nur mit Wall und Graben umgeben waren. Eine Reihe von Toren führten aus der inneren Stadt und den übrigen Stadtteilen nach außen.

In der dumpfen Enge dieser Straßen und Häuser verbrachten die Bewohner ihr Leben. Acker- und

Weinbau bildeten ihre Hauptbeschäftigung. Die Krämer- (Markt-) und die heute leider umgetaufte Metzgergasse deuten auf einigen Gewerbebetrieb; Wochen- und Jahrmärkte zeigen, daß auch der Handel nicht ganz fehlte. Neben alledem hatte nur das Badewesen noch Bedeutung für die Stadt; denn schon damals führten die heißen Quellen, die hier aus dem Erdinnern zum Licht emporsprudeln, von auswärts Fremde nach Wiesbaden. Nie werden die Bäder auch im frühesten Mittelalter in Abgang geraten sein; aber wir wissen davon doch erst aus dem 14. und 15. Jahrhundert. Was wir erfahren, klingt widerspruchsvoll. Ein gelehrter Professor, der als Deutscher an der Pariser Universität Vorlesungen gehalten hatte, beschreibt uns ein Bild, das er neben anderen im Jahre 1383 bei einem Mainzer Domberrn gesehen haben will. Es stellte eine Szene aus dem Wiesbadener BADELEBEN dar, ein BADEFEST; und wenn die Schilderung des moralisierenden Professors nicht übertreibt, muß das Leben und der Verkehr in einem gemeinsamen Massenbad um jene Zeit auch nach unseren Begriffen allzu ausgelassen und anstößig gewesen sein; doch bleibt ungewiß, ob nicht der Pinsel des Malers oder das Schreibrohr des Schilderers die Dinge schlimmer dargestellt hat, als sie in Wirklichkeit waren. Was uns aus dem folgenden Jahrhundert von Wiesbadener Bädern durch Urkunden berichtet wird, deutet auf Auswüchse nicht, läßt vielmehr schließen, daß das Badewesen jener Zeit von dem heutigen nicht sehr verschieden gewesen ist.

Die Vielgestaltigkeit des neuzeitlichen Lebens, der beständige Wechsel der Verhältnisse und die veränderten Begriffe vom Wesen und den Aufgaben des Staates bedingen in der Gegenwart ein festgesetztes Anpassen der Verwaltung an die Erfordernisse des Lebens und eine öftere Umbildung der staatlichen und kommunalen Einrichtungen. Davon wußte man im Mittelalter nichts, oder doch nur wenig. Jahrhunderte hindurch ist die Verfassung und Verwaltung Wiesbadens kaum viel geändert worden. Der alte Wirtschaftsbeamte des Königs im Fronhofe, der Schultheiß, blieb auch bei der Fortbildung der Hofverfassung zur Stadtverfassung der oberste Beamte der Stadt und übte mit einem Kollegium von höchstens 7 Schöffen die niedere Gerichtsbarkeit aus, verfaß auch die Verwaltung, bis ein aus dem Schöffentuhl hervorgegangener Bürgermeister vielleicht schon im 14., sicher aber im 15. Jahrhundert einzelne Zweige der Verwaltung, das Steuerwesen, die Verwaltung des Gemeindeeigentums und die Straßenpolizei übernahm.

Von dem geistigen Leben der Stadt, von dem man gern etwas erfahre, schweigen die Quellen gänzlich. Das Vorhandensein einer Schule ist denkbar, läßt sich aber erst für das 16. Jahrhundert bezeugen. Nur der Einfluß der Kirche auf das religiöse Leben der Einwohner ist ersichtlich. Die auf den Fundamenten eines römischen Gebäudes errichtete, am Ende des 15. Jahrhunderts umgebaute, dem heiligen Mauritius geweihte Kirche mit ihren 7 Altären, und mehrere Kapellen im Orte bezeugen es nicht minder, wie die Wohltätigkeitsanstalten der Stadt: die beim Nikolausaltar der Pfarrkirche gestiftete Elendenbruderschaft, das Badhaus für Sieche und Aussätziges und das von einem nassauischen Grafen 1353 gestiftete Hospital. Nie aber hat es in Wiesbaden ein Kloster gegeben, nur einige auswärtige Klöster hatten Grundbesitz hier.

Die Geschichte der Stadt würde farbiger, packender wirken, wenn sie von kraftvollen Persönlichkeiten zu berichten hätte. Namen kennt sie wohl. Von einem an Grundbesitz reichen Schultheissen, von einem Wiesbadener, der es zur Würde eines Bischofs gebracht, auch von einem Adelsgeschlecht, das sich nach der Stadt nennt, sprechen wohl die Urkunden; aber von verdienten Männern weiß man nichts. Gab es deren im Lauf

der Jahrhunderte, wenn sie auch nur auf engem Gebiete Großes leisteten, so hat uns ein neidisch Geschick ihre Namen und Taten verschwiegen.

Reizvoll ist es, das Jugendbildnis eines Menschen zu betrachten, den wir in der Vollkraft seiner Jahre vor uns haben, diese weichen, noch unentwickelten Formen und Züge, aus denen die Gestalt des reiferen Alters schon erkennbar wird. Reizvoll ist

es nicht minder, die Jugend einer Stadtgemeinde wie Wiesbaden kennen zu lernen, diese Einfachheit, ja Armlichkeit aller Verhältnisse, und damit die erstaunliche Vielheit wie den bewunderungswürdigen Fortschritt und Reichtum auf allen Gebieten in der Gegenwart zu vergleichen. Das Glück und die Zufriedenheit ihrer Bewohner verbürgt freilich weder das eine, noch das andere.

Lebenskreis nassauischer Geschichte.

Von Albert Hencke.

Nassaus Geschick ist in der Zerrissenheit seines Bodens und der Verästelung seines geschichtlich führenden Geschlechtes begründet. Im Kleinstaat trug es jahrhundertlang schicksalreiche, doch unbedeutende Kleinstaaterei — auf den basaltinen Hochflächen des Westerwaldes, in den Tälern der Lahn und Dill, auf den Ebenen des schiefrigen Taunus. Der Grenzpfähle waren nicht wenige, die Zollscheiden durchschnitten die Flüsse wie Felsbänke, die Ganerbenburgen lagen zu Duzenden im Lande. Kleinstaaterei, wohin man blickte; bei Ems stießen fünf „Herren Länder“ auf einer Lahnbrücke zusammen; in taunensische Landschaften teilten sich drei- und vierherrliche Oberrichten.

Ein geographischer Mittelpunkt fehlte diesem vielgestaltigen Gebiet. In seiner Peripherie liefen die großen Verkehrswege: Rhein, Main, Wetterau, Sieg. Die Höhenpunkte seiner Erde gipfelten in getrennten Landschaften. Einen Sammelpunkt bildete das Limburger Becken für wirtschaftliche Kraft. Politische Mittelpunkte aber zogen sich in die kleinstaatlichsten Sondergebiete zurück, ins Dilltal, an die Lahn, in die Senken der Gebirge — und weiter als vom Kirchturm reichte selten der Blick der vielen Grafen und Reichsritter, Äbte und Stadtherren in unserer Heimat.

Und doch war sie in ihrem Volkstum mehr als ein kleinstaatlicher Anschauungsplan deutscher Zerrissenheit. Die Nassauer erfüllten das bleibende Schicksal einer deutschen Wacht am Rhein. Darin liegt die größere Bedeutung dieses kleinen Landes, daß es in seinen Menschen und ihren Sitten und Bräuchen, ihrer Sprache und Kunst am Grenzland „doppelte Deutsche“ darstellen konnte und wollte.

Die Kleinheit nassauischer Landespolitik, die erst spät unter eine künstlich geformte Einheitlichkeit gestellt wurde, verhinderte gleichwohl nicht die Bildung großer politischer Charaktere. Freilich konnte sie diese Männer größeren Formates nicht in ihren Grenzen zu Tat und Wirkung bringen. Als Sendlinge gingen sie „aus Nassaus Blut“ in das Reich, in die Welt: Peter Melander, Wilhelm der Schweiger, Stein — und als kleinere Vertreter heimischer Art: Ludwig von Nassau, Karl von Ibell, um eine bunte Reihe weiterer Ergänzungen anzuregen.

Grenzland aber auch war Nassau und als solches Schicksalsland des Deutschtums am heiligen Strom! In Glück und Unglück, Freud und Leid flutete des Reiches Geschick durch nassauische Gänge, pulste die deutsche Geschichte in seinem heimatlichen Schicksal. Wo ist die Erde so geschichtsverbunden, so ereignisreich im deutschen Vaterland wie auf diesem Fleckchen Land — von der Zwiertacht der Frankengeschlechter der Konradiner und Babenberger bis zum großen politischen Wettstreit der Draxler und Uffinger um die einheitliche Regierung des Herzogtums. Der Tritt französischer Heere zog den nassauischen Rhein in den Geschichtskreis westlicher Politik, Schweden zogen über unsere Erde die „Pfaffengasse“ hinauf, die Kroaten hausten in den Dörfern des Taunus, die Russen lagerten an Lahn und Dill und Mar.

An einer Invasion aber nahmen die nassauischen Landstriche zu ihrem Segen teil: die Römer errichteten auf unserm Boden ihre Grenze der Gewalt und der Kultur. Wer will die Bereicherung der heimatlichen Germanenwelt durch die Kolonisatoren des Südens beschreiben? Zwar blieben ihre Siedlungen auf dem linken Rheinufer, nur militärische Bauten schoben sich in Lahntal und Taunus vor. Doch die römischen Lehren in Bodenaufbau und Viehzucht, Menschenwohnung und Lebensgenuss, wie sie von den rheinischen Zentren Mainz und Koblenz ausstrahlten, blieben nicht unbeachtet: Abier kultivierten ihre Äcker, Mattiaken betrieben Bergwerke — was die Kelten gesät, die Römer ge-

pflanzt hatten, trug doch seine reifen Früchte in germanischer Erde.¹⁾

Staatliche Bildung und Bindung erhielt Nassau freilich erst in fränkischer Zeit. Als der Kampf zwischen Alamannen und Franken um den Taunus beendet, als die Chatten ins Frankenreich aufgegangen waren, da organisierte dieses unsere Heimat zu einem politischen Boden. Christianisierung zog die synodalen, Gauverfassung die Verwaltungsgrenzen über das Land. Im Gau graf erstand die erste staatliche Autorität nach den Herzögen älterer Kampfzeit. Die Klostergründungen aber schufen wirtschaftliche Strahlungszentren, geistliche Kulturzellen: Arnstein, Bleidenstadt, Gemünden; Limburg wurde Stiftssitz; karolingische Kirchen sind nicht selten im Rheingau und an der Lahn.

Doch auch hier schon die geschichtliche Tragik dieses Landes: nicht selbständig, in Herrschaftsbezirke gesondert, in Interessengebiete aufgeteilt. Königl. Höfe, ein ganzer „Königsfondergau“ durchbrachen die Gauverfassung, teilten ihre Rechte, ihre Entwicklung. Drei Erzbistümer zerrannten die kirchlichen Sprengel: Erier schob seinen Lahnzügel zwischen den kölnischen Westerwald und den Martinsprengel der Mainzer.

Dann aber griff Nassaus politische Kraft weit aus nach des Reiches Krone. Konrad, der Begründer der nationalen Monarchie, war ein Lahngauer. Seine Herrschaft erwies die Notwendigkeit der föderalistischen Reichsgliederung, auf der alle Folgezeit das deutsche Gesamtgeschick aufbauen sollte — ein Nassauer steht am Anfang des Eigenlebens der aus dem fränkischen Universalreich erwachsenen deutschen Nation.

Die großdeutsche Geschichte freilich rückte nach seinem Tode ihren Wirkungskreis nach Osten, von der Lahn an den Harz. Doch wurde Nassau mehr als einmal noch Schauplatz ihrer Handlung: Konrad Kurzbold half bei Andernach den monarchischen Gedanken gegenüber dem stammesdynastischen Partikularismus retten, ehe er sich in dem berühmten Dom seiner Limburger Stiftung schlafen legte. Im religions-eifernden Zeitalter der Salier aber erstand der Reformidee in Ernst von Geisenheim ein nicht unbedeutender Vertreter. Das Gegenkönigtum Hermanns von Salm brach hier zusammen. Der Westerwälder Schlachtruf „Huib-Waller allemol!“ klang für des Kaisers Recht, als Heinrichs V. Scharen das Land der basaltinen Heiden und Weiden durchtobten. Barbarossa aber ließ des Reiches Herrlichkeit auf nassauischer Erde erstehen; ein „kaiserlicher Wonnemond“ entfaltete ein prunkendes Fest der ritterlichen Kultur in der Nähe der Stätte römischer Kastell-Anlage. Der Erzpöet, Rainald von Dassel, Begleiter, zog seine liederfrohen Kreise auch dort, wo unser Wein wuchs: mihi est propositum in taberna mori. Die Binger Hildegardis hielt ihm das Ideal der Verklärung entgegen, „der Wahrheit sterbliches Gefäß zu sein.“ Wie die Weinheiligen, die Urban und Kilian und Valentin, ist sie nicht vergessen; in Eibingen hat sie sich ihr Denkmal gesetzt.

Von den heimischen Geschlechtern hatte sich nach 1100 das Grafenhaus der Nassauer durch kluge Verankerung seiner Macht in eigener Habe, geistlichem Lebens- und Vogtwesen und erblichem Zuwachs emporgehoben. An der Lahn, der alten politischen Zugstraße nassauischer Bedeutung — doch westlich von dem Weiburg und Limburg der „Konrade“ — fanden die Grafen Burgsitz und Landeshoheit.

Wieder aber das alte Schicksal: in beispiellos zahlreichen Sonderungen verzettelte sich die politische Kraft des Geschlechtes. 1255 teilten die Brüder Walram und Otto ungefähr längs des westöstlichen Quertales der rheinischen Scholle, der Lahn, das Land: jenem wurde der Westerwald, diesem der Taunus. Doch nicht als geschlossene Räume kamen diese geographisch ziemlich fest umrissenen Herrschaftsgebiete in ihre Hand. Kleinstaat Quodezherrentums lag

zwischenhin; geistlicher Streubesitz bildete buntes Mosaik über Berg und Tal.²⁾ Wenn auch Arnstein untergegangen war, so hatten die Zisterzienser ihre kultur- und wirtschaftskräftige Ansiedlung über Nassaus Landschaften wandern lassen: neben dem Bleidenstadt der Benediktiner stand nun das zisterziensische Eberbach, dem Nonnenkloster der Elisabeth von Schönauf gefolgte sich im Westerwald die Abtei Marienstatt.³⁾ Den Rheinweg aber hatten sich die geistlichen Fürsten gesichert, des Weines und des Solles halber; neben den Ritterburgen standen die Freihäuser der streitbaren Träger des Krummstabes.

Faustrecht und Fehdelust flatterten in lustig-trauriger Willkür vom Niederwald bis zur Oberlahn, als die Stauferkrone dahinsank. Ein Nassauer half wader mit, die Raubneister brechen: Adolf von Nassau war bekannt im Reiche, ehe er dessen Krone zu tragen berufen ward. Er hat nicht unwürdig getragen, was zu tragen seinen Machtmitteln zu schwer werden mußte: „ein tristen koninc, ein grave wert!“

Der Kampf um den Rheinzoll sah unter Albrecht, seinem Nachfolger, den Aufmarsch der Parteien am Rhein; in rheingauischen Orten rüstete der Mainzer Kurfürst zur Gegenwehr gegen die Bedrohung der Maut. Seit 1300 hatte der Eberbacher Weinhandel sich bedeutend entwickelt; zunehmend verdrängte der Wasserweg den alten nassauischen „Kaufmannsweg“ zwischen Lorch und Rüdesheim. Vorteil um Vorteil für die erzbischöflichen Zollstätten an dem vielbehüteten Rhein. Der Handel muß sich gehoben haben; denn seit dem 13. Jahrhundert treten neben die alten Handwerke die Handelsleute jüdischen Blutes, zuerst in den geistlichen Gebieten.

Unter Heinrichs VII. erzbischöflichem Bruder machte Kurtrier seinen größten Vorstoß ins Nassauische: Balduin zog die Unterlahn zum Teil, den vorderen Westerwald ganz in seinen Besitz. Limburg entfaltete seine geographisch günstige Lage zu einer in Nassau einzig dastehenden Marktbedeutung. Seine „Chronik“ ist Zeuge seiner politischen Bedeutung.

Ludwig IV. begann mit der Erhebung der vielen Dörfer des Vielregiments zu Städten, ein Beweis starker dynastischer und wirtschaftlicher Bedeutung nassauischer Siedlungen. Die Residenzen, die Zollstätten, die Brückenorte erhielten Stadtrechte, deren Formen sie im Frankfurter Recht vorgezeichnet fanden. Von Herborn bis Uffingen — eine lange Reihe mittelalterlicher Städtegründungen! Die Quellen und Bergwerke, die Wälder und Weinberge hatten die Wirtschaftsgeltung und die Verkehrslage unsrer Heimat inzwischen bekannt gemacht. Die taunensischen Wälder hatten in der fürstlichen Welt Berühmtheit erhalten, wie überhaupt der Taunus an geschichtlicher Bedeutung bis zum Ende des Mittelalters den „Wald“ übertraf — besonders in seinen rheinischen Randgebieten.

In Gerlach, Adolf, Johann hatten die nassauischen Grafen inzwischen dem Mainzer Erzbischof tatkräftige Bischöfe geschenkt. In neuen Linien zersplitternd, hatten sie doch größere politische Persönlichkeiten auch in der weltlichen Geschichte herausgestellt: Adolf I. von Idstein setzte sein Haus in verwandtschaftliche Beziehungen zu den Hohenzollern, Johann der Dillburger hatte den Anspruch der Hessen auf Westerwälder Boden abgewiesen. Im 14. Jahrhundert trieb, ähnlich wie Kurtrier an der Lahn, so Kurpfalz die Wisper hinauf über Raub, Pfalz und Sauerburg sein Herrschaftsgebiet auf nassauischen Boden. Die Ragenelnbogener aber hielten die mitteltaunensischen Gebiete in schwertgewaltiger Hand. Kleinere Herren, der Reichsritterschaft zugehörig, saßen an Rhein und Unterlahn. Ritterbünde hatten sich, von der Wetterau vorstoßend, an der oberen Lahn gefestigt.⁴⁾

Die Züge der Pest, der Geißler, der Judenmorde, die Räubereien „schindeten“ auch das nassauische Land.

¹⁾ Vergmann, Nassaus Bewohner in vorgeschichtl. Zeit. — Kutsch, Vorgeschichte in „Land Nassau“. — Köpp-Wolff, Röm.-Germ. Forschung (Göthen). — Bach, Ortsnamen im Taunus. — Spielmann, Sirona. — Blumlein, Bilder aus dem römisch-germ. Kulturleben.

²⁾ Jacobi, Nassauisches Heimatbuch. — Sternberg, „Land Nassau“ und „Der Westerwald“. — Gehler, Heimatgeschichte von Mittelnassau. — Richter, Der Rheingau. — Spielmann, Nassauer Erzählungen. — Becker, Aus Nassaus Sagenbuch. — Philippi, Westerwälder Volks-erzählungen. — Hencke, Die romantische Heimat.

³⁾ Wellstein, Die Zisterzienser im „Land Nassau“.

⁴⁾ Domarus, „Marienstatt“ und „Dernbach“.

⁵⁾ Zurbonsen, Die Limburger Chronik. — Meister, Nassau und die Reichsritterschaft. — Nigol, Die Heye von Idstein. — Müller-Hickler, Hartmut von Cronenberg. — Niehl, Der stumme Ratsherr.

Die geistige Kultur blühte besonders im Rheingau auf: den gelehrten Rudolf von Rüdesheim entsandte unsre Heimat auf das Konzil zu Basel. Margarete von Staffel war eine Humanistin von Ruf. Rudolf Faber war Professor an der Heidelberger Universität. Die Eltviller Druckerwerkstätte und die Eberbacher Bibliothek zeugen von geistiger wie technischer Regsamkeit. Die Brüder vom gemeinsamen Leben trieben ihre geistige Arbeit in Marienthal, dort wie in Ostfriesland blühte der Buchdruck.

Auch die künstlerische Kultur war ebenfalls vornehmlich im Ausstrahlungsgebiet von Mainz entstanden. Im Kirchenbau trieb sie die wunderbaren Blüten spätgotischer Rheingaukunst. Im Limburger Dom aber steht gleichsam auf einamer Wacht der vollendetste Ausdruck deutscher Umbildungskraft fremder Herkunft.⁹⁾ Auf nassauischem Boden schließlich steht der älteste Profanbau Deutschlands: das Graue Haus zu Winkel.

Wer aber zählt die Schätze der Kleinkunst — vom romanischen Türsturz und Türbeschlag bis zur Chorstuhlschnitzerei und zum Fresko, vom gotischen Hochaltar bis zur Innigkeit der Madonnenbilder in Holz und Farbe! Und wie die Burgen am Rhein, stehen die Kirchen am Strom, die Schlösser auf dem Wald, die Städtewauern an der Lahn!¹⁰⁾

Das Mittelalter schloß nicht bedeutungslos die nassauische Geschichte.

Die Neuzeit nahm und gab. Die Romantik des sinnensfreudigen Kirchenkultes mit seinen Wallfahrten und Fastnachten und Kirchweihen nahm ab. Die geistlichen Bruderschaften, die elenden Valentinspilger gingen zurück. Die Vielherren des Niederadels, die Hartmut von Kronbergs glänzendes Geistesum vertrat, schwand langsam dahin; das Bauerntum fiel auch in unsrer Heimat nach erfolglosem Aufstand in tiefes Elend. In den Städten wurden proletarische Strömungen erstickt, die von Präbilitanten Frankfurter Herkunft evangelische Freiheit auch auf politischem Gebiet verkünden wollten. Die Limburger Artikel reden ihre Sprache.

Das nassauische Grafenhaus wurde konfessionell gespalten. Die Hadamarer Linie¹¹⁾ kehrte zum Katholizismus zurück, während vor allem die Dillenburg der neuen Lehre weltgeschichtlichen Ruhm in Wilhelm von Dranien überragender Gestalt verschafften.¹²⁾ Selten hat ein Geschlecht in rascher Abfolge solche Persönlichkeiten großpolitischer Formates hervorgebracht wie die Dillenburg von dem Bekämpfer Philipps II. bis zu seinem Namensvetter, dem Gegner Ludwigs XIV. Dillenburg war eine Zeitlang das politische Zentrum der Zeitgeschichte.

In der Herborner Universität¹³⁾ aber entstand durch Johann VI. dem Nassauer Gelehrtentum eine eigne protestantische Bildungsstätte. Sie befruchtete das geistige Leben des Westerwaldes nicht nur im Sinne der neuen Lehre; in ihr erwuchs die evangelische Parallele des nassauischen Nordens zur katholischen Kulturlandschaft des Südens am Rhein. Joh. Hrb. Alstedt und Comenius — der größte Lehrer und der größte Schüler jener „hohen Schule“!

Unendlich das Elend des Dreißigjährigen Krieges: Dillenburgs Dynastie litt stärker kaum als Usingen. Schweden und Kaiserliche, Melander wie Tilly, Longeville wie Turenne — eine einzige Kette des Elends, der Plünderungen und Brände durch Kriegsvölker, des wüsten Zerstörungstamels an Hab und Gut und Land.¹⁴⁾ Plebanus Miellener Chronik, ein Schrei aus Not und Tod! Und dazu die Pest, der die Brückenheilgen vergebens den Zugang zu Dorf und Stadt wehrten, die Zauberei, die Reherbrände, die Hergenprozesse. Die Türkensteuern erdroffelten danach fast die kaum wieder gesammelten Gelder der Gemeinden. Auf den Burgen aber hatte sich Gefindel eingenistet und raubte wie einst der „Stegreif“ der Ritter. Ehrenfeld und die Rüdesheimer „Weißburg“ mußten deshalb gebrochen werden.

Die französische Kriegspolitik der Zeit Ludwigs XIV. erneuerte das nationale Elend des „Großen Krieges“.

⁹⁾ Sternberg, Limburg als Kunststadt.

¹⁰⁾ Hencke, Bad Ems.

¹¹⁾ Riehl, Gräfin Ursula.

¹²⁾ Radschall, Wilh. von Dranien. — Dönges, Wilhelm von Dranien und Dillenburg. — Diez, Aus verfallenen Blättern.

¹³⁾ Schlosser, In „Land Nassau.“

¹⁴⁾ Schupp, Der Pfarrer Plebanus von Miellen. Spielmann, Graf Holzapfel. — Spielmann, Balzar von Flammersfeld. — Gros, Die letzte Nonne von Walldorf. — Beck, Regentenschaft der Gräfin Sophie Hedwig. Stückerath, Hammer und sein Ende. — Spielmann, Die Tochter des Adepten. — Riehl, Der alte Hund. Riehl, Die Werke der Barmherzigkeit. — Ziger, Untergangene Dörfer.

Elville und die Sauerburg wurden in unsrer unmittelbaren Nähe die Opfer der Zeit. Bei Rauenthal aber wurde mit französischen Freibeutern „Rheingauer Deutsch“ geredet.¹⁵⁾ Der Siebenjährige Krieg riß das Dillenburg Schloß ein. Die große französische Revolution sandte ihre Emigranten und ihre Heere über den Rhein. In nassauischen Bädern lagen jene im friedlichen Quartier, einträglich in ihrem Lurus, lästig in ihrem Treiben voll Völlerei und Übermut. Dann aber zogen die Heere Jourdan, Klebers, Marceaus, Hoche über nassauische Erde. . . .¹⁶⁾

1806 wurde das „Herzogtum Nassau“ das Ende alles Haders um eine größere nassauische Einheit. Die Nassau-Usinger hatten in Kruse und Marschall die besseren Diplomaten an Napoleons Hof. Das oranische Haus war aus Nassau verdrängt. Der Wiener Kongreß aber erkannte die Schöpfung Napoleons an. Hatten doch nassauische Truppen, in französischem Heeresdienst als tapfere Soldaten bewährt — in Spanien — und als Besatzung gern verwandt — in Berlin —, der Sache der deutschen Befreiung auch ihre Kraft gewiebt. Auf Nassaus Boden sprengte Blücher das Tor nach Frankreich hinein; bei Waterloo fochten die Nassauer im Verein der Verbündeten um die Freiheit. Sie aber hatte der größte Sohn Nassaus begründet: der Freiherr vom Stein!¹⁷⁾

Die erste ständische Verfassung wurde in Nassau verkündet; sie wollte „Bürgerglück und Wohlstand dauerhaft befestigen.“ Den Liberalismus aber ver-

¹⁵⁾ Glaubrecht, Ein Franzosenstücklein. — Riehl, Ungeschriebene Briefe. — Riehl, „Rheingauer Deutsch“. — Stadtfest von Weilburg. — Ziger, Der Feind im Land.

¹⁶⁾ Spielmann, Balzar von Flammersfeld. — Barnas, Herz Alh. — Diez, Die Schlacht bei Diez.

¹⁷⁾ Wagner, Kriegserlebnisse nassauischer Soldaten 1806–14. — Klein, Feh. vom Stein. — Weigel, Vermischte Schriften. — Jung-Stilling, Lebensgeschichte.

traten journalistisch die „Rheinischen Blätter“. Ihr Herausgeber Johannes Weigel erkannte als einer der ersten Deutschen, daß „Deutschland nur durch und mit Preußen zu retten sei.“

Das tolle Jahr¹⁸⁾ brachte Nassau die Bewegung eines deutsch-katholischen Liberalismus und außerordentliche Zugeständnisse des Herzogs an seine Untertanen. Nassau wurde ein Musterstaat: „Wir können jetzt stolz darauf sein, Nassauer zu heißen.“ Religiöse Toleranz galt im Nassauischen als Pflicht. Gründung des Limburger Bistums, Union und simultane Schulbildung sind dafür Zeugen. 1816 war durch die Niedergrafschaft Ragenelnbogen das nassauische Staatsgebiet auf 85 Quadratmeilen mit 300 000 Einwohnern abgerundet worden.¹⁹⁾

Der Lösung der deutschen Frage durch Bismarcks Politik von Blut und Eisen ist das Herzogtum im Jahre 1866 erlegen; Wilhelm I. wurde — nach Bismarcks Angabe — „gegen Konzeptionen an den Herzog durch den leidenschaftlichen Widerspruch der Deputationen früherer nassauischer Untertanen“ eingenommen; die stehende Rede derselben war: „Schüße Se uns vor dem Fürsten und sei Jagdmüde.“ Allerdings war „die Abneigung Sr. Majestät gegen Nassau ein väterliches Erbteil.“ Friedrich Wilhelm III. hatte wohl die Verdrängung der seit dem Großen Kurfürsten verwandten Dranier nicht vermeiden können.

Heute ist die Zeit dynastischer Liebe oder Abneigung vorüber. Als preussischer Vorposten am heiligen Strom hält auch Nassau eine treue Wacht am Rhein; und Herzog Adolf sprach es mit Recht: „Dynastien erlöschen, die Völker leben fort.“

¹⁸⁾ Riehl, Seines Vaters Sohn. — Riehl, Das Theaterkind. — Riehl, Der Märzminister.

¹⁹⁾ Kolb, Herzog Wilhelm. — Sauer, Herzogtum Nassau. — Schaub, Bismarck und Nassau.

Inhaltsverzeichnis der Sonder-Ausgabe „75 Jahre Wiesbadener Tagblatt“.

	Seite		Seite
Zum Geleit	1	Kunst und bildende Künstler in Wiesbaden. Von Dr. Wolfram Waldschmidt	26
Das „Tagblatthaus“ und seine Geschichte	2	Wiesbadener Musikleben. 1852–1927. Von Professor Otto Dorn	27
Wie das „Wiesbadener Tagblatt“ entsteht. Ein Gang durch Verlagshaus, Redaktion und Betriebsräume	3	Wiesbadener Theater-Erinnerungen. Von Ed. Zmand	28
Die sozialen und Wohlfahrtsanstalten des Tagblatthauses	5	Rückkehr zum Auftragsystem der Theater. Von Paul Becker	29
Wiesbadener Leben vor 75 Jahren im Spiegel des Wiesbadener Tagblatts. Von Studienrat Dr. Massenkeil	6	Theater, Film und Radio. Von Carl Hagemann, Berlin	29
Wiesbaden, ein Lebensbild. Von Alfons Paquet	9	Symbole und Aufgaben der Wiesbadener Kultur. Von Geheimrat Professor Dr. R. S. Gräsmacher	30
Dem „Wiesbadener Tagblatt“. Von Oberbürgermeister Cravers	9	Wir sein von hier! Zur Wiesbadener Mundart und Mundartdichtung. Von Otto Stückerath	31
Die wirtschaftliche Eigenart der Stadt Wiesbaden. Von Bürgermeister Schulte	10	Von der Pflege der Leibesübungen in Wiesbaden. Von A. Philippi, Wiesbaden	32
Wiesbaden in der Statistik. Von Professor Dr. Adolf Anzer	10	Wiesbadens industrielle und kommerzielle Bedeutung. Von Dr. jur. Henry Otto, Syndikus der Industrie- und Handelskammer, Sitz Wiesbaden	33
Von der Entwicklung der Wiesbadener Kur. Von Weigeordneten Dr. Heß	11	Wiesbadener Banken. Von Dr. Schöor, Wiesbaden	33
Aber das Wiesbadener Kurleben. Von Kurdirektor Hofrat Dr. Hermann Rauch	13	Die Wiesbadener Hotelindustrie. Von Dr. Cramer, Syndikus der Arbeitsgemeinschaft der Hotel- und Gastwirtsvereine Wiesbadens	34
Die Heilquellen Wiesbadens. Von Dr. med. L. Ragenstein	14	Das Handwerk in Wiesbaden. Von Albert Schröder, Handwerkskammer-Syndikus i. R. und Stadtverordneter	35
Verkehrsluftfahrt. Von Major a. D. Joseph Humann	14	Wohnungsbedarf und Bautätigkeit in Wiesbaden. Von Fritz Bildner, Architekt, B. D. A.	36
Schule und Bildungsweisen in Wiesbaden. Von Stadtrat Dr. Osterheld	15	Die Aufgaben der Bezirksverwaltung. Von Landeshauptmann W. Lutsch	37
Elternhaus und Schule. Von Magistrats-Schulrat Wilhelm Ricker	16	Die preussischen Landkreise, insbesondere der Landkreis Wiesbaden. Von Landrat Schlitt	37
Zur Geschichte des Staatlichen Gymnasiums mit Reform-Realgymnasium i. E. Von Oberstudienrat Dr. August Preising	17	Die Fortschritte der nassauischen Landwirtschaft in den letzten 75 Jahren. Von Direktor Dr. phil. S. Will	39
Wiesbaden und die nassauische Landeskirche. Von Professor D. Schlosser in Herborn	18	Polizei und Publikum. Von Kriminalkommissar Dost, Wiesbaden	40
Die katholische Kirche in Wiesbaden. Von Studienrat Dr. Johannes Jung	18	Wiesbaden als rheinische Weinstadt. Von Dr. Wilhelm Ruthe	40
Die israelitische Kultusgemeinde in Wiesbaden. Von Stadt- und Bezirksrabbiner Dr. P. Lazarus	19	Der Rheingau als Weinbaugebiet. Von Graf Ratuschka-Greifencloau, Vorsitzender des Rheingauer Weinbauvereins	41
Öffentliche und private Wohlfahrtspflege. Von Anna Reben	20	Wiesbaden und der Tannus. Von Heinrich Leis	41
Das Städtische Krankenhaus zu Wiesbaden. Von Oberarzt Dr. A. Geronne, ärztlicher Direktor der inneren Abteilung am städtischen Krankenhaus	21	Wiesbaden im Wandel der Zeiten. Von Professor Dr. Ferd. Heymach	43
Die Entwicklung der Wasser- und Lichtwerke. Von Diplomingenieur Jakob Spieser, Beigeordneter	22	Vom römischen Wiesbaden. Von Dr. F. Rutsch	44
Die nassauische Landesbibliothek. Von Professor Dr. Erich Liesegang	25	Aus Wiesbadens Frühzeit. Von Geh. Archivrat Dr. Paul Wagner	46
Das Staatsarchiv. Von Staatsarchivdirektor Dr. Domarus	25	Lebenskreis nassauischer Geschichte. Von Albert Hencke	47